

# Der Status des Normativen

Ein Beitrag zur aktuellen Debatte im Ausgang von Hegel

Florian Richter, M.A.

geb. in Mühlacker

Vom Fachbereich 02

– Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften –

der Technischen Universität Darmstadt

zur Erlangung eines Grades des Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

genehmigte

**Dissertation**

Erstgutachter: Prof. Dr. Christoph Hubig

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Petra Gehring

Drittgutachter: Prof. Dr. Andreas Luckner

Tag der Einreichung: 4. November 2014

Tag der mündlichen Prüfung: 20. Mai 2015

D 17

Darmstadt 2016



Meinen Eltern



„Wenn wir nun Alle hierin  
übereinstimmen, wird es da  
nicht wahr sein?“  
(Ich kann des Andern Zeugnis  
nicht annehmen, weil es kein  
*Zeugnis* ist. Es sagt mir nur, was  
er zu sagen *geneigt* ist.)  
Wittgenstein, *Philosophische  
Untersuchungen*, § 594.



# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
1.1	Hermeneutik des Normativen und Deontischen . . . . .	2
1.1.1	Fragestellung . . . . .	2
1.1.2	Der normative Status bei BRANDOM im Ausgang von WITTGENSTEIN	4
1.1.2.1	<i>Rules all the Way Down</i> . . . . .	4
1.1.2.2	MCDOWELLS Kritik . . . . .	5
1.1.2.3	Regularismus . . . . .	6
1.1.2.4	Theoretische Perspektive . . . . .	7
1.1.2.5	BRANDOMS Lösungsansatz . . . . .	8
1.1.3	Normative Sanktionen . . . . .	9
1.1.4	Kernproblem und Fazit . . . . .	10
1.2	Entwicklung der Fragestellung . . . . .	11
1.2.1	Der Status des Normativen . . . . .	11
1.2.1.1	Instanzen des Status des Normativen . . . . .	12
1.2.1.2	Von Problemstellungen und Fragestellungen . . . . .	13
1.2.1.3	Weshalb und auf welche Weise im Ausgang von HEGEL? .	15
1.2.2	Determinierende und modifizierende Bestimmungen . . . . .	17
1.2.2.1	Von Voraussetzungen und Bedingungen . . . . .	19
1.2.2.2	Ertrag für die Arbeit . . . . .	21
<b>I</b>	<b>Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs</b>	<b>25</b>
<b>2</b>	<b>Die ontologisch-metaphysische Debatte über Normativität – Forschungs-</b>	<b>29</b>
	<b>stand I</b>	
2.1	Von Festlegungen und Dogmen . . . . .	31
2.2	Formen des Realismus . . . . .	37
2.2.1	Naturalismus . . . . .	37
2.2.1.1	Dogmatischer Naturalismus . . . . .	38
2.2.1.2	Offener Naturalismus . . . . .	42
2.2.1.3	Der positive Ansatz eines „Offenen Naturalismus“? – MC-	
	DOWELLS Naturalismus . . . . .	48
2.2.2	Normativ-metaphysischer Realismus, <i>Supernaturalism</i> oder Platonis-	
	mus . . . . .	49

2.3	Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs I . . . . .	63
2.3.1	Die Grammatik des Realismus . . . . .	64
2.3.1.1	Namen . . . . .	65
2.3.1.2	Logische Struktur und Hypostasierung . . . . .	67
2.3.1.3	Vom Präsupponieren von Intensionen zu ‚bedeutungsvoller‘ Rede . . . . .	67
2.3.1.4	Pragmatistische Dimension . . . . .	70
2.3.2	Die Verortung des Subjekts – Reflexionsbegriffliche Rekonstruktion .	73
2.3.2.1	Die Unterscheidung zwischen qualitativen und begrifflichen Urteilen . . . . .	73
2.3.2.2	Die vermittelnde Dimension . . . . .	76
2.3.2.3	Die Hypostasierung des gemeinsamen Grundes – Fakten . .	81
2.3.3	Formanalyse und Hermeneutik – Realismus <i>nach</i> MCDOWELL und BRANDOM . . . . .	82
2.3.3.1	Unterwegs zu einer antidogmatischen Ontologie (a.) . . . .	83
2.3.3.2	Unterwegs zu einer antidogmatischen Methodologie (b.) . .	84
2.3.3.3	Wahrmacher <i>revisited</i> (c.) . . . . .	87
2.3.3.4	Fazit . . . . .	88
3	<b>Die metaethische Debatte über Normativität (<i>Practical Reason</i>) – For- schungsstand II</b>	<b>91</b>
3.1	Theoretische Zugänge zum praktischen Verstand . . . . .	92
3.1.1	Unmittelbarkeit – Seinsstatus und theoretischer Status . . . . .	92
3.1.2	Problemstellungen in der Metaethik . . . . .	93
3.1.3	Problemstellungen zur Normativität des praktischen Verstandes . . .	96
3.1.3.1	Ontisch-deduktives Paradigma . . . . .	96
3.1.3.2	Hypothetische Imperative . . . . .	98
3.1.4	Theoretische Modelle des praktischen Verstandes . . . . .	101
3.1.4.1	Handlungserklärungen – Das Spiel mit „Gründen“ . . . . .	102
3.1.4.2	Handlungssteuerung – Das Spiel mit Mitteln . . . . .	108
3.1.4.3	Fazit . . . . .	118
3.1.5	Mittel und Zweck . . . . .	119
3.1.5.1	Die Intensionen von Mittel und Zweck . . . . .	120
3.1.5.2	Unterwegs zu einem antidogmatischen Gebrauch von Mit- tel und Zweck? . . . . .	121
3.2	Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs II . . . . .	127
3.2.1	Die Grammatik der „Gründe“ . . . . .	127
3.2.1.1	Zustände und „deduktives Paradigma“ . . . . .	128
3.2.1.2	Objektstufige Gründe . . . . .	129
3.2.1.3	Der Gegensatz generischer Sätze . . . . .	130
3.2.2	Die Entwicklung des Selbstbewusstseins – Anerkennung – Arbeit: Vom Vermitteltsein zum Vermitteln . . . . .	132
3.2.2.1	„Verstand“ und <i>practical reason</i> – „Spiel der Kräfte“ . . .	134
3.2.2.2	Handlungssteuerung <i>revisited</i> . . . . .	135



3.2.2.3	Handlungserklärung <i>revisited</i> . . . . .	135
3.2.2.4	Das Herausarbeiten aus der Welt – ‚Proto-Freiheit‘ . . . . .	137
3.2.2.5	Begriffliche Rekonstruktion . . . . .	139
3.2.2.6	Die Pathologie des „Herrn“ . . . . .	143
3.2.2.7	Fazit . . . . .	144
<b>4</b>	<b>Die behavioral-dispositionale Debatte über Normativität – Forschungs-</b>	<b>stand III</b>
		<b>145</b>
4.1	Behavioral-dispositionale Theoriemodelle . . . . .	145
4.1.1	Problemstellung . . . . .	145
4.1.1.1	Rezeptivität – Eine einseitige Vorstellung . . . . .	146
4.1.1.2	Die Vorstellung der Passivität – Eine andere Form des nor-	
	mativen Realismus . . . . .	147
4.1.2	Analogien – Probleme innerhalb der Debatte I . . . . .	149
4.1.2.1	Wahrnehmung . . . . .	149
4.1.2.2	Dispositionen . . . . .	151
4.1.2.3	Fazit – Die Grenzen analogischen Denkens . . . . .	152
4.1.3	Begriffliche Differenzierungen – Probleme innerhalb der Debatte II .	152
4.1.3.1	Ethische und dianoetische Tugenden – ARISTOTELES . . .	152
4.1.3.2	Der Begriff der Fähigkeit . . . . .	154
4.1.4	Normative Standards und Rechtfertigung – Probleme innerhalb der	
	Debatte III . . . . .	156
4.1.5	Fazit . . . . .	157
4.2	Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs III . . . . .	159
4.2.1	Die Grammatik der Dispositionen . . . . .	159
4.2.1.1	Die Rede von Prädikaten ohne Subjekt . . . . .	159
4.2.1.2	Die zugrunde liegende modallogische Struktur – Logische	
	Hypostasierung . . . . .	161
4.2.1.3	Fazit . . . . .	167
4.2.2	Selbstbewusstsein und Spontaneität . . . . .	168
4.2.2.1	Vollzug der Spontaneität – Setzen . . . . .	168
4.2.2.2	„Die gesetzprüfende Vernunft“ – Kantianischer Formalismus	170
4.2.3	Die verlässlichen Mittel – Appell und „Vermittlung“ . . . . .	172
4.2.3.1	Verlässliche und bewährte Traditionen . . . . .	173
4.2.3.2	Gegebene Mittel-Zweck-Verbindungen . . . . .	174
4.2.3.3	Fazit und Ausblick . . . . .	176
<b>II</b>	<b>In Praxen – Das Normative der Praxis</b>	<b>179</b>
<b>5</b>	<b>Ebenen der Begründung – Von realen zu theoretischen Mitteln</b>	<b>187</b>
5.1	Präsuppositionen . . . . .	188
5.2	Transzendente Argumentation oder Widerlegung des Idealismus? . . . . .	190
5.3	Vom theoretischen Status zum sittlichen Status . . . . .	194

<b>6</b>	<b>Die Herkunft des Normativen – Sozialer Status</b>	<b>197</b>
6.1	Natur und Gemeinschaft – Die evolutionstheoretische Geschichte . . . . .	198
6.2	Kultur und Gemeinschaft – Die vertragstheoretische Geschichte . . . . .	202
6.3	Die Geschichte der kollidierenden Pflichten – „Die sittliche Handlung“ als das Aufscheinen des Widerspruchs . . . . .	205
6.4	(Transzendente) Dialektik – Der kritische Teil . . . . .	206
6.4.1	Die Dialektik als Weg vom Bedingten zum Unbedingten . . . . .	207
6.4.1.1	Von Gegensätzen und Widersprüchen . . . . .	208
6.4.1.2	Transzendente Dialektik und skeptische Methode . . . . .	208
6.4.1.3	Grund und Vermittlung . . . . .	210
6.4.2	Der gemeinsame Grund der beiden Gemeinschaftsformen . . . . .	210
6.5	Selbstbewusstsein <i>revisited</i> . . . . .	211
6.5.1	Entfremdung – Das Aufscheinen des sprachlichen „Ich“ . . . . .	211
6.5.2	Der (institutionalisierte) Akt des Verzeihens . . . . .	213
<b>III</b>	<b>Das Normative der Anerkennung – oder die Möglichkeiten des Anerkennens</b>	<b>215</b>
<b>7</b>	<b>Die Koordinaten Brandom und McDowell</b>	<b>221</b>
7.1	Idealer Zustand . . . . .	221
7.2	Realer Anerkennungsvollzug . . . . .	223
7.3	Recht . . . . .	226
7.4	Aktueller Status . . . . .	228
7.5	Moralität . . . . .	230
7.6	Sittlichkeit . . . . .	232
7.7	Fazit . . . . .	234
<b>8</b>	<b>Anerkennung als normatives Korrektiv?</b>	<b>237</b>
8.1	Genese der Anerkennung? . . . . .	238
8.2	Wechselseitige Anerkennung als normatives Korrektiv? . . . . .	240
8.3	Entfremdung <i>revisited</i> . . . . .	243
<b>IV</b>	<b>Fazit und Epilog</b>	<b>247</b>
<b>9</b>	<b>Fazit</b>	<b>249</b>
9.1	Die Topographie des Normativen . . . . .	249
9.2	Die Reflexivität <i>im</i> Absoluten . . . . .	253
9.2.1	Reflexion . . . . .	256
9.2.2	Wissen des Wissens . . . . .	256
9.2.3	Philosophiegeschichte . . . . .	257
9.2.4	Therapeutischer Quietismus – Fazit . . . . .	258

<b>Epilog – Hermeneutischer Metadiskurs</b>	<b>261</b>
Von Ismen und Quasi-Ismen . . . . .	261
HEGELS Geschichte – Im Dialog mit HEGEL . . . . .	265
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>275</b>
<b>Anhang</b>	<b>289</b>
Abstracts . . . . .	289
Curriculum Vitae . . . . .	291
Danksagung . . . . .	292



# 1 Einleitung

Im aktuellen philosophischen Diskurs spielt der Terminus „Normativität“ eine herausgehobene Rolle und ist geradezu „ubiquitär“.<sup>1</sup> Es handelt sich hierbei lediglich um eine Feststellung, die zunächst auch unproblematisch erscheint. Robert BRANDOM behauptet, dass durch seine Untersuchungen in *Making It Explicit* die „normative Dimension der sprachlichen Praxis“ („normative dimension of linguistic practice“) und auch die Rede von Normen weniger mysteriös erscheinen soll.<sup>2</sup> John McDOWELL weist dann darauf hin, dass BRANDOM eben davon ausgeht, dass „Normativität“ („normativity“) schon mysteriös sei und es eine „philosophische Pflicht“ („philosophical obligation“) sei, der Normativität ihren dunklen und mysteriösen Charakter zu nehmen.<sup>3</sup> Wenn man nun die Feststellungen miteinbezieht, dass Normativität allgegenwärtig sei und dass wir „normative Wesen“<sup>4</sup> seien, dann käme man um diese Pflicht als Philosoph nicht herum. Zumindest wenn man BRANDOMS Lösungsversuch und Problemstellung nicht ‚ungeprüft‘ – eine weitere ‚philosophische Pflicht‘ – übernehmen will. Ich werde deshalb im ersten Abschnitt der Einleitung seine Herangehensweise kritisch durchleuchten, um dann im Anschluss an diese Kritik meine Fragestellung zu entwickeln.

Jede philosophische Untersuchung sollte mit einem Bekenntnis beginnen und nicht mit einer Festlegung oder einem philosophischen Rätsel, das durch eine Festlegung „gelöst“ wird. Es ist das Bekenntnis, die Festlegung oder das Rätsel zu prüfen. Diese Prüfung kann immer nur im Rahmen einer Hermeneutik geschehen, denn sie legt die Festlegungen auseinander. Hierzu müssen die Begriffe der Hermeneutik explizit gemacht werden, wie z.B. Dogma, Festlegung oder Berechtigung. Diese Begriffe bilden das hermeneutische Handwerkszeug einer solchen Untersuchung. In einem zweiten Schritt muss dann der Status des Begrifflichen geklärt werden. Wie die hermeneutische Herangehensweise zeigen wird, bilden Begriffe nicht die Realität

---

<sup>1</sup>Peter STEMMER (vgl. Stemmer, Peter, *Normativität, Eine ontologische Untersuchung*, Berlin/New York 2008, 12), Mario DE CARO und David MACARTHUR (vgl. De Caro, Mario/Macarthur, David, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“. In: De Caro, Mario/Macarthur, David (Hg.): *Naturalism and Normativity*, New York 2010, 9) stellen dies fest, wobei sich ihre Frage- und Problemstellung von der hier projektierten stark unterscheiden (s. dazu Kapitel 2).

<sup>2</sup>Vgl. Brandom, Robert, *Making It Explicit, Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge (Mass.) 1994, xiii/xiv.

<sup>3</sup>Vgl. McDowell, John, „How Not to Read *Philosophical Investigations*: Brandom’s Wittgenstein“. In: McDowell, John, *The Engaged Intellect, Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.) 2009, 104 Anm. 5.

<sup>4</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 641.

oder ‚Welt‘ ab, sondern bestimmen unseren Umgang mit ihr, d.h. der Status des Begrifflichen ist pragmatistisch auszudeuten (s. hierzu das zweite Kapitel).

### 1.1 Hermeneutik des Normativen und Deontischen

Der erste Teil des Projektes ist eine kritische Rekonstruktion verschiedener Positionen, die versuchen den Status des Normativen zu validieren. Diese Positionen unternehmen ontologische, epistemologische und methodologische Festlegungen. Die Aufgabe einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ (HND) ist es, diese Festlegungen offenzulegen und zu hinterfragen. Es mag wie eine rohe Simplifizierung dieser Positionen erscheinen, aber die Modellierungen sind notwendig, um sie in den Griff zu bekommen, d.h. sie zu begreifen. Die untersuchten Positionen dienen als paradigmatische Modelle, um den Status des Normativen durch verschiedene Stufen hindurch zu entwickeln.

Nicht die Simplifizierungen sollten die kritisierten Standpunkte bekümmern, sondern ihre Festlegungen, denn sie nehmen diese als Eröffnung eines Raums, der nur ihr herausgehobenes Vokabular oder ihre Methode als angemessen zulässt, wobei das Eingehen einer Festlegung schon ein normatives und deontisches Tun ist, wie BRANDON in *Making It Explicit* darlegt. Wenn diese Positionen aber nicht schon über ein normatives und deontisches Sprachspiel verfügen und es explizit gemacht haben, dann können sie auch ihre Festlegungen nicht selbst hinterfragen. D.h. sie sprechen *über* den Status des Normativen, aber ihre zugrunde liegenden Festlegungen sind schon normativ.

Im Folgenden werde ich eine genauere Auseinandersetzung mit BRANDONS normativem und deontischen Sprachspiel führen, um auf eine Problematik in seinen Überlegungen hinzuweisen, welche die Grenzen seines Sprachspiels aufzeigt und die Entwicklung meines Projektes bestimmen wird. Dieser Einführung in eine „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ werden im Laufe meiner Untersuchung weitere Bausteine hinzugefügt.

#### 1.1.1 Fragestellung

Ich gebrauche BRANDONS normatives und deontisches Vokabular aus *Making It Explicit*, um Festlegungen verschiedener Theorien über Normativität darzulegen und auf ihre Berechtigung hin zu überprüfen. – Die Darstellung der Forschungsstände beruht auf dieser Vorgehensweise. – Ein zentrales Problem, das von MCDOWELL aufgezeigt wird und sich auch als ein schwerwiegendes Problem für meine Arbeit erweisen könnte, ist: *Was berechtigt BRANDON, sich*

darauf festzulegen, „Berechtigung“ und „Festlegung“ als zentrale Begriffe in sein methodisches Sprachspiel einzuführen? Dies ist nicht zufällig eine Formulierung in BRANDOMS Vokabular, denn man könnte hier nun einwerfen, dass allein schon die Frage auf BRANDOMS „Grundbegriffe“<sup>5</sup> („Festlegung“ und „Berechtigung“) zurückgreifen muss. Im Ausgang der hier untersuchten Fragestellung nach dem Status des Normativen wird dann deutlich, dass die Fragestellung in der Lage ist, auch BRANDOMS Zugang zu problematisieren und zu kontextualisieren. – Eine mögliche transzendental-pragmatische Argumentation will ich aber nicht weiter verfolgen, denn ich bezweifle *nicht*, dass es sich um ‚Grundbegriffe‘ handelt, sondern welche Rolle sie in BRANDOMS methodischem Sprachspiel spielen, d.h. *wie* er sie verwendet.

„Festlegung“ („commitment“) und „Berechtigung“ („entitlement“) sind die Begriffe, anhand derer ein deontisches Sprachspiel des Kontoführens eingeführt werden kann. Festlegungen einer Teilnehmerin können z.B. dahingehend hinterfragt werden, ob sie zu diesen Festlegungen auch berechtigt ist, d.h. ob sie in der Lage ist, Gründe für ihre Festlegungen zu geben. BRANDOM nennt dies in Anlehnung an Wilfrid SELLARS: ‚the language-game of giving and asking for reasons‘. – Ich will hier bei dieser groben Skizzierung bleiben.

Nach BRANDOM ist man durch die Anwendung der „normativen Begriffe“ („Festlegung“ und „Berechtigung“) auf eine Überzeugung festgelegt oder zu ihr berechtigt, dabei handelt es sich um einen „normativen Status“ – genauer und spezifischer: um einen „deontischen Status“.<sup>6</sup> Jetzt kommt aber der entscheidende Punkt: Er bemerkt zu ihrer Rolle in *seinem* (methodischen) Sprachspiel, dass sie „deontic primitives“ seien<sup>7</sup> – also eigentlich unerklärte Erklärer. Dieser Zug – deontische ‚Grundbegriffe‘ als unerklärte Erklärer zu gebrauchen – ist ein Kritikpunkt, den MCDOWELL in seinem Aufsatz „Motivating Inferentialism: Comments on Chapter 2 of *Making it Explicit*“ vorbringt. Des Weiteren bezweifelt MCDOWELL, dass eine Beschreibung einer Praxis, die nur in diesen Termini gegeben wird, hinreicht, um

<sup>5</sup>BRANDOM schreibt, dass „commitment“ und „entitlement“ „primitive“ seien. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 160.) In der deutschen Übersetzung wird daraus, dass es sich um „deontische[] Grundbegriffe“ handelt. (Vgl. Brandom, Robert, *Expressive Vernunft, Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*, übersetzt von Eva Gilmer und Hermann Vetter, Frankfurt am Main 2000, 243/244.) Es handelt sich also um höherstufige Begriffe in einem methodischen Metasprachspiel, wobei die deutsche Übersetzung ihre Rolle als unerklärte Erklärer verschleiert.

Vgl. auch, dass John MCDOWELL, in seiner Kritik an BRANDOMS Inferentialismus, glaubt, dass G.W.F. HEGEL nicht dem Konzept von „conceptual primitives“ zustimmen würde: „But it seems off-key to read Hegel as having any sympathy with an idea of conceptual primitives. Inferentialism shares with representationalism a linear style of conceptual clarification, starting with something supposedly independently understood. That is surely not a Hegelian way of proceeding.“ (Vgl. McDowell, John, „Motivating Inferentialism: Comments on Chapter 2 of *Making it Explicit*“. In: McDowell, John, *The Engaged Intellect, Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.) 2009, 291 Anm 4.) Wobei BRANDOM sich bewusst ist, dass es auch andere Herangehensweisen an diesen Problembereich gibt. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 669 Anm. 90.)

<sup>6</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 159.

<sup>7</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 160.

## 1 Einleitung

„discursive“ zu sein.<sup>8</sup> – Bevor ich aber diese Kritik genauer fassen kann, will ich ein paar Schritte zurück gehen. Die Diskussion des deontischen Sprachspiels wird auch erst im dritten Kapitel von *Making It Explicit* geführt. Ich werde auf das erste Kapitel kurz eingehen, um so MCDOWELLS Kritik besser einordnen zu können.

### 1.1.2 Der normative Status bei Brandom im Ausgang von Wittgenstein

Der deontische Status ist eine Verfeinerung oder Ausdifferenzierung des normativen Status, der im ersten Kapitel von *Making It Explicit* erörtert wird, das den Titel „Unterwegs zu einer normativen Pragmatik“ trägt. Ich werde hier zunächst BRANDOMS und MCDOWELLS unterschiedliche Wittgensteinauslegung als Startpunkt nehmen. Denn gerade BRANDOM hat darauf hingewiesen, dass es sich bei diesen Überlegungen mehr um eine Position handelt, auf die er sich festlegt, und dafür eine „Kette von historischen Figuren hinwirft“ – qua Autoritäten –, statt hierfür im ‚großen‘ Umfang zu argumentieren. Hier wird *hingegen*, im Ausgang der sogenannten „Regelfolgeproblematik“ bei Ludwig WITTGENSTEIN, BRANDOMS Zugang problematisiert. Und zwar dahingehend, dass der Status des Regelfolgens hinterfragt wird, um dann das Regelfolgen als normativen Vollzug des Subjekts zu begreifen. Wenn sich zeigen lässt, dass BRANDOM sich den Vollzug des Subjekts lediglich als ein dispositionales Verhalten vorstellt, dann ist der Status des Subjektes inadäquat dargestellt, da es nicht *als* vollziehend begriffen wird. Die Verwendung der deontischen Grundbegriffe („Festlegung“ und „Berechtigung“) sind dann bei ihm lediglich über dispositionales Verhalten *vermittelt*. Dies ist meine These, die ich in den nächsten Abschnitten untermauern werde.

#### 1.1.2.1 *Rules all the Way Down*

Nach BRANDOM versucht WITTGENSTEIN in den *Philosophischen Untersuchungen (PU)*, wenn er das Regelfolgen erörtert, einem „Regulismus“ auf der einen Seite und einem „Regularismus“ auf der anderen Seite zu entgehen. Der *Regulismus* geht davon aus, dass Normen in expliziter Fassung vorliegen müssen – also als Regeln. Dabei wird aber die Problematik aufgeworfen, wie diese immer schon allgemeinen Regeln dann vermittelt sind, um im Einzelfall angewendet werden zu können. Diese vermittelnde Leistung könne ja eine weitere Regel übernehmen, die eben die Anwendung regelt. Nur steuert man so in einen infiniten Regress.<sup>9</sup>

<sup>8</sup>Vgl. McDowell, „Motivating Inferentialism“, 295.

<sup>9</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 18-30.



Um dieser Gefahr zu entgehen, behauptet BRANDOM, und nach ihm angeblich auch WITTGENSTEIN, dass es einen normativen Bereich („level of normativity“<sup>10</sup>) gebe, der implizit in einer Praxis schon „praktische Richtigkeiten oder Korrektheiten“ („practical proprieties“) enthält, die dann explizit gemacht werden können.<sup>11</sup> – D.h. Regeln seien nicht „all the way down“, wie BRANDOM bemerkt.<sup>12</sup> – Und nach BRANDOMS WITTGENSTEIN ist es so, dass „rulish proprieties depend on some more primitive sort of practical propriety“. Diese „praktischen Richtigkeiten“ sollen also auch primitiv sein.<sup>13</sup>

### 1.1.2.2 McDowells Kritik

Worauf ich hier hinweisen will ist – und dies ist auch ein wichtiger Punkt in MCDOWELLS Kritik an BRANDOM<sup>14</sup> –, dass BRANDOM sich hier auf einen normativen Bereich unterhalb expliziter Regeln festlegt. Diese *Festlegung* ist eine Folge seiner Auslegung des Regelfolgeproblems und der damit verbundenen Zurückweisung des Regulismus.<sup>15</sup> MCDOWELLS WITTGENSTEIN plädiert dafür, dass die Normativität einer sprachlichen Praxis dadurch charakterisiert sei, dass sie „precisely rules all the way down“ sei<sup>16</sup> – obwohl es für MCDOWELL egal ist, ob diese Regeln „non-discursive“ ausgedrückt werden (vgl. z.B. „Wegweiser“, wie bei WITTGENSTEIN<sup>17</sup>) oder „discursive“ ausgedrückt werden.<sup>18</sup> Regeln seien nicht „normativ träge“ („normatively inert“)<sup>19</sup>, d.h. sie können *unmittelbar* von einer Teilnehmerin einer Praxis befolgt werden, wenn sie zuvor in diese eingeführt worden ist.<sup>20</sup> Bei diesem Können handle

<sup>10</sup>McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 98.

<sup>11</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 20.

<sup>12</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 20. Wichtig für BRANDOM ist aber auch, dass der Bereich des Normativen von einem naturalistischen Bereich abgegrenzt wird. Ersterer wird konstituiert durch „normativ interne Sanktionen“, während wohl an dessen Rändern auch „externe Sanktionen“ in naturalistischem Vokabular möglich sein sollen, wobei dies auch zu einer naturalistisch-reduktionistischen Lesart führen könne. BRANDOM plädiert deshalb dafür, dass es *möglich* sei, dass nur normatives Vokabular gebraucht wird, um eine Gemeinschaft zu interpretieren. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 44 und ebd.: „It is possible to interpret a community as instituting normative statuses by their attitudes of assessment, even though each such status that is discerned is responded to by sanctions that involve only other normative statuses. It is compatible with the sanctions paradigm of assessment, and so of normative attitude, that it should be ‚norms all the way down.‘“)

<sup>13</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 20.

<sup>14</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 98.

<sup>15</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 103/104.

<sup>16</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 102.

<sup>17</sup>Vgl. Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 1, Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 2006, § 85.

<sup>18</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 100.

<sup>19</sup>McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 100.

<sup>20</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 101/103.

## 1 Einleitung

es sich um eine „Fähigkeit“ („capacity“) im Sinne von Immanuel KANTS ‚Urteilkraft‘.<sup>21</sup>

### 1.1.2.3 Regularismus

Zurück zu BRANDOMS Bereich des Normativen: Die Gefahr soll nun darin bestehen, dass aufgrund der praktischen Richtigkeiten, die implizit in der Praxis ‚enthalten‘ sein sollen, man in einen Regularismus ver falle, d.h. Normen als bloße Regularitäten auffasse. Dabei ergibt sich das Problem, dass es möglich wäre, für jede endliche Serie von Performanzen (performances) – dies sind schlicht Verhaltensäußerungen, ‚später‘ und elaborierter in einer sprachlichen Praxis auch Sprechakte – eine unbestimmte Menge an Wegen anzugeben, wie diese endliche Serie fortgesetzt werden könne, und somit könne jegliches weitere Verhalten eines Individuums als Ausdruck irgendeiner Regularität charakterisiert werden, also gebe es auch keine Möglichkeit der Bestimmung des ‚richtigen‘ Fortsetzens.<sup>22</sup> Als (beobachtend-theoretischer) Interpret des Verhaltens anderer wie auch des eigenen Verhaltens, solle man damit Gefahr laufen, sich in der Menge der möglichen Regularitäten zu verlaufen. – BRANDOM will nun dieser Gefahr dadurch entgehen, dass er voraussetzt, dass wir immer schon an normativen Praxen teilnehmen. Er versucht nun gerade das Kunststück zu vollbringen, eine „Theorie der Praxen“<sup>23</sup> zu entwerfen, aber dennoch zu zeigen, dass diese nicht die Perspektive der Teilnehmerin an der normativen Praxis transzendieren darf, wenn eine solche ‚Theorie‘ nicht in einen Regularismus oder einen Regulismus verfallen soll.

Aber müssten wir dann, wenn wir an einer Praxis teilnehmen, nicht schon wissen, was das Normative auszeichnet? BRANDOMS Antwort darauf ist: Bei der Normativität bestehe die Möglichkeit des Scheiterns (oder des Begehens eines Fehlers), d.h. es sei möglich, nicht einer Norm zu ‚entsprechen‘.<sup>24</sup> Wir hätten also immer schon eine ‚Vorstellung‘<sup>25</sup> von der ‚richtigen

<sup>21</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 103 und 110/111. Die Fähigkeit spielt die vermittelnde Rolle, d.h. es handelt sich nicht um einen naiven (Regel-)Realismus. Die Vermittlung leistet bei BRANDOM die „Einstellung“ („attitude“) (s.u.).

<sup>22</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 26-30 und vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 96.

<sup>23</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 29 und vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 97/98.

<sup>24</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 31: „It is an essential feature of the sort of government by norms that Kant is pointing to that it is compatible with the possibility of *mistakes*, of those subject to the norms going *wrong*, *failing* to do what they are obliged by those norms to do, or doing what they are *not* entitled to do. The ‚ought‘ involved in saying that a stone subject to no other forces *ought* to accelerate toward the center of the earth at a rate of 32 feet per second per second shows itself to have the force of an attribution of natural or causal necessity by entailing that the stone *will* so act. The claim that it in this sense ought to behave a certain way is incompatible with the claim that it does not do so. In contrast, no such entailment or incompatibility is involved in claims about how we intentional agents ought to behave, for instance what else one of us is committed to believe or to do by having beliefs and desires with particular contents. Leaving room for the

Anwendung‘ der Norm, d.h. auch, dass wir in der Lage seien, eine „praktische Einstellung“ („practical attitude“) einzunehmen – genauer eine „normative praktische Einstellung“ („normative practical attitude“). BRANDON nennt diese Form der Anerkennung auch eine „*implizite* oder *praktische* Anerkennung der Korrektheit einer Klasse von Performanzen“ („acknowledging *implicitly* or *in practice* the correctness of some class of performances“).<sup>26</sup>

### 1.1.2.4 Theoretische Perspektive

Schlägt *dagegen* die Erklärung eines Verhaltens über ein kausales Gesetz (oder einen Regularismus) fehl, dann wurde dessen Aktualisierung durch ein anderes Gesetz (eine andere Regularität) ‚gestört‘ – normativ (und dann uneigentlich) ausgedrückt, wäre das Verhalten einfach auf eine andere Norm festgelegt und damit auch nicht falsch. In den Naturwissenschaften oder in einem elaborierten Behaviorismus müssten deshalb Kriterien entwickelt werden, die anzeigen, welches Gesetz oder ‚Verhaltensmuster‘<sup>27</sup> denn nun aktualisiert wurde.<sup>28</sup> Im Regularismus gibt es diese Kriterien nicht oder einen Weg, die ‚richtige‘ Regularität „als irgendwie *privilegiert*“ auszuwählen („some way of picking out, as somehow *privileged*“), und er kann die „normative Unterscheidung zwischen dem, was getan wird, und dem, was getan werden sollte“, nicht aufrecht erhalten.<sup>29</sup> Es zeigt sich hier also, dass eine naturalistisch-behavioristische Untersuchung von Verhaltensmustern schon über ‚normative‘ Kriterien ‚verfügen‘ sollte, wenn sie angeben will, welches Verhalten denn folgen ‚soll‘.

---

possibility of mistakes and failures in this way is one of the essential distinguishing features of the ‚ought‘ that express government by norms in the sense that is being taken as characteristic of us, as opposed to it. The sense in which we are *compelled* by the norms that matter for intentionality, norms dictating what we are under various circumstances obliged to believe and to do, is quite different from natural compulsion.“

<sup>25</sup>Zweite Korrektheit bei MCDOWELL. (Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 102 und 109/110 mit Bezug auf: Brandom, *Making It Explicit*, 21.)

<sup>26</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 32 und ebd.: „Consideration of this third thesis of Kant’s sharpens the point, however, by focusing it on the capacity to adopt a normative practical attitude – to act in such a way as to attribute a normative significance, without doing so by *saying* that that is what one is doing. The question now becomes, What must one be able to *do* in order to count as *taking* or *treating* a performance as correct or incorrect? What is it for such a normative attitude – attributing a normative significance or status to a performance – to be implicit in practice? The importance of this question is a direct consequence of Kant’s point, once his rendering has been deintellectualized by replacing grasp of principles with mastery of practices.“

<sup>27</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 28.

<sup>28</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 28.

<sup>29</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 28.

## 1 Einleitung

### 1.1.2.5 Brandoms Lösungsansatz

(1.) BRANDOM geht also davon aus, dass es, im Gegensatz zu Objekten, die sich gemäß ‚kausaler‘ Regeln oder ‚kausalen‘ Gesetzen verhalten – wie ich schon erwähnt habe –, normativen Wesen wie uns möglich ist, sich gemäß der „Vorstellung einer Regel“ („conception of a rule“) zu verhalten. Eine Einsicht, die BRANDOM KANT zuschreibt und die er aufgreift.<sup>30</sup> D.h. dann auch, dass der „Zwang“ („compulsion“) dieser ‚Regeln‘ durch unsere „Einstellung“ („attitude“) ihnen gegenüber vermittelt ist.<sup>31</sup> Diese vermittelnden Einstellungen sollen also eine wichtige Brücke darstellen, um zu verstehen, wie wir Normen oder dann Regeln verstehen können.<sup>32</sup> (2.) Beurteilt wird nicht der Inhalt einer Norm, d.h. ihr normativer Gehalt.<sup>33</sup> Bei BRANDOM ist eine Beurteilung des (begrifflichen) Inhalts einer Norm nicht möglich, da die normative Pragmatik, die er darlegt, noch gar nicht sprachlich verfasst sein muss.<sup>34</sup> Des Weiteren kann man fragen, wie es denn möglich sein soll, eine Vorstellung von einer impliziten Norm zu haben, die nur aus einem (praktischen) Wissen-wie besteht und nicht aus einem Wissen-dass? Nur weil man das Verhalten anderer als richtig oder falsch beurteilt? (3.) Was versteht BRANDOM aber unter einer Beurteilung? – Die Beurteilung bestehe in der Sanktionierung eines Verhaltens als korrekt oder inkorrekt. Es geht ihm bei der „Beurteilung“ („assessment“) einer Norm also um die Folgen einer Performanz.<sup>35</sup> Dadurch entsteht, nach John

<sup>30</sup>Es handelt sich wohl um KANTS Unterscheidung von „Legalität“ und „Moralität“. (Vgl. Kant, Immanuel, *Kritik der praktischen Vernunft*, Hamburg 2003, 110 (AA 81).)

Die Rede von der „Vorstellung einer Norm“ („conception of a rule“) (vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 30-32) könne eine Metaregel oder -norm implizieren, die auch als Entität verstanden werden könne, wogegen Wilfrid SELLARS, laut McDOWELL, argumentiert. (Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 111 Anm. 8.) Wird die Metaregel oder -norm vorsprachlich intuitiv erfasst, führt dies wieder zu einem Regress. BRANDOM versucht dies deshalb praxisimmanent zu lösen.

<sup>31</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 31: „He [Kant] characterizes it substantively as acting according to a *conception* or a *representation* of a rule, rather than just according to a rule. Shorn of the details of his story about the nature of representations and the way they can affect what we do, the point he is making is that we act according to our *grasp* or *understanding* of rules. The rules do **not immediately** compel us, as natural ones do. Their compulsion is rather **mediated** by our *attitude* toward those rules. What makes us act as we do is not the rule or norm itself but our *acknowledgment* of it.“ (Fettdruck vom Autor, F.R.) Und vgl. ebd., 35: „norms are discerned only where attitudes – acknowledgments in practice of the bindingness of those norms – **play a mediating role** in regularities.“ (Fettdruck vom Autor, F.R.)

<sup>32</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 32: „We rational beings are also capable of grasping or understanding the norms, of making assessments of correctness and incorrectness according to them.“

<sup>33</sup>Diese Kritik steckt wohl implizit auch in McDOWELLS Aufsatz „How Not to Read *Philosophical Investigations*: Brandom’s Wittgenstein“.

<sup>34</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, xxii: „The account of norm-instituting social practices must appeal to capacities that are plausibly available in primitive prelinguistic cases, and yet provide raw materials adequate for the specification of sophisticated linguistic practices, including logical ones.“

<sup>35</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 32: „To be one of us in this sense of ‚us‘ is to be the subject of normative attitudes, to be capable of acknowledging proprieties and improprieties of conduct, to be able to treat a performance as correct or incorrect.“

HAUGELAND, eine Konformität, die auch BRANDOM zunächst zu akzeptieren scheint<sup>36</sup>, und er versteht dies als eine Geschichte, wie normgeleitetes Verhalten in der natürlichen Welt entstehen könne.<sup>37</sup> Es ist also so, dass es nur „normatives“ Verhalten gebe, wenn es sanktioniert werde, und nur dann auch von Normen gesprochen werden könne. Wobei die Charakteristik des Normativen bestehen bleibe, dass „unrichtige, unangemessene oder falsche Performanzen“ als solche erkannt werden, indem sie (negativ) sanktioniert werden.<sup>38</sup> Dies führt (4.) zu einer Begründungsproblematik: BRANDOM weist darauf hin, dass diese Form eines sanktionsbasierten Zugangs zur Normativität eigentlich wieder auf einen nicht-normativen Regularismus reduziert werden könne. – Wie kann der Status des Normativen validiert werden, ohne dass man in einen nicht-normativen Regularismus zurückfällt?<sup>39</sup>

### 1.1.3 Normative Sanktionen

Es ist nach BRANDOM möglich, einen sanktionsbasierten Zugang zum Normativen zu haben, ohne dass man in einen Naturalismus ver falle. Er stellt heraus, dass Lob („reward“) und Tadel („punishment“) – als „positive und negative Sanktionen“ – eine „normative Signifikanz“ haben oder ‚besitzen‘.<sup>40</sup> BRANDOM schließt zwar nicht aus, dass eine naturalistisch-reduktive Geschichte darüber erzählt werden könne, aber er gibt dem Ganzen eine andere Wendung. Und zwar dadurch, dass es sich bei den Sanktionen, um eine „Änderung des normativen Status“ und nicht des „natürlichen Zustandes“ handle – also um „normative Sanktionen“, wie er sie nennt.<sup>41</sup> Eine negative Sanktion, die in „nichtnormativen Begriffen beschreibbar“ ist, sei z.B. das Schlagen mit einem Stock, denn damit wird das „normverletzende Verhalten [...]“

<sup>36</sup>BRANDOM kommt später auf John HAUGELAND zurück und wirft ihm vor, dass er das „Gerrymandering-Problem“ nur vor sich her schiebe, und nennt die Individuen bei HAUGELAND „censorious herd animals“. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 36/37.)

<sup>37</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 34/35.

<sup>38</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 35: „The possibility of incorrect, inappropriate, or mistaken performances – those that do not accord with the norm – is explicitly allowed for. Thus there is no danger of this sense of ‚obligatory‘ collapsing into the sort of causal modality that governs merely natural happenings.“

<sup>39</sup>Sozialer Regularismus: BRANDOM weist darüber hinaus dann noch Theorien zurück, bei denen die vermittelnde Rolle nicht die praktische Einstellung eines Individuums spielt, sondern „gemeinschaftliche Einstellungen“ („communal attitudes“) – also „gemeinschaftliche Beurteilungen“ („communal assessments“). Positionen eines solchen theoretischen Ansatzes verortet BRANDOM vor allem in den Wittgensteininterpretationen Saul KRIPKES und Crispin WRIGHTS. BRANDOM weist darauf hin, dass dabei eine Personifizierung der Gemeinschaft vollzogen wird, als könne sie handeln und urteilen, wie Individuen es können. Ich will es bei diesem Hinweis belassen. BRANDOM liefert gute Argumente gegen diese Positionen, die ich hier nicht ausführen werde. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 37-42 und vgl. auch 46.) Ich will mich hingegen auf BRANDOMS Herangehensweise konzentrieren.

<sup>40</sup>Wobei eigentlich schon eine Einteilung in gute und schlechte Sanktionen stattgefunden haben muss. Dies ist schon ein normatives Tun. So auch Brandom, *Making It Explicit*, 42.

<sup>41</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 42/43.

## 1 Einleitung

negativ verstärkt“. Aber es wäre auch eine Bestrafung möglich, die in „normativen Begriffen“ („normative terms“) „spezifiziert“ werde: z.B. als Entzug einer *Berechtigung* etwas zu tun.<sup>42</sup> Damit sind wir aber wieder bei einem deontischen ‚Grundbegriff‘ angelangt, der hier auch schon als unerklärter Erklärer fungiert. *Es zeigt sich hier also, dass das Explizitmachen normativer Praktiken*, die dann noch zu deontischen Praktiken ‚verfeinert‘ werden können, *schon auf deontisches Vokabular angewiesen ist*.

### 1.1.4 Kernproblem und Fazit

Entscheidend bleibt aber dabei die Rolle der sich verhaltenden Subjekte und diese werden bei BRANDOM anhand ihrer praktischen Einstellungen beschrieben. Die praktische Einstellung der Beurteilung spielt die vermittelnde Rolle.<sup>43</sup> Dabei handelt es sich aber um eine differentielle Disposition<sup>44</sup> (oder ‚deontische Disposition‘), d.h. unterscheidend auf das Verhalten anderer Individuen oder das eigene Verhalten zu reagieren – dieses als korrekt oder inkorrekt zu bewerten, um ihm so normative Signifikanz zu verleihen oder einen ‚normativen Wahrheitswert‘ zuzuweisen, dass es so einen normativen Status ‚hat‘. BRANDOM gebraucht also die deontischen ‚Grundbegriffe‘, indem er sie über dispositionales Verhalten vermittelt. *Mein Vorschlag ist*, dass eine genealogische Abfolge von *Begriffen* die Rolle der Vermittlung einnehmen soll. Die Frage ist dann aber, wie ein ‚begriffliches‘ Selbstbewusstsein entwickelt werden kann, das *sich als vermittelnd begreift und nicht nur differentiell reagierend ist?*

---

<sup>42</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 43.

<sup>43</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 36: „the pragmatist regress-of-rules argument is taken to show that in order to make use of this insight, it is necessary that the sort of normative attitude that Kant takes to play an essential mediating role in our government by norms be understood as involving implicit acknowledgment of norms in practice. Specifically, it is necessary to make sense of the idea of practically taking or treating performances as correct or incorrect.“

<sup>44</sup>Es ist wohl so, dass der Terminus „Disposition“ bei BRANDOM doppeldeutig ist. Es gibt eine positive Konnotation des Terminus, dass die Dispositionen im Rahmen normativen Vokabulars und als vermittelnde Einstellungen verortet werden könnten (vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 35), und es gibt eine negative Konnotation, dass das dispositionale Verhalten nur regularistisch sei: „The social regularity view [...] misunderstands Wittgenstein’s remarks about the significance of matter-of-factual regularities, by taking them to involve commitment to the possibility of a reduction of the normative to the dispositional.“ (Vgl. ebd., 46.) Würde man aber normatives Vokabular gebrauchen, dann könnte man auch ‚problemlos‘ von Dispositionen sprechen. (Vgl. ebd., 45: „The division of explanatory strategies arises over the question of whether the practices invoked to halt the regress can be analyzed in terms of regularities and dispositions characterized without the use of normative vocabulary.“) In diese Richtung geht auch folgende Behauptung: „Defining normative attitudes in terms of dispositions to apply sanctions does not by itself reduce the normative to the nonnormative“. (Ebd., 42.) *Es gibt also auch wohl so etwas wie dispositionales Verhalten im Normativen!*

## 1.2 Entwicklung der Fragestellung

In der Metaethik sollen die sprachlichen und logischen Voraussetzungen der Ethik aufgedeckt werden. Es wird dabei verhandelt, wie sich Aussagen über unser Tun als richtig oder falsch – oder auch als moralisch oder unmoralisch – qualifizieren lassen. Diese Voraussetzungen sind oft fein und verästelt ausgearbeitet. Es wird dabei aber die entscheidende ontische Voraussetzung nicht genügend hinterfragt. Die bejahende oder verneinende Antwort auf die Frage, ob moralische Aussagen wahrheitsfähig seien, hängt in metaethischen Theorien davon ab, ob man Seiendes *zulässt*, das diesen Aussagen entsprechen könne und ihnen Wahrheit verleihe, d.h. ihre Objektivität verbürge. Die Metaethik bedient sich dabei einem Bild des Seins als Seiendem, das sie nicht zumeist einfach hinnimmt. So wie in metaethischen Untersuchungen Begriffe verwendet werden, wird dieses Bild auch nicht aufgegeben werden können. Hier wird eine andere ‚begriffliche‘ Perspektive angewendet, die quer zur Begriffsverwendung metaethischer Theorien steht.<sup>45</sup>

### 1.2.1 Der Status des Normativen

Der Titel „Der Status des Normativen“ zeigt schon, dass es sich hier nicht um eine Untersuchung handeln soll, die sich lediglich in die bisherige Literatur zur Thematik „Normativität“ einreicht, denn dann wäre sie eine Untersuchung *über* den normativen Status oder *über* Normativität. BRANDOMS oben erwähnte Behauptung, dass diese „mysteriös“ erscheine und durch seine Untersuchungen in *Making It Explicit* entmystifiziert werde<sup>46</sup>, zeugt von einer grundlegenden Vorstellung vom Normativen, das irgendwie in die Welt „hineinbugsiert“<sup>47</sup> werden muss, um einen Ausdruck MCDOWELLS zu verwenden, der diese Vorstellung ablehnt.<sup>48</sup> Er verwendet diesen Ausdruck in Bezug auf „meaning“, aber ich denke, dass er eben auch auf das Normative angewendet werden kann. In manchen Aspekten, die ich hier aufgrund des Fokus meiner Untersuchung nicht ausarbeiten kann, gleichen die Debatten über Normativität den Debatten über Bedeutung (*meaning*). Als gäbe es etwas, das einem Ausdruck semantische Signifikanz verleiht, und damit Bedeutung oder *meaning* in die Welt bringt.<sup>49</sup>

<sup>45</sup>Im zweiten Kapitel wird der hier angewendete Begriffsgebrauch eingeführt und anhand kritischer Betrachtungen metaethischer Positionen in den darauffolgenden Kapiteln weiterentwickelt.

<sup>46</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, xiii/xiv.

<sup>47</sup>Vgl. McDowell, John, *Mind and World*, Cambridge (Mass.) 21996 [1994], 176.

<sup>48</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“, 104.

<sup>49</sup>Vgl. dazu z.B. die Diskussion des Regelfolgens bei David FINKELSTEIN, der dabei diesen Punkt hervorhebt. (Vgl. Finkelstein, David H., „Rule-Following“. In: *The Cambridge Encyclopedia of the Language Sciences*, hrsg. von Patrick Colm Hogan, Cambridge 2011, 723/724.)

## 1 Einleitung

Auch in den Debatten über Normativität geht man von ähnlichen Vorstellungen aus. Einem Verhalten soll „normative Signifikanz“ verliehen werden. BRANDOM formuliert es folgendermaßen: „attributing a normative significance or status to a performance“<sup>50</sup>. Auch BRANDOM hängt also dieser Vorstellung an, dass eine normative Signifikanz verliehen werden soll.<sup>51</sup> Das Verhalten wird dabei in „richtige“ („correct“) oder „falsche“ („incorrect“) Verhaltensäußerungen eingeteilt.<sup>52</sup> Hierbei handelt es sich um so etwas wie ‚normative Wahrheitswerte‘, aber es fehlt eben noch etwas, das dann das Verhalten richtig oder ‚wahr‘ macht<sup>53</sup> – in diesen Fällen ein bedeutungsverleihender oder ein normative Signifikanz verleihender Akt oder Akte, d.h. eine Praxis (z.B. als implizite Praxis des normativen Sanktionierens, wie z.B. bei BRANDOM). In der ersten Forschungsdebatte (zweites Kapitel) gehen die untersuchten Positionen davon aus, dass (normative) Fakten (normative) Signifikanz verleihen. Damit wird aber die Vorstellungsweise, dass zum normativen Status etwas hinzukommen muss, um ihn eben als normativ auszeichnen zu können, nicht verlassen. Es werden hier Positionen rekonstruiert, die aus einer theoretischen Perspektive über Normativität oder über einen normativen Status, Festlegungen eingehen, zu denen ein theorieexterner ontischer Regressstopper, Wahrmacher oder unerklärter Erklärer hinzu kommen muss. Dies zu problematisieren, führt aus der Vorstellungsweise, über Normativität Theorien aufzustellen, hinaus und kann nur in einer Untersuchung des Status des Normativen durchgeführt und kontextualisiert werden, wie sich zeigen wird.

### 1.2.1.1 Instanzen des Status des Normativen

Bei der Rede von ontischen Regressstoppfern oder Wahrmachern – als vermeintlichen Instanzen des Status des Normativen – handelt es sich um eine ontische Hypostasierung. Der Terminus Hypostasierung ist abgeleitet vom griechischen Wort ὑπόστασις und wird von KANT benutzt, um auszudrücken, dass „*man seine Gedanken zu Sachen macht*“ oder „*was bloß in Gedanken existiert, hypostasiert, und in eben derselben Qualität, als einen wirklichen Ge-*

---

<sup>50</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 32.

<sup>51</sup>Ich vermeide hier zu schreiben, dass eine normative Signifikanz zugewiesen oder zuerkannt wird, um die „im Deutschen verbundenen dezisionistischen Konnotationen“ zu vermeiden, worauf die Übersetzer von BRANDOMs Buch hinweisen. (Vgl. Brandom, *Expressive Vernunft*, 43 Anm. d. Ü.) Auch wenn diese passivische Formulierung wohl übertrieben ist, da bei BRANDOM ja Normen von ‚uns‘ durch sanktionsbasierte Anerkennung instituiert werden. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 46-55.)

<sup>52</sup>Vgl. auch Brandom, *Making It Explicit*, 32-36 und für eine Kritik seiner Herangehensweise vgl. den ersten Abschnitt der Einleitung.

<sup>53</sup>BRANDOM drückt es eher so aus, dass etwas als richtig oder unrichtig beurteilt wird. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 32.)



genstand außerhalb dem denkenden Subjekte annimmt“.<sup>54</sup> Er wendet dann diese Denkfigur auf die platonischen Ideen an<sup>55</sup>, auf ‚Gott‘<sup>56</sup> und das ‚Selbstbewusstsein‘<sup>57</sup>. Die Hypostasierung wird hier vor allem gebraucht, um anzuzeigen, dass innerhalb eines Sprachspiels über einen normativen Status ein Bedingtes als Unbedingtes genommen wird – was, wie ich denke, auch im Sinne KANTS transzendentaler Dialektik wäre. Man könnte Hypostasierung mit das „Zugrundegestellte“ übersetzen, denn das griechische Wort *στάσις* wird z.B. mit „Stehen“, „Feststehen“, „Stellung“, „Stand“, „Zustand“, „Lage“, „Standort“, „Stelle“ und „Standpunkt“ übersetzt. Damit ist es dem lateinischen *status* sehr ähnlich. Das Zugrundegestellte kann ein (Welt-)Zustand sein, also ein Fakt oder ein *state of affairs*, eine Entität oder ein Seiendes. Ich werde dies im Folgenden eine „ontische Hypostasierung“ nennen. In den hier behandelten Theorien dient diese Hypostasierung als ein Wahrmacher, Seinsgrund oder ontischer Regressstopper. Das Zugrundegestellte führt zumeist implizit eine weitere Festlegung auf eine ‚logische Struktur‘ mit sich und ich werde diese Festlegung eine „logische Hypostasierung“ nennen.

### 1.2.1.2 Von Problemstellungen und Fragestellungen

Aus der Vorstellung ontischer Hypostasierungen als Instanzen des Normativen entspringen die hier behandelten Theorien. Sie problematisieren diese Instanzen aber nicht eigens und fragen nicht nach ihrem (theoretischen) Status. Es handelt sich ja auch um theorieexterne Seinsgründe. Was aber berechtigt sie, diese anzurufen? Die Frage „Was ist die Instanz des Status des Normativen?“ geht dieser Problematik nach. Es soll gezeigt werden, dass es sich nicht um eine Problemstellung handeln kann, wie das Normative möglich sei<sup>58</sup>, d.h. wie es in die ‚Welt‘ komme. Von dieser Problemstellung gehen aber Theorien *über* Normativität aus. Die ‚Instanz‘ muss aber jenseits der gängigen Ismen liegen, denen sich diese Theorien zuordnen (wie z.B. einem (naiven) Realismus). Es soll gezeigt werden, dass die Instanz des Normativen schon ‚wirklich‘ ist – als eine modifizierende Bestimmung (s.u.).

Ich werden im Folgenden von *Problemstellungen* sprechen, wenn ontische Regressstopper als Instanzen des Normativen angenommen werden. Diesen gegenübergestellt ist dann eine

<sup>54</sup>Vgl. Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft*, Nach der ersten und zweiten Originalausgabe, herausgegeben von Jens Timmermann, Hamburg 1998 [<sup>1</sup>1781 und <sup>2</sup>1787], A 384-396.

<sup>55</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 371 Anm. 1.

<sup>56</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 608-611 und B 647/648.

<sup>57</sup>Vgl. Kant, *KrV*, A 402.

<sup>58</sup>McDOWELL stellt heraus, dass die Problemstellung, wie Bedeutung möglich sei, schon die falsche Frage sei. (Vgl. McDowell, *Mind and World*, 175.) Es ist aber fraglich, ob sein „naturalized platonism“ eine überzeugende Antwort auf das ‚wirklich-Sein‘ von Bedeutung ist.

## 1 Einleitung

Position, die diese Annahme schlicht leugnet. Ich werde herausarbeiten, dass beide gegensätzlichen Positionen einen gemeinsamen Grund haben – Fakten als ontische Regressstopper z.B., wie ich im zweiten Kapitel<sup>59</sup> darstellen werde. Man könnte dabei auch von „philosophischen Missverständnisse[n]“<sup>60</sup> sprechen. Michael QUANTE versteht darunter Problematiken, die durch die Philosophie selbst erzeugt werden. (Man kann diese auch weiter auf ontische Missverständnisse eingrenzen.<sup>61</sup>) Philosophische Probleme und philosophische Missverständnisse sollten, laut QUANTE, nicht zusammenfallen, da diese metaphilosophische Position „trivial“ wäre<sup>62</sup>, somit fasst er philosophische Probleme folgendermaßen:

„Deshalb muss die Rede von einem ‚philosophischen Problem‘ verstanden werden als ‚ein Problem, das sich mit den Mitteln der Philosophie behandeln lässt‘.“<sup>63</sup>

Aber sind die Mittel (oder Lösungsstrategien) der Philosophie gerade so gut greifbar, dass man schon weiß, wie man vorgehen soll; auch so, dass man schon weiß, was ein philosophisches Problem ist? Kann man so einfach philosophische und nicht-philosophische Probleme trennen und verkommt „philosophisch“ dabei nicht zu einem Sortierwort? Steht dahinter nicht schon die Vorstellung, dass es so etwas wie ‚ewige‘ philosophische Probleme gibt, die nur ‚richtig‘ behandelt werden müssen? Zudem spricht QUANTE von einer „Menge der philosophischen Probleme“<sup>64</sup> und in dieser Vorstellung liegt schon eine falsche Ausgangslage vor (vgl. auch den Epilog dieser Arbeit), die dazu führen könnte, dass irgendwann „alle“ Probleme abgearbeitet sein könnten – quasi in einem Endzustand oder „Endpunkt aller philosophischen Entwicklung“<sup>65</sup>. Diese Vorstellungsweise wird häufig Georg Wilhelm Friedrich HEGEL vorgeworfen, eben auch von QUANTE, und auch, dass HEGEL sein System als diesen Endpunkt betrachtet habe.<sup>66</sup>

---

<sup>59</sup>Dort wird auch der hermeneutische Rahmen genauer ausgearbeitet, der die ‚Mittel‘ bereitstellt, um die Dogmen und Festlegungen der Theorien explizit machen zu können.

<sup>60</sup>Vgl. Quante, Michael, *Die Wirklichkeit des Geistes, Studien zu Hegel*, Berlin 2011, 70 Anm. 4.

<sup>61</sup>Pirmin STEKELER-WEITHOFER verwendet diese Formulierung (vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Philosophiegeschichte*, Berlin 2006, 232), aber ich denke, dass er sie auch auf alltägliche und unreflektierte Redeweisen anwendet, denen Ontisierungen innewohnen. Sie sind also nicht genuin philosophisch erzeugt, sondern schon in unserem alltäglichen Sprechen und Denken „vorhanden“. Die stärkere These, ob sie durch die Sprache selbst hervorgerufen werden, ist eine andere Frage, die über das bloße Vorhandensein von Redeweisen hinausgeht und metaphysische Lasten mit sich führt, die hier nicht behandelt werden können.

<sup>62</sup>Vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 70 Anm. 4.

<sup>63</sup>Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 70 Anm. 4.

<sup>64</sup>Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 70 Anm. 4.

<sup>65</sup>Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 64.

<sup>66</sup>Vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 64.

### 1.2.1.3 Weshalb und auf welche Weise im Ausgang von Hegel?

In der aktuellen philosophischen Forschungsdiskussion gibt es nicht nur Interpretationen zu HEGEL, sondern auch fruchtbare Ansätze im Ausgang von HEGEL, auch wenn HEGELS praktische Philosophie bisher eher vernachlässigt wurde.<sup>67</sup> Zudem sind die Debatten über Normativität auch noch nicht in Auseinandersetzung mit HEGEL untersucht worden. (Zu einer Skizzierung der aktuellen Hegellesarten und philosophiegeschichtlichen Überlegungen vgl. den Epilog dieser Arbeit.) Was ich hier projiziere, soll kein weiterer Interpretationsvorschlag zu HEGEL, KANT, WITTGENSTEIN, Josef KÖNIG oder Martin HEIDEGGER sein, die auch eine herausgehobene Rolle spielen werden. Im „Ausgang von Hegel“ heißt nicht, „Problemstellungen“ in aktuellen Debatten mit „Problemstellungen“ bei HEGEL zu vergleichen und HEGELS „Lösungsstrategien“ heranzuziehen.<sup>68</sup>

Wenn man aber ein philosophisches Problem dahingehend versteht, dass es sich mit den Mitteln der Philosophie behandeln lässt, dann geht man implizit davon aus, dass Methode und Gegenstand getrennt sind, aber gerade *aus der Fragestellung* heraus entwickelt sich auch das Vorgehen. Jede Problematik oder Fragestellung gibt auch schon die Herangehensweise vor, da implizit Festlegungen in einer Fragestellung enthalten sind, die mehr werden, wenn die Fragestellung konkreter gefasst wird. Man sollte diese Festlegungen nicht als metaphilosophisch charakterisieren<sup>69</sup>, da es dann so scheint, als würden sie selbst über die Philosophie hinausweisen und ihr nicht mehr angehören. Man könnte dann lediglich fragen, woher diese Festlegungen kommen: Sind sie historisch oder subjektiv oder auf ähnliche Weise bedingt – also bloß akzidentell? Diese Festlegungen wären damit überhaupt nicht mehr philosophisch verhandelbar. Die Herangehensweise an eine Fragestellung als eine Problemlösungsstrategie oder als Mittel zu fassen, deutet an, dass sie hinsichtlich des Problems oder Zweckes austauschbar sind. Welche Herangehensweise ist nun ‚am besten‘ oder nur passend und geeignet,

<sup>67</sup>So z.B. von Christoph HALBIG, QUANTE und Ludwig SIEP diagnostiziert. (Vgl. Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig, „Hegels Erbe – eine Einleitung“. In: Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig (Hg.), *Hegels Erbe*, 14.)

<sup>68</sup>Dies erfordert eine große Übersetzungsleistung in Bezug auf HEGEL, aber auch der aktuellen Debatten. Die Gefahr, dass zuviel in eine *Sache* oder einen Denker hineingelesen wird, ist immer da. Man scheint sich dann eben irgendwie in der *Sache* einig zu sein. Diese Gefahr besteht bei BRANDOMS „*de re* Lesart“: „A close or de dicto reading (what in jurisprudence is called a ‚black letter‘ interpretation), restricts the available collateral premises to other claims made in the text (or corpus) in question. A critical or de re reading, however, finds its auxiliary hypotheses, not in claims attributed to the author being read, but rather in those endorsed by the one doing the reading – not from what else the author takes to be true, but from what is true, according to the reader.“ (Brandom, Robert, „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel, Comparing Empirical and Logical Concepts“. In: *Internationales Jahrbuch des Deutschen Idealismus* 3 (2005), 158/159 und vgl. auch Brandom, Robert, „Holism and Idealism in Hegel’s Phenomenology“. In: *Hegel-Studien* 36 (2001), 61 Anm. 1.)

<sup>69</sup>QUANTE geht so vor. (Vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 70 Anm. 4.)

## 1 Einleitung

um das Problem zu lösen? Dies wäre dann eine höherstufige Fragestellung und wohl „metaphilosophisch“. Es muss darauf geachtet werden, dass die gewählte Vorgehensweise auch aus dem Gegenstand oder der Fragestellung entwickelt wird, sozusagen im Sprachspiel verortet wird.

Man könnte eine Problematik auch dahingehend therapieren, dass man sich schon im Voraus einer Vorstellungsweise oder einer genau bestimmten Fragestellung enthält. Der Vorteil wäre, dass man keine elaborierte philosophische Theorie benötigt, aber die Gefahr besteht auch, dass man auf diesem skeptischen<sup>70</sup> Wege lediglich in einem vegetativen Zustand verbleibt. Dies wirft schon ARISTOTELES dem Skeptiker vor.<sup>71</sup> QUANTE legt an HEGEL dar, dass man zuerst durch skeptizistische Erwägungen hindurch muss. Dabei handelt es sich aber nicht um einen dogmatischen<sup>72</sup> Skeptizismus, wie bei René DESCARTES oder David HUME, die von unbezweifelbaren ‚Festlegungen‘ ausgehen, sondern um den antiken und „denkende[n] Skeptizismus“, aber eben auch nicht um einen Skeptizismus, der jegliche argumentative Auseinandersetzung ablehnt und in einer „Paralyse“ endet<sup>73</sup>:

„Er kann deswegen als der Weg des *Zweifels* angesehen werden oder eigentlich als der Weg der Verzweiflung; auf ihm geschieht nämlich nicht das, was unter Zweifeln verstanden zu werden pflegt, ein Rütteln an dieser oder jener vermeinten Wahrheit, auf welches ein gehöriges Wiederverschwinden des Zweifels und seine Rückkehr zu jener Wahrheit erfolgt, so daß am Ende die Sache genommen wird wie vorher. Sondern er ist die bewußte Einsicht in die Unwahrheit des erscheinenden Wissens, dem dasjenige das Reellste ist, was in Wahrheit vielmehr nur der nicht realisierte Begriff ist. Dieser sich vollbringende Skeptizismus ist darum auch nicht dasjenige, womit wohl der ernsthafte Eifer um Wahrheit und Wissenschaft sich für diese fertig gemacht und ausgerüstet zu haben wähnt; nämlich mit dem *Vorsatze*, in der Wissenschaft auf die Autorität [hin] sich den Gedanken anderer

<sup>70</sup>Es handelt sich um einen Zustand des Skeptisch-seins und nicht um eine Haltung, die man als skeptizistisch bezeichnen könnte, denn diese ist im Gegensatz zu jenem ‚argumentativ‘ verhandelbar.

<sup>71</sup>Vgl. Aristoteles, *Metaphysik*, nach der Übersetzung von Hermann Bonitz, bearbeitet von Horst Seidl, Philosophische Schriften Bd. 5, Hamburg 1995, 1006a.

<sup>72</sup>QUANTE charakterisiert, in Anlehnung an HEGEL, den „modernen Skeptizismus“ als einen „versteckten Dogmatismus“. Es ist dann aber merkwürdig, dass QUANTE gerade HEGELS Übernahme cartesischer Überlegungen zu stark gewichtet und vom ‚cartesischen‘ Selbstbewusstsein als HEGELS „ontologische[m]“, wie auch „epistemologischen[,] Urmodell“ ausgeht. Ich denke, dass hier eine Schieflage in QUANTES Hegelinterpretation vorhanden ist. (Vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 82-88.) (Vgl. den Epilog zu einem weiteren Kritikpunkt an QUANTES Hegellesart.)

<sup>73</sup>Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie II*, Werke, Bd. 19, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1971, 359; vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III*, Werke, Bd. 20, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1971, 123-134 und vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 82-86.

nicht zu ergeben, sondern alles selbst zu prüfen und nur der eigenen Überzeugung zu folgen oder, besser noch, alles selbst zu produzieren und nur die eigene Tat für das Wahre zu halten. Die Reihe der Gestaltungen, welche das Bewußtsein auf diesem Wege durchläuft, ist vielmehr die ausführliche Geschichte der *Bildung* des Bewußtseins selbst zur Wissenschaft.“<sup>74</sup>

Es ist kein Zweifel an bestimmten Festlegungen, auf die man sich nach dem Bezweifeln wieder festlegen kann. Es handelt sich vielmehr um ein ‚Nicht-mehr-angehen‘, also eine Ruhe, die von Seiendem als ‚Grund‘ und damit als ‚Begründung‘<sup>75</sup> und Wahrmacher nicht mehr in Aufruhr versetzt wird. Man wird nicht mehr von *bestimmten* Problemstellungen belästigt und man muss sich auf keine ontische und logische Hypostasierung festlegen. Denn es ist eher der „assumed background“, der bestimmte Fragen als „urgent“ erscheinen lässt, und den Blick nur auf das Seiende lenkt und deshalb „vertrieben“ werden sollte.<sup>76</sup> Dieser Abkehr von ontischen Hypostasierungen, die ich im Verlauf der Untersuchung expliziere, liegt auch KÖNIGS Leitdifferenz determinierender und modifizierender Bestimmungen zugrunde, an der ich mich im Fortgang der Arbeit orientiere und deshalb hier skizzieren werde.

### 1.2.2 Determinierende und modifizierende Bestimmungen

KÖNIG unterscheidet determinierende und modifizierende Prädikate folgendermaßen:

„Die sinnlich faßbaren Eigenschaften der Dinge: Farbe, Klang, Geruch usf. seien Beispiele determinierender Eigenschaften oder auch determinierender Prädikate. Worte hingegen wie *vernünftig, gerecht, schön, gut, gütig, edel* u.ä. sollen modifizierende Prädikate heißen.“<sup>77</sup>

<sup>74</sup>Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes*, Werke, Bd. 3, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 2008, 72/73.

<sup>75</sup>Es wird dann keine „konstruktive Legitimierung“ mehr benötigt, wie MCDOWELL schreibt: „We do not need a constructive legitimizing of its place in our conception of ourselves.“ (Vgl. McDowell, *Mind and World*, 176.) Wobei er sich auf „Bedeutung“ („meaning“) bezieht und ihren „Platz“ in der Welt (vgl. ebd., 176), doch ich denke, dass dies auch auf das Normative angewendet werden kann, wenn man MCDOWELLS Hinweis beachtet, dass der Dualismus „Norm und Natur“ tiefer ist als alle anderen gängigen Dualismen: „Modern philosophy has taken itself to be called on to bridge dualistic gulfs, between subject and object, thought and world. This style of approach to meaning sets out to bridge a dualism of norm and nature. The claim might be that this is a deeper dualism, the source of the familiar dualisms of modern philosophy. So far, so good; this fits the picture I have been urging. But what is debatable is how we ought to respond to the deeper dualism.“ (Vgl. ebd., 93/94.)

<sup>76</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*, 178.

<sup>77</sup>König, Josef, *Sein und Denken, Studien im Grenzgebiet von Logik, Ontologie und Sprachphilosophie*, Halle (Saale) 1937, 1. Auch „normativ“ scheint ein solches modifizierendes Prädikat zu sein, wie im Verlauf der Untersuchung herausgearbeitet wird.

## 1 Einleitung

KÖNIG betrachtet die determinierenden Prädikate als einen unproblematischen Fall über Dinge zu sprechen, denn sie sind „unmittelbar (Qualitäten) oder mittelbar (Quantitäten) sinnlich aufweisbar“. Zumindest kann man qualitative Prädikate einem Subjekt in der Anschauung zuordnen und man hat eine ‚Vorstellung‘ von diesem Prädikat.<sup>78</sup> – Mir geht es hier nur darum, anzudeuten, wie eine Vorstellung von einem Prädikat, nach KÖNIG, möglich sei. Dies heißt aber nicht, dass determinierende Prädikate als unbedingt unproblematisch behandelt werden sollten. – Die Eigenschaften der Dinge werden gesehen, gehört oder generell: „erfass[t]“, wobei es bei den modifizierenden Prädikaten keine „Weise“ gebe, „die diesen Funktionen analog wäre“. Es ist eher so, „daß wir eine gerechte Sache als so beschaffen beurteilen.“ Die Prädikate seien dabei nicht nur verschieden, wie z.B. „*blau* und *gerecht*“, „sondern zugleich als Prädikate andere oder verschiedene.“ Sie seien also in ihrem „Prädikat-sein“ verschieden.<sup>79</sup>

Beide Weisen des „Prädikat-sein[s]“ „determinieren [...] ihre Subjekte“. Daraus aber den Schluss zu ziehen, dass modifizierende Prädikate determinierende Prädikate seien, „heißt nivellierend sprechen“: „modifizierende Prädikate sind mehr als bloß determinierende Prädikate“ und KÖNIG will zeigen, dass dies an einem „Selbstunterschied oder ein[em] innere[n] Unterschied der modifizierenden Prädikate“ liege: Die „Dinge oder Sachen (res)“, wie z.B. Entschlüsse oder Entscheidungen, drücken sich durch ein „so-Wirken“<sup>80</sup> aus. („Eine Entscheidung [...] mutet uns gerecht an; sie wirkt so; ein Entschluß kommt uns vernünftig vor.“) Dabei handele es sich nicht um ‚unscharfe‘ Sinneseindrücke, die sich durch eine gewisse Unsicherheit und Vorsicht in Wendungen, wie z.B. „*es wirkt wie...*, *es kommt mir vor wie...*“ ausdrücken. Determinierende Prädikate beschreiben einen Zustand: ein „Blütenblatt [...] *ist rot*“ und „*wirkt nicht rot*“. Dagegen sei das „so-Wirken“ „ein Ausdruck, der einen gleichsam unterirdischen Vorgang unmittelbar, d.h. ohne jede theoretische Reflexion auf ihn, die vorhergehen könnte, ausspricht.“<sup>81</sup> Es ist einer modifizierenden Bestimmung *wesentlich*, dass sie so wirkt, während dies bei determinierenden Bestimmungen nicht der Fall ist.

(1.) Es ist wichtig festzuhalten, dass KÖNIG hier kein kruder Platonismus vorschwebt, auch wenn er bei modifizierenden Prädikaten davon ausgeht, dass es sich bei ihnen um eine „Bestimmung der res selbst“ handelt. Er schreibt auch: „Durchaus wohnen sie [die Bestimmungen] ein oder inhärieren“. Im Nebensatz relativiert er dies: „dennoch wohnen sie nur bezüglich ein.“ D.h. „daß sie ihren Trägern allererst zuwachsen, wenn der fühlende Mensch vor diese hintritt.“<sup>82</sup> (2.) KÖNIG stellt dies aber auch so dar, dass der fühlende Mensch nicht bloß von

---

<sup>78</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 1/2.

<sup>79</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 1/2.

<sup>80</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 158.

<sup>81</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 2-4.

<sup>82</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 4/5.

diesem „so-Wirken“ passiv ‚überwältigt‘ wird, sondern auch selbst eine Aktivität von ihm ausgeht:<sup>83</sup>

„Dinge dieser Art sehen uns von sich aus an; wir werden von ihnen angeweht; sie kommen uns mit ihrem eigenen bestimmten Sein entgegen; und doch gilt alles dieses nur bezüglich, d.h. nur wenn wir ihnen gleichsam entgegengehen.“<sup>84</sup>

(3.) Ich denke, dass dieses Oszillieren zwischen Aktivität und Passivität wie auch die Charakterisierung als ein „unmittelbar[es]“ Wirken, Ähnlichkeiten zu Modellen hat, die in der behavioral-dispositionalen Debatte behandelt werden (s. viertes Kapitel). Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, möchte aber anmerken, dass KÖNIG hier zumindest hinter einer Einsicht zurückbleibt, die z.B. bei WITTGENSTEIN und dann auch bei MCDOWELL gefunden werden kann, dass eine Einführung in eine gemeinsame Praxis vorausgesetzt werden sollte, um für ein „so-Wirken“ ‚empfänglich‘ zu sein. Es handelt sich also eigentlich um eine zweifach vermittelte Unmittelbarkeit: durch den Menschen als Vollzugssubjekt und die gemeinsame Praxis.

### 1.2.2.1 Von Voraussetzungen und Bedingungen

Soweit nun die Skizzierung der Leitdifferenz bei KÖNIG. Ich werde diesen Ansatz in einer Hinsicht betrachten, die, wie ich denke, von KÖNIGS hauptsächlichem Argumentationsgang wegführt. Sein Ansatz hat noch eine weitere ‚antirealistische‘ und damit antidogmatische Stoßrichtung, wie die eben erwähnte implizit präsente vermittelte Unmittelbarkeit: Er geht nicht von Seiendem aus, sondern vom Sein. In determinierenden Aussagesätzen sei das Satzsubjekt ein Ding, das mit seinem „Eines-sein“ einen „sinnlichen Gehalt[]“ führt. Es werde durch „teils gleichzeitige[], teils aufeinanderfolgende[] Prädikate“ bestimmt oder eben determiniert und so „beharren“ die „anschaulichen Inhalte“ – „Identität in einer Mannigfaltigkeit“. Er nennt dies ein „vorausgesetzte[s] Aussagesubjekt“.<sup>85</sup> Es wird wohl deshalb vorausgesetzt, weil es das Zugrundeliegende *der* Prädikation ist – das vom Prädikat Geforderte. Durch diese ‚prädikative‘ Herangehensweise kann, muss aber nicht, von einem Zugrundeliegenden als Satzsubjekt ausgegangen werden. KÖNIG könnte damit bei modifizierenden Prädikaten zwar auch von einem Ding mit einem sinnlichen Gehalt ausgehen, muss es aber nicht als Zugrundeliegendes betrachten, denn er wäre dann gezwungen, entweder die Satzsubjekte modifizie-

These

<sup>83</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 4/5.

<sup>84</sup>König, *Sein und Denken*, 5.

<sup>85</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 157/158.

## 1 Einleitung

render Aussagesätze als Zugrundliegendes zu interpretieren – und den Bereich des Seienden zu erweitern – oder sie gar abzulehnen. Dies wäre eine extensionale Herangehensweise an die Weisen der Prädikation. KÖNIG entscheidet sich aber für eine intensionale Interpretation, um „zwischen beiden Aussage-Subjekten zu unterscheiden“, auch wenn eben eine „Art von Deckung des Subjekts der determinierenden mit dem Subjekt der modifizierenden Prädikate“ bestehen soll.<sup>86</sup>

„Was beide Bereiche zusammenhält und ineinanderfugt ist das Eines-sein der sinnlichen Gehalte als solcher. Darauf allein beruht es, *daß beide Bereiche zu einer Welt gehören.*“<sup>87</sup>

In dem modifizierenden Aussagesatz handele es sich um ein „hinterhergesetzte[s] Subjekt“, dem „wesentlich die Identität in einer gleichzeitigen und sukzessiven Mannigfaltigkeit“ fehle.<sup>88</sup> Ich denke, dass König nur für die Satzsubjekte in modifizierenden Aussagesätzen streng von ihrem Sein ausgeht und diesen Schritt bei determinierenden Prädikaten nur andeutet – vielleicht auch weil er die Verankerung im sinnlichen Bereich nicht missen will –, denn ansonsten müsste er sie auch als hinterhergesetzte Subjekte begreifen. Dies wäre aber die Folge einer ‚streng‘-intensionalen Lesart. Problematisch erachte ich auch seine Rede von „quasi-Dinge[n]“ und „quasi-Sachverhalte[n]“, die zumindest die Terminologie späterer Debatten in der „Analytischen Philosophie“ vorwegnimmt:

„Das Aussprechen dieses potentia Ausgesprochenen setzt die Subjekte des so-wirkens – welche quasi-Dinge (z.B. die Landschaft) oder auch ganze Synthesen und quasi-Sachverhalte (z.B. man verheimlicht mir etwas) sein können – heraus.“<sup>89</sup>

Die Rede von quasi-Dingen scheint aber eher einer „Aufspaltung in das so-Wirkende und sein so-Wirken, in das Seiende und sein Sein“ geschuldet, was eigentlich ‚zuvor‘ ein „als Ganzes im Eindruck enthaltene[s] Ganze[s]“ ist.<sup>90</sup>

<sup>86</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 157.

<sup>87</sup>König, *Sein und Denken*, 158. (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)

<sup>88</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 158. Vgl. auch ebd., 34/35: „Hingegen das Wirkende des so-Wirkens ist gleich wesentlich nicht ein als eines Vorausgesetztes. In Strenge ist es nichts als das so-Wirkende. Infolgedessen besteht eine sonderbar innige, *identitätshafte* Verknüpfung zwischen dem so-Wirken und dem so-Wirkendem (recht verstanden zwischen Sein und Seiendem!); und auf dieser Verknüpfung beruht es nun, daß sich das so-Wirken (eben das Sein!), wenn wir es zunächst für sich betrachten, durchaus nicht als rückbezogen auf das Subjekt, sondern als ganz unabhängig von ihm darstellt. Das so-Wirken ist *streng analog* in demselben Sinne unabhängig von dem Subjekt, in welchem das als eines vorausgesetzte Etwas [z.B. das Fallen eines Steines] [...] unabhängig ist davon, daß wir es als Ursache von Etwas setzen.“ (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)

<sup>89</sup>König, *Sein und Denken*, 158.

<sup>90</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 158/159.



Seiendes sei also in modifizierenden Bestimmungen nicht das Bedingende, sondern das Sein als so-Wirken sei das Bedingende<sup>91</sup> und auch das Unbedingte, denn nur durch diese Weise *ist* es. Dies soll aber keine „metaphysische[] Überzeugung“ sein, „vielmehr entdecken wir in dieser zwar besonderen aber ausnehmend besonderen Art den Ursprung der generellen Überzeugung, daß Sein Wirken bedeutet.“ Man kann dies wohl eine „phänomenologische“<sup>92</sup> Herangehensweise nennen, da das ‚Phänomen‘ des so-Wirkens nicht aus einer metaphysischen Festlegung abgeleitet ist oder selbige sein soll und weil es als sich so Zeigendes aufgenommen oder entdeckt wird. Es handele sich aber auch nicht um ein von einem Seienden abstrahiertes Sein oder eine „theoretische Reflexion“<sup>93</sup> oder in „abstrakter Phantasie“<sup>94</sup> erdacht, denn das Sein als so-Wirken wird eben *in seinem Modus* entdeckt.<sup>95</sup> Des Weiteren kann eine solche „Bestimmung einer Bestimmung“<sup>96</sup> nicht einen infiniten Regress eröffnen, da es sich um das Sein handelt und nicht ein Seiendes über ein Seiendes bestimmt wird oder auch bedingt wird, deshalb fungiert das Sein als unbedingt. Wobei KÖNIG dann schreibt:

„*Sein* und *Wirken* sind [...] nicht als Synonyma ausgesprochen; durchaus nicht bedeutet ja das Wort *Sein* *Wirken*. Wohl aber ist – dieser Überzeugung zufolge – das Sein in seinem Grund und Wesen *Wirken*.“<sup>97</sup>

### 1.2.2.2 Ertrag für die Arbeit

(1.) In modifizierenden Bestimmungen wird kein Seiendes als ontischer Regressstopper vorausgesetzt, wie in den theoretischen Festlegungen, der hier zu behandelnden Positionen. (2.) Es wird der Vollzug des Subjekts modifiziert. Dies ist damit auch kein naiver Realismus. (3.) Es handelt sich aber *nicht* um den realen Vollzug eines Subjekts (der nur ein vorausgesetztes Seiendes wäre), sondern um den Vollzug des ‚logischen‘ Subjekts: das ‚Tätig-*sein*‘. Ich werde hier also Formanalysen des Subjektvollzuges darlegen. Ein entscheidender Unterschied, der

<sup>91</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 28: „Vielmehr: nur insofern und nur indem das Zimmer in dieser oder in jener Weise da ist, ist es da oder einfach ist es. Man kann dies letzte dahin ausdrücken, daß es nur bedingterweise da ist, nämlich bedingt durch das Wie des Daseins; und dieses Bedingtsein ist definitiv für das in Frage stehende Sein.“ (Vgl. auch ebd., 27 Anm. 1: „Ich gebrauche *definitiv* in strengem Sinn; definitivum (ὁριστικόν) bedeutet: fähig sein, zu bestimmen; zu bestimmen vermögen.“)

<sup>92</sup>Ich setze diesen Ausdruck in einfache Anführungszeichen, um eine hier zu weit gehende Untersuchung über die phänomenologische Methode zu vermeiden, da ja KÖNIG auch aus einer anderen phänomenologischen Schulrichtung kommt als die HUSSERL- und HEIDEGGER-Linie.

<sup>93</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 4.

<sup>94</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 29.

<sup>95</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 30.

<sup>96</sup>König, *Sein und Denken*, 7.

<sup>97</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 28.

## 1 Einleitung

von KÖNIG<sup>98</sup>, wie ich denke, so nicht herausgestellt wird. (4.) Das ‚aktive‘ Moment, das von KÖNIG angemerkt wird (s.o.), wird hier als entscheidendes Moment herausgearbeitet, z.B. in den modifizierenden Bestimmungen als „selbstständig“ und „spontan“.

---

<sup>98</sup>Vgl. hierzu KÖNIGS Überlegungen zum „Begriff des Modus“, dass „das modifizierende Wie [...] kein rein Äußerliches, kein rein Hinzukommendes“ sei. (Wäre dies so, dann würde es sich um eine extensionale Lesart handeln.) Er führt als ein Beispiel das „Adverb“ an. Es sei eine „Bestimmung der Bestimmung“ oder eine „bestimmte Bestimmtheit“, wie Hegel den Modus faßt. Das Adverb ist auch kein „Hinzukommendes“, auch wenn dies sein Name suggeriert, denn das „Sagen kann dem Modus nicht entfliehen. Kein Tun kann ihm entfliehen.“ (Vgl. König, *Sein und Denken*, 6/7.) Ein Was wird auch immer in einem Wie ausgedrückt. Dies betrifft aber eben menschliche Vollzüge, das Handeln und Sprechen, während KÖNIG dies auch für das Sein selbst aufweisen will. (Vgl. dazu ebd., 29.) Ich denke, dass seine Stoßrichtung hier stärker am Entwurf einer Ontologie ausgerichtet ist als mein Ansatz.

**Erläuterung der Zeichenverwendung:** Doppelte Anführungszeichen werden natürlich für Zitate gebraucht, aber auch um mich von Termini bestimmter Autoren und bestimmter Standpunkte zu distanzieren, die diese verwenden, wie z.B.: „normative“ Fakten.<sup>99</sup> Wie üblich stehen einfache Anführungszeichen für doppelte Anführungszeichen innerhalb von zitierten Textstellen, aber ich verwende sie auch außerhalb von Zitaten, um zu zeigen, dass der Terminus nicht von der Autorin oder vom Autor verwendet wird, der gerade behandelt wird, und von mir eingeführt wurde, um auf den Sachverhalt von einem anderen Blickwinkel aus zu schauen. Zudem verwende ich die einfachen Anführungszeichen, um zu zeigen, dass ein Terminus bisher noch nicht ‚begrifflich entwickelt‘ wurde, d.h. noch kein ‚Begriff‘ ist. Die Leserin sollte deshalb den Gebrauch des Terminus mit Vorsicht und als vorläufig und tentativ betrachten (wobei es auch sein kann, dass über den tentativen Gebrauch nicht hinausgegangen werden kann). Generell handelt es sich um eine Leseanweisung, das Angeführte nicht allzu wörtlich zu nehmen. Ich überlasse es der Leserin, zwischen diesen verschiedenen Verwendungsweisen der einfachen Anführungszeichen zu unterscheiden, auch um nicht zu viele Festsetzungen zuvor einzuführen. – Für die Unterscheidung zwischen Gebrauch (use) und Erwähnung (mention) werde ich folgende Anführungszeichen verwenden: <sup>m</sup>...<sup>m</sup>. – Griechische Buchstaben in Formeln sind Metavariablen, d.h. es handelt sich um metasprachliche Ausdrücke oder Formeln, die nicht Namen von Aussagesätzen (Satzkonstanten in der Aussagenlogik) einer Objektsprache sind. Das hat den Vorteil, dass hier keine Interpretation einer logischen Objektsprache gegeben werden muss, sondern lediglich die logische Syntax herausgestellt werden kann.<sup>100</sup>

---

<sup>99</sup>Ich weiß, dass ich eigentlich „normative“ Fakten hätte schreiben sollen, aber dies würde nicht mein Ansinnen verdeutlichen.

<sup>100</sup>Vgl. zu diesen Differenzierungen Link, Godehard, *Collegium Logicum, Logische Grundlagen der Philosophie und Wissenschaften*, Band 1, Paderborn 2009, 143-147.



## Teil I

### Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs



Die Debatten über Normativität sind durchdrungen von verschiedenen *Gegensatz*-Bildungen. Aber statt verzweigter Darstellungen oder Abbilder dieser Debatten, was mehr einer Auflistung von Ismen gleichen würde und in die Richtung eines enzyklopädischen Artikels ginge, werde ich gerade die Problematik der Gegensatzbildung selbst thematisieren. Die dialektische Herangehensweise, die hier angewendet wird, zwingt einen nicht Partei zu ergreifen für einen Ismus<sup>101</sup> oder seinen Gegensatz, denn dies würde präsupponieren, dass ein Standpunkt eingenommen würde, der, als Standpunkt, schon limitiert ist. So kann auch ein Widerstreit und Wettstreit der Behauptungen stattfinden oder wie KANT schreibt:

„Dagegen sind die transzendentalen Behauptungen, welche selbst über das Feld aller möglichen Erfahrungen hinaus sich erweiternde Einsichten anmaßen, weder in dem Falle, daß ihre abstrakte Synthesis in irgend einer Anschauung a priori könnte gegeben, noch so beschaffen, daß der Mißverstand vermittelt irgend einer Erfahrung entdeckt werden könnte. Die transzendente Vernunft also verstattet keinen anderen Probiestein, als den Versuch der Vereinigung ihrer Behauptungen unter sich selbst, und mithin zuvor des freien und ungehinderten Wettstreites derselben unter einander, und diesen wollen wir anjetzt anstellen.“<sup>102</sup>

Ich werde auch den gemeinsamen Grund herausarbeiten, der in beiden Opposita als die Bedingung der Gegensatzbildung präsent ist. Die dialektische Herangehensweise erlaubt dann einen Fortgang von einer (Reflexions-)Stufe zu einer ‚höheren‘ Stufe, und damit auch den Diskurs auf eine notwendige Weise zu entwickeln, d.h. ihn als einen Reflexionsprozess aufzudecken. Die folgenden Debatten sollen als Momente in diesem Prozess begriffen werden, der Teile einer begrifflichen Praxis offenlegt und ein Weg zu dieser Praxis ist.

---

<sup>101</sup>Zur Problematik der Ismenbildung vgl. den Epilog dieser Untersuchung.

<sup>102</sup>Kant, *KrV*, B 453.





## 2 Die ontologisch-metaphysische Debatte über Normativität – Forschungsstand I

Eine Bestandsliste aufzustellen, welche die Verwendung der Worte „normativ“ oder „Normativität“ im philosophischen Diskurs beinhaltet, ist kaum möglich aufgrund des ubiquitären Vorkommens der Wörter in der Literatur. Man könnte diese häufige Verwendung als eine Art Modeerscheinung abtun oder vielleicht gar als einen deus ex machina, der überall dort beschworen wird, wo eben nicht nur natürliche Phänomene behandelt werden ‚sollen‘, die durch Naturgesetze erklärt werden können. Man kann aber Normativität auch als eine wesentliche Erscheinung unseres Redens und Denkens verstehen: „As Putnam says, normativity is ubiquitous in our thought and talk.“<sup>1</sup> Dennoch können zwei sich gegenüberstehende Positionen herausdestilliert werden, die auch eine der Leitdifferenzen in der sog. Analytischen Philosophie bilden: Naturalismus und (metaethischer) Realismus. Diese Gegenüberstellung zieht sich durch die ganze Untersuchung hindurch und wird aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. In diesem Kapitel liegt der Fokus auf der ontologisch-metaphysischen Debatte, wie ich sie nenne.<sup>2</sup> Es gilt hier auch zwischen eher extremen Ausformungen einer Position und eher gemäßigten Varianten zu unterscheiden: (1.) Eine naturalistische und monistische Herangehensweise, bei der sich Normen nur durch Sanktionen herausbilden können und (2.) ein

---

<sup>1</sup>De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 9.

<sup>2</sup>Vgl. zu dieser Gegenüberstellung auch De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 3 und 9: Sie argumentieren gegen einen „Scientific Naturalism“ und für einen „Liberal Naturalism“ und beide seien „opposed to Platonism about norms“ oder „Supernaturalism“. „Liberal Naturalism“ ist der Titel für verschiedene Denkansätze aus der Aufsatzsammlung *Naturalism and Normativity*, die von DE CARO und MACARTHUR herausgegeben wurde: „Liberal Naturalism [...] is not a precisely defined credo. It is better seen as a range of attempts to articulate a new form of naturalism that wants to do justice to the range of diversity of the sciences, including the social and human sciences [...], and to the plurality of forms of understanding, including the possibility of nonscientific, nonsupernatural forms of understanding [...]. In addition, some of our authors want to allow for the possibility of nonscientific, nonsupernatural entities.“ „Liberal naturalism [...] is best thought of as occupying the typically overlooked conceptual space between Scientific Naturalism and Supernaturalism.“ Die Aufsätze in dieser Sammlung werden „as contributions to a fruitful controversy“ gesehen. (Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 9.)

normativer (und extensionaler<sup>3</sup>) Realismus (oder Platonismus), der behauptet<sup>4</sup>, dass normative Fakten die Wahrmacher normativer Urteile oder Aussagesätze sind. Jede extreme Position legt sich auf ein ontologisches und methodologisches Dogma mit einem Wahrmacher fest, der als Instanz des Normativen dienen soll, wobei dann die eher gemäßigten Varianten versuchen ein oder mehrere dieser Dogmen zu unterminieren.<sup>5</sup>

„Normativität“ ist ein Terminus, der nicht nur in der theoretischen Philosophie, sondern auch in der praktischen Philosophie, verwendet wird.<sup>6</sup> Eine Untersuchung dieses Terminus müsste somit auch in einem großen Umfang Standpunkte, Fragen und Probleme aus dem Feld der praktischen Philosophie beinhalten. Die konkrete Frage nach dem Status des Normativen verweist auf die Instanz des Normativen. Im ersten Forschungsstand ist die Instanz in Form von Wahrmachern normativer (und auch deskriptiver) Urteile Untersuchungsgegenstand. Selbst diese Einschränkung eröffnet ein noch weiteres Feld, denn der metaethische Realismus behandelt auch noch moralische Fakten als Wahrmacher moralischer Urteile. Ich denke aber, dass meine Herangehensweise in großem Maße von den dortigen Argumentationslinien unterschieden ist, und ich kann somit diese Positionen und Argumentationsmuster vernachlässigen.

### 1. Problemstellung

In diesem Kapitel stehen sich naturalistische Theorien und normativ-realistische Theorien gegenüber, deren theorieinterne Aussagesätze auf Fakten als deren Wahrmachern aufrufen sollen. Die Wahrmacher sind ontische Hypostasierungen und theorieextern, d.h. Hinzukommende. Sie dienen beiden Positionen als ontische Regressstopper. Die *gegensätzlichen* Theorieent-

---

<sup>3</sup>Zur Unterscheidung eines extensionalen und intensionalen Realismus s. auch 2.3.3. Für die hier verfolgte Strategie ist es hinreichend, zu wissen, dass ein extensionaler Realismus Fakten als Wahrmacher seiner (normativen) Urteile annimmt und dieser bis 2.3.3 verhandelt wird. (Auch der Realismus des Naturalismus ist extensional.)

<sup>4</sup>Ich verwende diese Redeweise aus Gründen der Einfachheit, denn erstens muss ich nicht ein paar oder gar „alle“ Vertreterinnen einer Position auflisten, was mich wohl auch „zwingen“ würde, die Unterschiede in den Denkansätzen anzuführen. Dies würde die Untersuchung schon in den einleitenden Ausführungen eines Kapitels aufblähen und zudem wird eine detailliertere Auseinandersetzung im Laufe des Kapitels geführt. Zudem entlastet mich diese Redeweise über Nuancierungen anderer Autoren hinwegzugehen, insofern sind sie eben auch nicht relevant. Falls sich jemand aber an einer Vereinfachung und Nivellierung einer Position durch eine solche Redeweise gestört fühlen mag, den verweise ich an die Überlegungen zu einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ in der „Einleitung“ und 2.1.

<sup>5</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 9: In diesem Fall durch das Zurückweisen der „ontological doctrine or the methodological doctrine, or both“ des „Scientific Naturalism“.

<sup>6</sup>Vgl. für einen Überblick: Siep, Ludwig, „Normenbegründung in der praktischen Philosophie“. In: Jansen, Nils/Oestmann, Peter, *Gewohnheit. Gebot. Gesetz, Normativität in Geschichte und Gegenwart: eine Einführung*, Tübingen 2011, 249-274.

würfe *eint* also das Beruhen auf ontischen Regressstoppem. Diese gemeinsame Wurzel wird aber von beiden *weder* herausgestellt *noch* problematisiert. Dabei steht gerade hier auf dem Spiel, ob sich beide Theorieentwürfe überhaupt behaupten können. – Sie können es nicht, weil die Festlegungen auf beiden Seiten dogmatisch und abstrakt sind. Im Ausgang vom sogenannten „Privatsprachenargument“ lässt sich auch zeigen, dass es sich bei dem Beruhen und Beruhigen auf ontischen Regressstoppem um eine Illusion handelt – ein Gefangengehaltenwerden im Modell einer Name-Gegenstand-Relation, deren Grammatik aufzudecken ist und die verlassen werden muss.

### 2. Argumentationsgang des Kapitels

Ich werde in einem ersten Schritt Naturalismus und normativen Realismus auf ihre Festlegungen hin untersuchen und sie beide als Positionen rekonstruieren, die sich einem Realismus verpflichten. Dies ist der gemeinsame Grund der Opposita. In einem zweiten Schritt werde ich die Grammatik der Name-Gegenstand-Relation und das Bikonditional als die zugrunde liegende logische Vorstellung untersuchen. In einem dritten Schritt werde ich den Realismus, so wie er sich in der hier dargelegten Debatte zeigt, destruieren. Dies geschieht innerhalb einer begrifflichen Rekonstruktion und führt zu einem Appell an den sogenannten „Raum der Gründe“ bei MCDOWELL und auch bei BRANDON, der die Weise des Seins angibt, um Bestimmung zu ermöglichen (Formanalyse). Die Frage nach dem „Ausbuchstabieren“ des Raums der Gründe führt aber zu einer ontischen Hypostasierung der ‚konkreten‘ Gründe zu einem Seienden als ‚Kraft‘. Diese Problematik wird im nächsten Kapitel untersucht.

## 2.1 Von Festlegungen und Dogmen

Im Rahmen einer hermeneutischen Ausarbeitung der hier behandelten Debatten gilt es zwischen Dogmen und Festlegungen zu unterscheiden.<sup>7</sup> Für das Aufstellen von Dogmen oder

Erste Bausteine einer „HND“

<sup>7</sup>Mario DE CARO und David MACARTHUR verwischen diese Unterscheidung, da sie zwar eine „*ontological doctrine*“ und eine „*methodological doctrine*“ für den, wie sie es nennen, „Scientific Naturalism“ aufstellen, aber sie bezeichnen jene auch als ein „ontological commitment“ und diese als ein „methodological commitment“. (Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4.)

Sie geben einem Kapitel auch den Titel „The Doctrine of Liberal Naturalism“, obwohl es keine klare Position oder „not a precisely defined credo“ sei und eine andauernde Debatte, was denn nun der „Liberal Naturalism“ sei. Sie sind auch nicht bereit, diesen in einem Grundsatz zusammenzufassen. (Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 9.) Ein Lehrsatz des „Liberal Naturalism“ würde ja auch dem antidogmatischen Ansatz ihres Vorhabens widersprechen.

Glaubenssätzen (*doctrines*) werden keine Gründe benötigt. (In dieser Debatte handelt es sich um den Glaubenssatz, dass Fakten die Wahrmacher von Aussagesätzen sein sollen.) Zu Festlegungen ist man aber nur anhand von Gründen berechtigt. Im Eingehen eines „assertional commitment“<sup>8</sup> ist ein „broader normative use“ involviert, „[b]esides its specifically linguistic use“, wie BRANDON betont<sup>9</sup>, oder, noch weiter gefasst, dass der philosophische Diskurs schon normativ ist. Der „normative Gebrauch“

„points to the fact that the sort of commitment involved in linguistic asserting involves the undertaking of a specifically justificatory responsibility for what is claimed. In asserting a sentence, one not only licenses further assertions (for others and for oneself) but commits oneself to justifying the original claim.“<sup>10</sup>

Und zwar durch „giving reasons for it [the claim] when reasons are asked for“ und

„[i]f the commitment can be defended, entitlement to it demonstrated by justifying the claim, then endorsement of it can have genuine authority, an entitlement that can be inherited.“<sup>11</sup>

D.h. zu einer *Festlegung* ist man berechtigt, wenn man für sie Gründe vorbringen kann. Will man oder kann man dagegen keine Gründe vorbringen, dann handelt es sich um ein Dogma oder einen dogmatischen Lehrsatz. Es kann natürlich auch sein, dass die Berechtigung nicht anerkannt wird, also der Grund nicht als ‚zwingend‘ erachtet wird, aber dadurch wird die Festlegung nicht zu einem dogmatischen Lehrsatz. Das Vorgehen in der vorliegenden Untersuchung zielt nicht darauf, dass bei zwei gegensätzlichen Positionen die Gründe der einen Position ‚zwingender‘ seien oder die Gründe abgewogen werden können, sondern, dass beide Positionen dieselbe dogmatische Voraussetzung unhinterfragt annehmen, also entweder keine Gründe vorbringen *können* oder vielleicht sogar *wollen*. „Dogma“ und „Festlegung“ dienen dann als elementare Bausteine einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“; auch hier in der Auslegung der ontologisch-metaphysischen Debatte.

Eine *Festlegung* fordert Gründe, wenn sie eingegangen wurde, aber was DE CARO und MACARTHUR präsentieren ist mehr eine Festlegung zu einer bestimmten Theorie („Scientific Naturalism“), die selbst schon für sich Kriterien der Rechtfertigung entwickelt hat. Sich

<sup>8</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 167-172.

<sup>9</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 172.

<sup>10</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 172.

<sup>11</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 172.

auf diese Theorie oder diesen Ismus festzulegen, bedeutet, sie oder ihn als irgendwie (selbst-)evident anzunehmen, d.h. nicht die Rolle zu hinterfragen, die sie oder er im philosophischen Diskurs spielen, und zudem kein anderes Vokabular oder keine andere Methode zuzulassen oder gar zu verstehen als das eigene Vokabular oder die eigene Methode. Das Anwenden der Methode in ihrem angestammten Forschungsbereich ist damit nicht dogmatisch, aber das Extrapolieren eines solchen Vokabulars auf den philosophischen Diskurs ist dogmatisch. Die Aufgabe des Begreifens des philosophischen Diskurses als ein Aufsammeln normativer Begriffe und auch zu untersuchen, welche Rolle sie in diesem Sprachspiel spielen, ist deshalb auch eine *normative* Aufgabe, wie sie eben bei BRANDON<sup>12</sup> und MCDOWELL<sup>13</sup> vorhanden ist und auch zumindest von Terence CUNEO<sup>14</sup> und sogar MACARTHUR<sup>15</sup> so gefordert wird.

### a. Ontologische Dogmen

Die Rede von einem „ontological commitment“ stammt aus Willard Van Orman QUINES Aufsatz „On What There Is“, aber ihm geht es nicht darum einzelne ontologische Festlegungen einzugehen und zu sagen, was ist oder was es gibt<sup>16</sup>, sondern man kann seinen Ansatz so lesen, dass es sich um ein Werkzeug handelt, um die verborgenen Ontologien von Theorien offenzulegen. Es handelt sich damit auch um ein antidogmatisches Werkzeug, auch wenn der „explicit standard“<sup>17</sup>, den QUINE anführt, nur ein formaler Standard ist:

„a theory is committed to those and only those entities to which the bound variables of the theory must be capable of referring in order that the affirmations made

---

<sup>12</sup>Vgl. Brandon, *Making It Explicit*.

<sup>13</sup>Vgl. McDowell, John, „Might There Be External Reason?“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 104.

<sup>14</sup>Vgl. Cuneo, Terence, *The Normative Web, An Argument for Moral Realism*, New York 2010, 220/221.

<sup>15</sup>Vgl. Macarthur, David, „Taking the Human Sciences Seriously“. In: De Caro, Mario/Macarthur David (Hg.), *Naturalism and Normativity*, New York (2010), 134-137.

<sup>16</sup>QUINES Bemerkungen am Ende seines Aufsatzes setzen ein paar Standards, die helfen sollen, zu entscheiden, welche Entitäten wir annehmen sollten und welche nur Teil von Mythen wären, die aber auch „good and useful“ sein können. (Quine, Willard Van Orman, „On What There Is“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Nine Logico-Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.)/London <sup>3</sup>1980 [<sup>1</sup>1953], 18.) Sicherlich ist dies auch eine normative Aufgabe.

Christian NIMTZ weist auch darauf hin, dass der Aufsatz nicht ohne Grund den Titel „On What there is“ trage und nicht „What There is“. (Vgl. Nitz, Christian, „Kommentar I, ‚Über was es gibt‘ (On What There Is), Wie Quine die Ontologie neu erfand“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Three Selected Essays*, English/Deutsch, hrsg. von Roland Bluhm und Christian Nitz, übersetzt von Roland Bluhm, kommentiert von Christian Nitz, Stuttgart 2011, 200.)

<sup>17</sup>Quine, „On What There Is“, 19.

in the theory be true.“<sup>18</sup> Und „[t]o be assumed as an entity is, purely and simply, to be reckoned as the value of a [bound] variable.“<sup>19</sup>

Er nennt dies auch eine „semantical formula“, die nicht als Standard oder Maßstab dienen könne „to adjudicate among rival ontologies“.<sup>20</sup> Er behauptet:

„We look to bound variables in connection with ontology not in order to know what there is, but in order to know what a given remark or doctrine, ours or someone else's, *says* there is; and this is quite properly a problem involving language.“<sup>21</sup>

Gibt es somit überhaupt irgendwelche Maßstäbe, die helfen, um sich *theoretisch* für eine Ontologie unter anderen zu entscheiden? Es könnte die „rule of simplicity“ sein, aber sich auf eine einfache oder schlichte Theorie festzulegen, könnte mit mehr abstrakten Objekten und damit mehr Entitäten teuer erkaufte sein. Das „phenomenalistic conceptual scheme“ hätte ebenso eine Art von „special simplicity“ und soll „epistemological priority“ haben. Es ist das fundamentale Vokabular, auf dem die „myths“ oder Theorien über „physical objects“ oder „mathematical objects“ irgendwie ruhen oder aufliegen sollen<sup>22</sup> – quasi als unterste Schicht einer Schichttorte an Ontologien. In QUINES Modell wären wir aber dazu verdammt zwischen „OCKHAMS Rasiermesser“ und einem phänomenalistischen Zugang hin und her zu schwanken, aber dieser Punkt offenbart auch, dass QUINES Werkzeug noch weiter entwickelt werden müsste.

### b. Methodologische Dogmen

Die allgemeine Argumentationsstrategie innerhalb der vorliegenden Debatte ist entweder das naturalistische Vokabular als ausgezeichnet anzusehen, dieses also als einzig geltendes oder „sinnvolles“ Vokabular zu erachten, oder aber das normative Vokabular als irreduzibel zu erweisen, um eine Reduktion auf das naturalistische Vokabular zu verhindern. Die Kriterien des Sinns oder bedeutungsvoller Rede speisen sich hier aber aus den dogmatischen Setzungen von Ontologien, die nicht hinterfragt oder gerechtfertigt werden und als evident erscheinen sollen. Solche „Kriterien“ sind dann eben nicht innerhalb eines philosophischen Diskurses verhandelbar.

---

<sup>18</sup>Quine, „On What There Is“, 13/14.

<sup>19</sup>Quine, „On What There Is“, 13.

<sup>20</sup>Quine, „On What There Is“, 15.

<sup>21</sup>Quine, „On What There Is“, 15/16.

<sup>22</sup>Vgl. Quine, „On What There Is“, 17-20.

### c. Wahrmacher

Normative und/oder naturalistische Fakten sollen in den folgenden Theorien Wahrmacher von Urteilen oder Aussagesätzen sein. Es wird hierbei von Gottlob FREGES sogenanntem Kontextprinzip ausgegangen, dass „nach der Bedeutung der Wörter [...] im Satzzusammenhange, nicht in ihrer Vereinzelung gefragt werden“ soll.<sup>23</sup> Oder ontologisch ausgedrückt, wie es WITTGENSTEIN formuliert: „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“<sup>24</sup> FREGE schreibt auch, dass die „Bedeutung“ eines Satzes, „wenn er eine hat, ein Wahrheitswert“ ist.<sup>25</sup> Damit fungieren Tatsachen oder Fakten hier als Wahrmacher oder ontische Regressstopper. Wie diese Fakten durch ein Ding (Objekt) und eine Eigenschaft selbst zusammengesetzt werden, wie man in der Debatte über Wahrmacher eigentlich verhandelt, ist hier deshalb nicht relevant. Dafür sei auf Wolfgang FREITAGS Aufsatz „Truthmakers (are indexed combinations)“ verwiesen: Er versucht dem infiniten Regress zu entgehen, dass man Wahrmacher für Wahrmacher benötige.<sup>26</sup> FREITAG schreibt aber auch:

„The difference between the truth and the falsity of a proposition reflects an ontological difference. The investigation in truthmakers is the attempt to give an account of this ontological difference.“<sup>27</sup>

Ich würde hier eher von einer ontischen Differenz sprechen. Eine Ontologie geht hervor aus einer ontischen und einer logischen Hypostasierung als *ein* Verstehen des Seins.

In den Debatten *über* Normativität sind die Wahrmacher nicht immer Fakten oder Entitäten, die in einem angenommenen und präsupponierten ontischen Gegenstandsbereich vorhanden sein sollen. Zum Beispiel müsste es in einem „Dogmatischen Naturalismus“ Sanktionen als Instanzen geben, die Normen einführen sollen. – Dies ist, wie ich denke, der einzige Weg, um Normativität in eine naturalistische Denkweise einzuführen<sup>28</sup>; auch wenn er zum Schei-

<sup>23</sup>Vgl. Frege, Gottlob, *Die Grundlagen der Arithmetik, Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Auf der Grundlage der Centenarausgabe, hrsg. von Christian Thiel, Hamburg 1988 [1884], 10.

<sup>24</sup>Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus*. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 1, Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 2006, 1.1.

<sup>25</sup>Vgl. Frege, Gottlob, „Einleitung in die Logik“ [August 1906]. In: Frege, Gottlob, *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie*, Aus dem Nachlaß, hrsg. von Gottfried Gabriel, Hamburg 2001 [1971], 89.

<sup>26</sup>Vgl. Freitag, Wolfgang, „Truthmakers (are indexed combinations)“. In: *Studia Philosophica Estonica* 1.2 (2008), 228-248. Er argumentiert, dass Theorien, die diesem Regress entgehen wollen „kontraintuitive Konsequenzen“ haben, ob sein Vorschlag überzeugend ist, ist hier aber irrelevant.

<sup>27</sup>Freitag, „Truthmakers (are indexed combinations)“, 228.

<sup>28</sup>BRANDON würde „Huw Price’s pragmatic normative naturalism“ als einen weiteren möglichen Weg betrachten: Huw PRICE „argues, in effect, that although normative vocabulary is not *reducible* to naturalistic vo-

tern verurteilt ist (s.u.). – In einem normativen Realismus sind die unterstellten normativ-metaphysischen Entitäten oder Fakten die Wahrmacher, aber in einem gemäßigten normativen Realismus können auch strategische Verfahren oder Operationen und/oder Praxen die metaphysischen Fakten als Wahrmacher ersetzen.

### Dialektischer Zugang

Die hier vorgelegten Überlegungen müssen aber noch ergänzt werden, denn es werden nicht nur die Festlegungen verschiedener dogmatischer Positionen explizit gemacht, sondern die Positionen werden als gegensätzlich dargestellt. Dies ist schon Aufgabe einer transzendentalen Dialektik. KANT äußert an verschiedenen Stellen, dass eine Kritik der reinen Vernunft als eine Art normativ-kritisches Korrektiv fungiere.<sup>29</sup> Die ‚dogmatischen Sätze‘ haben immer schon ein wiederum dogmatisches Gegenteil, stehen also in einem Gegensatz<sup>30</sup> und im „Widerstreit“ treffen die „dem Scheine nach dogmatischen Erkenntnisse“ aufeinander. Dieser soll in einer „Untersuchung über die Antinomie der reinen Vernunft“ geführt werden und so „die Ursachen und das Resultat derselben“ aufzeigen.<sup>31</sup> Es könne auch keinen Vorteil aus der Widerlegung einer antinomischen Seite zum Beweis der anderen geben, sondern auf beiden Seiten handle es sich um „Fehlschlüsse der Dogmatiker“.<sup>32</sup> (KANT beschreibt auch einen antidogmatischen

---

cabulary, it might still be possible to *say* in wholly naturalistic vocabulary what one must *do* in order to be *using* normative vocabulary. If such a claim about the existence of an expressively bootstrapping naturalistic pragmatic metavocabulary for normative vocabulary could be made out, it would evidently be an important chapter in the development of the naturalist core program of the classical project of philosophical analysis.“ (Brandom, Robert, *Between Saying and Doing, Towards an Analytic Pragmatism*, Oxford 2008, 12.) Selbst wenn dies getan werden könnte, sagt es doch nichts über die Quellen oder Instanzen des Normativen aus, denn es ‚beschreibt‘ nur, was eigentlich auch schon in normativem Vokabular ‚beschrieben‘ werden kann. Zudem ist PRICE in seinem Aufsatz „Naturalism without Representationalism“, auf den sich BRANDOM bezieht, nicht daran interessiert wie Normativität eingeführt werden könnte oder welche Wahrmacher involviert sein könnten. (Vgl. Price, Huw, „Naturalism without representationalism“. In: De Caro, Mario/Macarthur David (Hg.), *Naturalism in Question*, Cambridge (Mass.), 71-88.) Es mag also sein, dass ich nur von einem „Objective Naturalism“, wie ihn BRANDOM nennt, beunruhigt werde und nur diesen behandeln werde und die Vorstellung eines „Subjective Naturalism“, wie BRANDOM den Ansatz von PRICE nennt, ‚gleich‘ ablehne. – Ich danke Bob BRANDOM für diese Unterscheidung, wie auch für einige weitere Kommentare, die mir geholfen haben, Argumentationslinien klarer zu sehen und so dem Kapitel die vorliegende Form zu geben. – Selbst wenn solch ein Projekt möglich wäre, würde es uns immer noch nicht davon befreien, die normative Dimension unseres Tuns und Denkens zu begreifen, ob es nun eine ‚selbstständige und irreduzible Sphäre‘ bildet oder nicht.

<sup>29</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B XXXV/XXXVI, 7, 22/23, 791/792 und vgl. ebd., B XXX: „*Ich mußte also das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen, und der Dogmatismus der Metaphysik, d.i. das Vorurteil, in ihr ohne Kritik der reinen Vernunft fortzukommen, ist die wahre Quelle alles der Moralität widerstehenden Unglaubens, der jederzeit gar sehr dogmatisch ist.*“

<sup>30</sup>Vgl. Kant, *KrV*, A 388.

<sup>31</sup>Vgl. Kant, *KrV*, 448.

<sup>32</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 458.



Gebrauch der praktischen Vernunft<sup>33</sup>, der sich an den regulativen Ideen orientiert.)

Es zeigt sich also, dass Kant eine „dogmatische Behauptung“<sup>34</sup> auf beiden Seiten der gegensätzlichen Positionen annimmt, die zu einer dogmatischen Position eben nur werden, wenn sie auch ein Gegenteil haben. Es kann sich dabei nun, wie in den Antinomien, um eine unendliche *Reihe* selbst oder den (intellektuellen) Anfang der *Reihe* handeln, wie hier im sechsten Kapitel aufgewiesen wird, oder um Gegensatzbildungen anhand gemeinsamer Gründe, wie Fakten, Gründe, Dispositionen in den Theorien über Normativität. Es handelt sich bei allen um die eigentlich unbedingte Bedingung, die hier freigelegt wird. Dies führt von der Problemstellung zur Fragestellung und macht den antidogmatischen Diskurs in seiner hermeneutischen Dimension aus.

## 2.2 Formen des Realismus

Wenn sich zeigen lässt, dass beiden gegensätzlichen realistischen Positionen, Naturalismus und normativ-metaphysischer Realismus, ontische Hypostasierungen zugrunde liegen, die sie aufgrund von Glaubenssätzen voraussetzen, dann kann man ihnen auch einen gemeinsamen Grund unterstellen – Fakten als ontische Regressstopper. Dies wird hier allererst mit Hilfe des Analyse-„werkzeugs“, das von QUINE und BRANDON bereitgestellt wird, herausgearbeitet, d.h. die ontologischen Festlegungen müssen explizit gemacht werden. Es wird sich dann klar aufzeigen lassen, was die zwei gegensätzlichen Positionen voraussetzen: Fakten oder Entitäten als Wahrmacher von Urteilen. Sie sind sich aber über den Umfang oder die Menge dieser Fakten uneinig.

### 2.2.1 Naturalismus

Ich werde zwischen einem „Dogmatischen Naturalismus“ und einem „Weiten Naturalismus“ oder „Offenen Naturalismus“ unterscheiden.<sup>35</sup> Die erste Form des Naturalismus bedient sich dogmatischer Setzungen, während die Letztere antidogmatische Charakteristiken hat. MA-

<sup>33</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 846: „Und so hat am Ende doch nur reine Vernunft, aber nur in ihrem praktischen Gebrauch, das Verdienst, ein Erkenntnis, das die bloße Spekulation nur wähen, aber nicht geltend machen kann, an unser höchstes Interesse zu knüpfen, und dadurch zwar nicht zu einem demonstrierten Dogma, aber doch zu einer schlechterdingsnotwendigen Vorraussetzung bei ihren wesentlichsten Zwecken zu machen.“

<sup>34</sup>Kant, *KrV*, B 471 und vgl. auch ebd., B 803.

<sup>35</sup>MACARTHUR unterscheidet zwischen einem „Narrow Scientific Naturalism“ und einem „Broad Scientific Naturalism“. Er erweitert den Letzteren zu einem „Liberal Naturalism“. (Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 123-141.)

CARTHUR führt hierfür den Titel „Liberal Naturalism“ ein. Diese Form des Naturalismus ist aber nur in der Lage, negative Abgrenzungen von dogmatischen Positionen des Naturalismus zu liefern, ohne dass sie einen positiven Ansatz liefern kann.<sup>36</sup> – Dies liegt auch daran, dass nicht durchschaut wird, welche Rolle Festlegungen und Setzungen in einem normativen und dialektischen Sprachspiel spielen. – Nichtsdestotrotz ist diese negative Abgrenzung eine Art von Offenheit und dann auch der Punkt, der einen „Dogmatischen Naturalismus“ von einem „Offenen Naturalismus“ unterscheidet, wobei ein Naturalismus, wie ihn MCDOWELL vorstellt, einen positiven Ansatz liefern könnte (s.u.). Ich werde aber im Verlauf dieses Projektes nicht für irgendeine Art von „Offenem Naturalismus“ argumentieren. Dazu müsste man, meiner Ansicht nach, eine *genealogische* Geschichte der Natur des Menschen erzählen – von der Wahrnehmung über Fähigkeiten hin zu Praxen –, dies wäre aber auch ein anderes Projekt.

Ich übernehme die Modellierung des Naturalismus von DE CARO und MACARTHUR, aber ich werde ihr Modell um den entscheidenden Punkt der Wahrmacher im Naturalismus erweitern: deskriptive oder naturalistische Fakten, die implizit in diesen Ansätzen vorhanden sind und dann auch eine weitere Form deskriptiver Fakten: Sanktionen, die die gängigen Argumentationslinien transzendieren, die normalerweise um eine reduktionistische Problemstellung kreisen, wie z.B.: „Sind normative Fakten irreduzibel?“; dennoch wird sich zeigen, dass auch ein sanktionsbasierter Naturalismus scheitert.

### 2.2.1.1 Dogmatischer Naturalismus

Der „Dogmatische Naturalismus“ beruht auf ontologischen und methodologischen Dogmen. In diesem Sinn ist der „Dogmatische Naturalismus“ dem „Scientific Naturalism“, wie ihn DE CARO und MACARTHUR nennen, ähnlich, der „as a cluster of positions that arise from an *ontological doctrine* and/or a *methodological doctrine*“ betrachtet werden soll.<sup>37</sup>

#### a. Ontologisches Dogma

„[I]n the dimesion of describing and explaining the world, science is the measure of all things, of what is that it is, and of what is not that it is not.“<sup>38</sup>

Natürlich ist ein *Lehrsatz* immer eine Vereinfachung eines komplizierten Inhalts und benötigt

<sup>36</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 123-141.

<sup>37</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4.

<sup>38</sup>Sellars, Wilfrid, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.)/London (42003) [1997], Abschnitt 41. Für meine Zwecke ist es nicht wichtig welchen Standpunkt Wilfrid SELLARS vertritt, d.h. ob er sich auf diesen Lehrsatz festlegt oder nicht.

eine kompetente Leserin, für die die Hilfhypothesen nicht verschleiert sind und die sogar in der Lage sein mag, diese explizit zu machen. Eine andere (normative) Dimension des Explizitmachens ist, zu wissen, dass es sich eigentlich um eine Festlegung und nicht um eine dogmatische Voraussetzung handelt. So wie DE CARO und MACARTHUR diesen Lehrsatz präsentieren, kann diese Dimension auch bei ihnen herausgelesen werden:

„The world consists of nothing but the entities to which successful scientific explanations commit us.“<sup>39</sup>

Sie nennen diesen Satz nicht nur ein „ontological commitment“, sondern auch eine „*ontological doctrine*“, was bedeutet, dass es sich um eine dogmatische Setzung handelt, d.h. „it is a metaphysical thesis not a scientific one“<sup>40</sup>, also keine Festlegung innerhalb des ‚naturwissenschaftlichen‘ Diskurses, denn es können keine naturwissenschaftlichen Gründe angeführt werden. Laut MACARTHUR wäre es möglich, diese dogmatische Setzung schlicht dadurch zu hinterfragen, dass man auf „normative phenomena“ zeigt oder hinweist und fragt „how to place normative phenomena in a natural scientific world“ – das sogenannte „*placement problem*“<sup>41</sup>. Ob dies eine ‚gute‘ Strategie wäre, ist hier nicht relevant, *aber* es zeigt sich hier die zugrunde liegende Vorstellung, dass die Phänomene oder Entitäten<sup>42</sup> als ein Hinzukommendes betrachtet werden. (Vgl. zu diesem Problem auch die Einführung von Sanktionen in c.). Der Status dieser Phänomene oder Entitäten soll hier nicht hinterfragt werden und wird in der Diskussion des normativ-metaphysischen Realismus stattfinden.

### b. Methodologisches Dogma

Die Methoden der Naturwissenschaften *sind* die einzigen Herangehensweisen, die uns darauf festlegen, was ist und was nicht ist. Unsere Festlegung auf diesen Me-

<sup>39</sup>De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4.

<sup>40</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4.

Es soll drei „metaphysical ideas“ eines „Extreme Scientific Naturalism“ geben, „that served as ideological props“, wie MACARTHUR schreibt: „(Strict) Physicalism“, „Causal fundamentalism“ und „The unity of science“ (vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 130/131.).

<sup>41</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 123. Er weiß auch darum, dass es andere nicht-natürliche Phänomene gibt, wie z.B.: „intentional entities“ und „mathematical entities“ (vgl. ebd. 137 Anm. 1.), die ebenso erwähnt werden könnten, um die hier thematisierte Position zu unterminieren. Für den Moment ist es nicht wichtig, was der Terminus „Entität“ impliziert.

<sup>42</sup>MACARTHUR spricht von Phänomenen statt von Entitäten. Ich vermute, weil jene durch eine Art normative Rationalitätspraxis vermittelt und damit zugänglich sind (s.u. 2.2.1.2 b.). Ansätze, die im vierten Kapitel behandelt werden, sprechen auch von (normativen) Phänomenen, weil diese vermittelt durch Dispositionen zugänglich sein sollen.

thodenkanon schließt andere Vokabulare aus oder es wird versucht, ein Vokabular auf ein anderes ausgezeichnetes (naturalistisches) Vokabular zu reduzieren.<sup>43</sup>

Zwei Punkte sind hier wichtig: (1.) Das methodologische Dogma legt einen implizit auf eine bestimmte Ontologie fest und (2.) als Festlegung findet dies in einem normativen Kontext statt. Dies zeigt zumindest, dass schon die Festlegung auf ein oder mehrere Vokabulare, als Ausdruck einer oder mehrerer Methoden, immer schon eine einseitige Festlegung in einem Pluralismus der Vokabulare ist. MACARTHUR z.B. unterscheidet verschiedene Arten des „Scientific Naturalism“, engere oder weitere Versionen, die mehr oder weniger Naturwissenschaften einschließen oder sogar Geisteswissenschaften.<sup>44</sup> Aber die Pluralität der Vokabulare oder Methoden führt zu weiteren Problemen und ist nur ein negatives Abgrenzungsprinzip.<sup>45</sup> Es stellen sich dann neue Fragen, wie z.B.: In welchem Verhältnis stehen die Vokabulare zueinander, wenn sie, wie wohl in einem Methodenpluralismus, nicht aufeinander reduziert werden sollen? Wird diese Pluralität nicht mit einer zu hohen Anzahl von Entitäten erkauft, wie eine Kritik nach QUINE lauten könnte?

### *Exkurs: Reduktiver Naturalismus*

Ich erweitere diese Dogmen um einen Wahrmacher, der deshalb wichtig ist, da vom Standpunkt dieser Art des Naturalismus gar keine Normativität möglich ist. „Normativität“ müsste auf nicht-normative oder naturalistische Fakten reduziert werden können oder müsste zumindest als äquivalent zu ihnen betrachtet werden können. Das normative Vokabular wäre dann ersetzbar durch naturalistisches Vokabular und wäre damit ‚nutzlos‘. – Vorausgesetzt diese Substitution würde nicht mit zu vielen Kosten kommen, d.h. z.B. unsere Redeweisen sehr umständlich machen. – *Grundannahme* ist, dass durch die Ersetzung oder Reduktion des normativen Vokabulars, auch die normativen Fakten als Wahrmacher wegfallen müssten, dann wäre das normative Vokabular lediglich ein nützlicher Mythos, ohne sich dessen Entitäten als Hinzukommende einzukaufen. Nur ist es überhaupt schon fraglich, ob dies eine ‚gute‘ oder

<sup>43</sup>De Caro/MacArthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4. DE CARO und MACARTHUR erwähnen in ihrem methodologischen Dogma die Reduktion zu einem „scientific knowledge or understanding“, aber denken nicht daran die normative Dimension zu betonen: „Scientific inquiry is, in principle, our only genuine source of knowledge or understanding. All other alleged forms of knowledge (e.g., a priori knowledge) or understanding are either illegitimate or are reducible in principle to scientific knowledge or understanding.“

<sup>44</sup>Vgl. MacArthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 126.

<sup>45</sup>MACARTHUR sieht diesen Punkt ebenfalls, aber er kann keinen positiven Ansatz einer solchen normativen Dimension entwerfen (vgl. MacArthur, „Taken the Human Sciences Seriously“, 134-137.), denn ihm fehlt das ‚Werkzeug‘ einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“.

„adäquate“ Vorstellung vom Normativen ist (wie aber auch vom Deskriptiven), denn dann müsste man nicht auf normative Redeweisen verzichten, weil man Angst haben müsste, dass man in einen Platonismus abrutschen könnte. Die *metaphysisch-ontologische* Debatte zwischen Naturalismus und Platonismus kreist um die Möglichkeit der Irreduzibilität normativer Fakten<sup>46</sup> (s. auch unten) und kann hier als eine dumpfe und oberflächliche Debatte vernachlässigt werden, wie die problematischen ontologischen und dogmatischen Vorraussetzungen beider Positionen bereits angedeutet haben mögen.

### c. Wahrmacher: Sanktionen<sup>47</sup>

Peter STEMMER will die „Frage nach der Ontologie des Normativen von einer naturalistischen Voraussetzung aus untersuchen.“<sup>48</sup> Wobei er kein „separate[s] Reich[] des Normativen“ annimmt<sup>49</sup>, also eine monistische Position vertritt. Und dennoch geht er von dem „Faktum“ der „Existenz normativer Phänomene“ aus.<sup>50</sup> Er plädiert für eine „sanktionskonstituierte[] Normativität“<sup>51</sup>. Nur wenn jemand eine „Handlung“ ausführt und dann auch „sanktioniert wird, existiert eine Norm“.<sup>52</sup> (Wobei hier dann eher von einem Verhalten als von einem Handeln gesprochen werden müsste.)

Durch das Instantiieren des normativen Status via Sanktionen entstehen z.B. folgende Problematiken: (1.) Warum wird überhaupt sanktioniert, d.h. was für Gründe hat jemand ein anderes

<sup>46</sup>Vom Standpunkt des normativ-metaphysischen Realismus aus vgl. z.B. Anwander, Norbert, „Normative Facts: Metaphysical not Conceptual“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 91-100; Schaber, Peter, „Good and Right as Non-Natural Properties“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 109/110; Wedgwood, Ralph, *The Nature of Normativity*, New York 2008, 135-221.

<sup>47</sup>Man mag einwenden oder schlicht darauf hinweisen, dass (moralische) Gefühle, Interessen, Präferenzen oder generell „materiale Bestimmungsgründe“ (KANT) ein weiteres Mittel sein könnten, um Normativität einzuführen – was sicherlich kein kantischer Weg ist –, aber so weit ich weiß, ist dies kein Diskussionspunkt in *dieser* Debatte über Normativität. Wenngleich es eine Problematik ist, die in der Metaethik thematisiert wird und in dieser Untersuchung im dritten Kapitel behandelt wird. (Wobei auch hier wieder die Gegenüberstellung von Naturalismus und Platonismus oder normativ-metaphysischem Realismus die Debatte prägt.) Die Einführung von Sanktionen sollte eigentlich eine zentrale Rolle in einem naturalistischen Theoriemodell spielen, wird aber z.B. nicht im, von DE CARO und MACARTHUR herausgegebenen, Aufsatzband *Naturalism and Normativity* erwähnt und ist eher Thema in behavioristischen Debatten.

<sup>48</sup>Vgl. Stemmer, *Normativität*, 8.

<sup>49</sup>Vgl. Stemmer, *Normativität*, 9.

<sup>50</sup>Vgl. Stemmer, *Normativität*, 12.

<sup>51</sup>Stemmer, *Normativität*, 152 und vgl. 135-197.

<sup>52</sup>Vgl. Stemmer, *Normativität*, 175 und: „Verhaltensregularität [...] ist allenfalls die Wirkung der Norm“, aber „nicht die Norm“. „Es gibt keine der Sanktion vorausgehende Norm.“ (Hervorhebung vom Autor, F.R.) Dies mag als Hinweis gegen vorausgesetzte normativ-metaphysische Gegenstandsbereiche verstanden werden, aber der Bereich des Naturalismus ist ebenso ein *ex ante* und *theoretisch* (voraus-)gesetzter ontischer Gegenstandsbereich aufgrund von dogmatischen Setzungen.

Wesen zu sanktionieren? Weil man Gefallen daran hat oder Lust empfindet? Oder weil man die eigenen Interessen durchsetzen will? Oder gar moralische Gründe? *Die Frage nach dem ‚Grund‘* – Thema in den Debatten zwischen „Non-Kognitivismus“ vs. „Kognitivismus“ und „Internalismus“ vs. „Externalismus“ – eines Verhaltens, hier eben *des* Sanktionierens – d.h. hier *als die Frage nach dem Status des Normativen* –, transzendiert einen schlichten sanktionsbasierten Zugang schon. Verschiedene ‚Gründe‘ müssen zuerst evaluiert werden und dies ist schon ein normatives Tun. (2.) Es wird dabei eine Einstellung einem normativen Status gegenüber eingenommen, der durch Sanktionen instituiert werden *soll*, aber eine Einstellung einnehmen, heißt auch eine Distanz zu einem ‚bloßen‘ Verhalten einzunehmen, und damit auch zum Sanktionieren selbst. (3.) Wie kann es eine Unterscheidung zwischen bedingten und unbedingten Normen geben?<sup>53</sup> Nur weil alle einer Sanktion zustimmen, sagt das noch nichts über die ‚Güte‘ dieser Sanktion aus. Sanktionen sind dabei eben immer gebunden an eine bestimmte Menge an Individuen, die sich auf die eine oder andere Weise verhalten. Löst man sich vom ‚Vorhandensein‘ einer bestimmten Gruppe oder Menge an Verhaltenssubjekten, dann etabliert man weitere Kriterien für die ‚Güte‘ eines Verhaltens, wie z.B. das Universalisierungsprinzip bei KANT. (4.) Des Weiteren müssten die Normen hier auch einen bestimmten Inhalt haben, der ausgedrückt werden kann, um sie in ein Sprachspiel des Gebens und Nehmens von Gründen einzubinden. Man sieht, dass ein sanktionsbasierter Zugang zur Normativität immer problematischer wird.

### 2.2.1.2 Offener Naturalismus

MACARTHUR diskutiert in seinem Aufsatz „Taking the Human Sciences Seriously“ verschiedene Arten des Naturalismus und zeigt interne Probleme dieser Lehren anhand ihrer ontologischen und epistemologischen Festlegungen. Er will aber zu einem „Liberal Naturalism“ anhand eines „Prozesses der Liberalisierung“ („*process of liberalization*“)<sup>54</sup> gelangen. Der „Liberal Naturalism“ soll auch die Geisteswissenschaften in den Methodenkanon einschließen<sup>55</sup>, aber gleichwohl entwickelt MACARTHUR keinen positiven Ansatz des „Liberal Naturalism“. Er will zunächst nur klären, was eine dogmatisch-naturalistische Position sei. Diese Bestimmungen *ex negativo* sollen hier unter dem Titel „Offener Naturalismus“ zusammenge-

<sup>53</sup>BRANDOMS normatives Sanktionieren geht ja über ein schlicht naturalistisches Sanktionieren hinaus. Es kann aber mit anderen Problematiken konfrontiert werden, wie in der Einleitung dargestellt wurde. Die hier erwähnte Unterscheidung, ist aber auch für BRANDOM innerhalb seines Ansatzes nicht zu erklären. Er selbst gibt sich mit der Auflistung unterschiedlicher Normen zufrieden. (Vgl. Brandom, Robert, *Articulating Reasons, An Introduction to Inferentialism*, Cambridge (Mass.) 2000, 91.)

<sup>54</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 127 und 123-141.

<sup>55</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 133/134.

fasst werden.

Naturalismus als Gattung verschiedener Arten soll einem „Platonismus über Normen“ gegenüberstehen,

„where this is understood as the view that normative facts hold wholly independently of human practices (say, of reason giving) and are, as it were, simply there anyway waiting to be discovered.“<sup>56</sup>

Für DE CARO und MACARTHUR unterscheiden sich der „Scientific Naturalism“ und ihr sog. „Liberal Naturalism“ in diesem Punkt nicht, denn „both versions of *naturalism*“ haben gemeinsam,

„that neither countenances the supernatural, whether in the form of entities (such as God, spirits, entelechies, or Cartesian minds), events (such as miracles or magic), or epistemic faculties (such as mystical insight or spiritual intuition).“<sup>57</sup>

Es gibt deshalb nicht nur einen Widerstand und Widerspruch gegenüber jeder Art von übernatürlichen Entitäten, sondern auch gegenüber der Fähigkeit epistemologische Einstellungen einzunehmen, die in einem unmittelbaren ‚Bezug‘ zu solchen Entitäten stehen sollen. Dies wird bezweifelt oder als obskur betrachtet. Und deshalb

„[f]or similar reasons it will be opposed to a Moorean non-naturalism that holds that our access to normative facts is by way of a sui generis epistemic faculty of intuition directed at just this kind of fact. And of course it will be opposed to any theistic foundation for normative facts or our access to them.“<sup>58</sup>

Diese negativen Abgrenzungen von jeder Art eines kruden Platonismus – oder, wie ihn McDOWELL nennt, „rampant platonism“ – können als antidogmatische Züge des Naturalismus gesehen werden, die aber keine weitere Differenzierung innerhalb des Naturalismus zuzulassen scheinen. Ein Naturalismus, der dann offen ist für eine größere „Menge“ an Entitäten, muss sich deshalb ein behutsames Vorgehen beim Festlegen auf diese Entitäten aneignen, um nicht von einem sogenannten „Scientific Naturalism“ als eine weitere Ausformung eines Platonismus verdammt zu werden. Im Folgenden werden diese Vorkehrungen erläutert.

---

<sup>56</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 3.

<sup>57</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 3.

<sup>58</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 3.

### a. Ontologisches Dogma

DE CARO und MACARTHUR bieten ihre Vorstellung eines weiten Naturalismus in einer kurzen Zusammenfassung an:

„Liberal Naturalism, or some versions of it, offers a broader, more expansive conception of nature that makes room for a class of nonscientific, but nonetheless nonsupernatural, entities [sic].“<sup>59</sup>

Eine Frage, die sich jede Form eines „Offenen Naturalismus“ stellen muss, ist: Welche Seinsweise ‚konstituiert‘ diese Entitäten? Ist diese Seinsweise die methodologische Praxis einer oder mehrerer Wissenschaften? Dann ‚gibt‘ es Entitäten eben immer nur relativ zu den sie untersuchenden Wissenschaften oder ‚vermittelt‘ über sie. Dies mag dann auch keine dogmatische Setzung von Entitäten oder ontische Voraussetzung von Gegenstandsbereichen sein, d.h. Entitäten würde nicht unmittelbar ein Seinsstatus zugeschrieben. Sie hätten einen ‚reflektierten‘ Status – einen explizit ontologischen Status, denn diese ‚reflektierte‘ Festlegung wird bedacht und herausgestellt. Was aber unterscheidet diese Art von Naturalismus von einem Platonismus in Bezug auf das Normative? Nur dass bestimmte Entitäten aussortiert werden, wie z.B. Gott, Götter, Feen, etc., bedeutet doch nicht, dass diese Herangehensweise antidogmatisch ist – es handelt sich vielmehr um eine weitere Form des Realismus.<sup>60</sup> Diese Herangehensweise legt sich auf bestimmte Entitäten fest und dies *aufgrund* ihrer Vorstellung was Wissenschaft sei. Dass dann z.B. normative Entitäten anerkannt werden, weil sie im ‚wissenschaftlichen‘ Diskurs als Wahrmacher normativer Urteile benötigt werden, ist nicht sehr überzeugend, besonders wenn zuvor ihr Status nicht hinreichend hinterfragt wurde – oder was denn Normativität sei und natürlich auch was ihre Seinsweise sei.

### b. Unterwegs zu einer offeneren methodologischen Konzeption

Der „Weite Naturalismus“ oder „Offene Naturalismus“ grenzt sich selbst methodologisch von einem Standpunkt mit einer speziellen Art von epistemischer Fähigkeit ab, die es einem ermöglichen soll, wahre Überzeugungen von übernatürlichen Fakten auszubilden. Und er öffnet sich zudem einem Pluralismus wissenschaftlicher Methoden. D.h. die Validierung findet nicht mehr durch ein Individuum selbst statt, sondern wird in bestimmte Verfahren und Techniken überführt, die wiederholbare und damit überprüfbare Ergebnisse erwarten lassen. ‚Lehrsatz‘:

<sup>59</sup>De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 4.

<sup>60</sup>S.u. weshalb der Realismus problematisch ist.



(1.) Es gibt keinen unmittelbaren Zugang zu übernatürlichen Entitäten via epistemische Fähigkeiten und (2.) ein Pluralismus an Methoden der Natur- und Geisteswissenschaften wird anerkannt.

Ad (1.): Das unmittelbare Erfassen von „normativen“ Entitäten oder die Möglichkeit eines besonderen und unmittelbaren Zugangs zu einem Bereich „normativer“ Entitäten wird bezweifelt oder als obskur betrachtet, denn das Individuum kann nur darauf verweisen, dass es eben diese Überzeugungen hat. Es ist so auch keine Rechtfertigung durch Angabe eines Grundes und auch keine Wiederholbarkeit innerhalb einer wissenschaftlichen Praxis möglich oder nötig (zumindest vom Standpunkt des unmittelbar erfassenden Subjekts), die das ‚Vorhandensein‘ der Entität legitimieren würden.<sup>61</sup> Es ist ebenfalls keine Rechtfertigung der Fähigkeit oder des Zugangs möglich, solange es als ein unmittelbares Können betrachtet wird. (Wie ein begrifflich vermittelter Zugang zur ‚deskriptiv‘ beschreibbaren Welt aussehen kann, wird unten skizziert.) Für einen weiten Naturalismus mag es dagegen einen Weg geben, dass der Zugang zu bestimmten Phänomenen gerechtfertigt ist. Diese Formen der Rechtfertigung sind schon in den wissenschaftlichen Praxen entwickelt und „vermittelt“ durch diese Praxen.

Ad (2.): Das Öffnen eines „Dogmatischen Naturalismus“ oder „Engen Naturalismus“ für Methoden anderer Wissenschaften oder eine schrittweise Öffnung von der Physik, als fundamentalem Fach, zur Biologie oder sogar zu den Geisteswissenschaften wird von MACARTHUR nachgezeichnet. Er nennt dies „liberalization“, die dem ‚Fakt‘ geschuldet sei, dass die Geisteswissenschaften sich mit „irreduziblen“<sup>62</sup> normativen Phänomenen befassen würden, wie z.B. „values, meanings, and reasons“. Dennoch gingen die Geisteswissenschaften nicht weit genug, wie MACARTHUR selbst behauptet.<sup>63</sup> Hilary PUTNAM folgend schreibt MACARTHUR, dass

„[s]cientific explanations presuppose scientific rationality, which, in turn, presupposes the existence of ineliminable epistemic or cognitive values such as simplicity, Occam’s razor, fruitfulness, testability, universality, coherence, reasonableness, and so on.“<sup>64</sup>

Dabei handelt es sich aber weniger um Entitäten als um Prinzipien und Verfahren oder, wie MACARTHUR schreibt, um „standards or ideals“.<sup>65</sup> Er will damit darauf hinaus, dass selbst bei

<sup>61</sup>Diese Problematik wird weiter unten im Ausgang von WITTGENSTEINS „Privatsprachenargument“ genauer durchleuchtet.

<sup>62</sup>Zur Problematik der Reduzibilität und Irreduzibilität s.u. Ich erläutere dort, dass dies eigentlich der falsche Ansatz ist, um Naturalismus und normativ-metaphysischen Realismus aufeinander los gehen zu lassen.

<sup>63</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 128-137.

<sup>64</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 135.

<sup>65</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 135.

der Untersuchung von nicht-normativen Entitäten jene „values“ in einer angeblich abstrakten und wertfreien „scientific investigation“ präsupponiert werden müssten<sup>66</sup>: „Scientific Naturalism is itself a *normative* doctrine.“<sup>67</sup> Zu sagen,

„that one proposition provides a good reason to accept another, for example, is not a causal or functional claim; it is a normative claim that can only be (provisionally) settled by thinking about the relevant propositions in the right kind of way.“<sup>68</sup>

Aber was wäre hier „the right kind of way“? Gibt es irgendwelche Kriterien und kann es hier überhaupt Kriterien geben, denn dies würde eine wissenschaftliche Rechtfertigung der wissenschaftlichen Rechtfertigung voraussetzen und so ad infinitum. Der nächste Schritt sei, laut DE CARO und MACARTHUR, die „Perspektive eines wissenschaftlichen Beobachters“ („perspective of a scientific observer“) zu verlassen oder gar aufzugeben, denn

„we have *only* access [to normative phenomena] from the perspective of fully engaged agents in the world“<sup>69</sup>

und so scheint ein Wechsel der Perspektiven nötig. – Wenn es sich bei einer abstrakten und wertfreien Perspektive überhaupt um eine Perspektive handelt? Es ist wohl eher so, dass diese eine Abstraktion vom ‚Haben‘ einer Perspektive sein soll. Es wird also nicht innerhalb der wissenschaftlichen Praxis nach Kriterien der Rechtfertigung gesucht – oder aus einer Beobachter-„Perspektive“ –, sondern „the right kind of way“ wird in der Teilnehmerperspektive verortet, wobei es dann, auch bei MACARTHUR, bei dieser Vermutung bleibt.<sup>70</sup> Er nimmt die Möglichkeit verschiedener Perspektiven und die Präsupposition von Normativität in der wissenschaftlichen Erklärungsweise als „Gründe“, um zu behaupten, dass der „strict dualism of the natural and the normative is revealed to be a metaphysical prejudice“.<sup>71</sup>

Dabei hat aber schon die Rede von Festlegungen einen Hinweis gegeben, in welche Richtung diese Argumentationslinien gehen werden. Gerade eine „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“, die hier schon skizziert wurde, macht explizit, was MACARTHURS Ansatz nicht leisten kann, denn er schreibt, dass angeblich ein „epistemological embarrassment“ verbleibe, da es für die „notion of rational normativity“ wohl nicht möglich sei, eine „plausible

<sup>66</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 134-136.

<sup>67</sup>Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 136.

<sup>68</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 135.

<sup>69</sup>Vgl. De Caro/Macarthur, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“, 8.

<sup>70</sup>Ich führe in 2.3.2.b den ‚Beweis‘, der diese Vermutung stützt.

<sup>71</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 136.

scientific story“ zu erzählen.<sup>72</sup> Am Ende seines Aufsatzes stellt MACARTHUR die Behauptung auf, dass es ein „*nonscientific* understanding“ der „*rational normativity*“ geben könnte.<sup>73</sup> Solange MACARTHURS Ansatz in dieser Hinsicht nicht ausgeführt wird, bleibt dieser aber opak, denn wie im Falle der Einführung der Intuition eine mysteriöse Fähigkeit angegeben wird, wird hier eine Fähigkeit eingeführt („*nonscientific* understanding“), die neben den Entitäten als weiterer unerklärter und vielleicht sogar unerklärbarer Erklärer auftritt. Die Notwendigkeit einer Hermeneutik, um ein solches Verstehen zu verstehen, tritt auch hier wieder klar hervor.

### c. Wahrmacher: Normative Phänomene und opake rationale Normativität

Die Wahrmacher in einem „Weiten Naturalismus“ sind nicht grundsätzlich normative Entitäten, sondern eher normative Phänomene, die durch die „Vermittlung“ via wissenschaftliche Praxen<sup>74</sup> zugänglich sind. Wäre diese Form des Naturalismus nur an Entitäten als Wahrmacher gebunden, dann würde es sich um einen metaphysischen Realismus handeln. Die „Vermittlung“ des Zugangs zu den Phänomenen via wissenschaftliche Praxen zeugt von einer eher antidogmatischen und eben „vermittelten“ Herangehensweise, statt einem dogmatischen und vorgeblich unmittelbaren ‚Vorhandensein‘ von Entitäten. Aus dieser Einsicht entsteht dann die Frage nach der Normativität, welche den wissenschaftlichen Praxen zugrunde liegt. Die Praxen seien schon von Normativität durchdrungen, aber was diese sein soll, bleibt eine offene Frage. Man kann sie nur durch Ideale, Verfahren, Maßstäbe, usw. charakterisieren. Es haftet der Normativität dann auch der Schein eines *deus ex machina* an, wie zuvor den unmittelbar vorhandenen Entitäten. Nach diesen selbst noch dunklen Skizzierungen zu einer opaken „rationalen Normativität“ muss eine weitere Art des Naturalismus untersucht werden, da sich dieser Naturalismus an diese Überlegungen anschließt. Diese Art des Naturalismus will nicht nur negative Abgrenzungskriterien aufstellen, sondern auch einen ‚positiven‘ Ansatz liefern: MCDOWELLS „Naturalismus“; wobei man bei MCDOWELL sehr stark aufpassen muss, da sein Denken zwischen einem Naturalismus und (Normen-)Realismus oszilliert und sich dadurch Festlegungen verschließt.

<sup>72</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 136.

<sup>73</sup>Vgl. Macarthur, „Taking the Human Sciences Seriously“, 137.

<sup>74</sup>Ich verwende, im Gegensatz zu MACARTHUR, diesen Ausdruck statt „wissenschaftlicher Erklärung“, da man damit vorschnell zu dem Schluss kommen könnte, dass das Verstehen der Geisteswissenschaften ausgeschlossen sein könnte. Ich will hier aber nicht zu der umfangreichen Kontroverse um die Dichotomie „Erklären“ und „Verstehen“ Stellung beziehen.

### 2.2.1.3 Der positive Ansatz eines „Offenen Naturalismus“? – McDowell's Naturalismus

#### a. Das Hinterfragen ontologischer Dogmen

Der ‚Bereich‘ der normativen Phänomene verliert an Obskürität, wenn man MCDOWELL'S Unterscheidung der „first nature“ und der „second nature“ intensional liest. Ich glaube auch, dass diese Differenzierung bei MCDOWELL, zumindest in der Sache<sup>75</sup>, angelegt ist.<sup>76</sup> (KANT'S Unterscheidung zwischen „*homo phaenomenon*“ und „*homo noumenon*“ kann auch auf diese Weise gelesen werden.) Dies bedeutet, dass es nicht zwei verschiedene ‚Welten‘ geben muss, die mit vorhandenen Entitäten angefüllt sind, denn dann würde es sich um eine extensionale Unterscheidung handeln. Ich werde nicht für einen univoken oder äquivoken Seinsbegriff innerhalb der extensionalen Interpretation argumentieren, da ich diese Interpretation ablehne, wie auch diese Seinsbegriffe einer solchen Interpretation entspringen. Im nächsten Abschnitt über den normativ-metaphysischen Realismus werde ich die extensionale Unterscheidung und Interpretation etwas genauer untersuchen. Aber selbst die intensionale Unterscheidung ist, bei MCDOWELL, nicht gefeit vor einem Rückfall in einen Realismus (s.u. die Problematik der Wahrmacher bei MCDOWELL).

#### b. Das Hinterfragen methodologischer Dogmen

MCDOWELL argumentiert für eine andere Art von Denken und Begründen, die in naturalistischen Theorien nicht gefunden werden könne. Er deckt dogmatische Setzungen in diesen Theorien auf, die durch deren eigene Ansätze nicht hinterfragt werden können.<sup>77</sup> Das Hinterfragen hat eine „*normative dimension*“<sup>78</sup> und bedeutet sich im „space of *logos*“ zu verorten.<sup>79</sup> Der „Begriff der Vernunft“ („concept of reason“) „must have“ „a *critical* or *normative dimension*“.<sup>80</sup> Aber wie ist diese Dimension oder der „space of *logos*“ geformt? Was tun wir im „space of *logos*“ und wie können wir dieses Tun begrifflich fassen, denn ansonsten wäre es ja kein „space of *logos*“? Wenn MCDOWELL schreibt, dass der „*logos* aims to represent accura-

<sup>75</sup>Zur Unterscheidung von „*de dicto* Lesart“ und „*de re* Lesart“ vgl. Brandom, „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel“, 158/159 und vgl. Brandom, „Holism and Idealism in Hegel's Phenomenology“, 61, Anm. 1.

<sup>76</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*.

<sup>77</sup>Vgl. McDowell, John, „Two Sorts of Naturalism“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 167-197.

<sup>78</sup>Vgl. McDowell, „Might There Be External Reason?“, 104.

<sup>79</sup>Vgl. McDowell, „Two Sorts of Naturalism“, 178-181.

<sup>80</sup>Vgl. McDowell, „Might There Be External Reason?“, 104.

tely“<sup>81</sup> oder dass der „*logos* has, everywhere, only its own lights to go by“<sup>82</sup>, dann scheint es, dass der „*logos*“ seine eigene Bewegung hat – eine aristotelische und auch hegelsche Vorstellung<sup>83</sup>, aber solche Bemerkungen lassen uns im Dunkeln, denn sie werden von MCDOWELL nicht weiter ausgeführt.

### c. Das Problem der Wahrmacher in McDowells Denken

Obwohl die Vorstellung des „space of *logos*“ unterbestimmt sein mag und es so scheint, als gäbe es keine Wahrmacher, bezeichnet MCDOWELL seine „Haltung“ („stance“) nicht als eine Art von Anti-Realismus, sondern eher als einen „anti-anti-realism“.<sup>84</sup> Bevor dies nun weiter untersucht wird, müssen wir in See stechen, um uns in die Gewässer des Platonismus zu begeben, denn die Einführung normativ-realistischer Überlegungen und normativer Entitäten in den offenen und liberalen Formen naturalistischer Denkansätze, muss zu einer vertiefenden Untersuchung des Realismus in Bezug auf Normen führen.

## 2.2.2 Normativ-metaphysischer Realismus, *Supernaturalism* oder Platonismus

Normativ-metaphysischer Realismus, *Supernaturalism* oder Platonismus – oder „rampant platonism“, wie MCDOWELL ihn nennt<sup>85</sup>, – sind Titel für Positionen, die die Existenz normativ-metaphysischer Entitäten oder Fakten annehmen, d.h. Individuen oder Mengen von Individuen mit Eigenschaften, die auch manchmal Entitäten genannt werden. Urteile – oder, in sprachphilosophischer Terminologie, Aussagesätze<sup>86</sup> – müssen solchen Fakten entsprechen, um wahr

<sup>81</sup>Vgl. McDowell, „Two Sorts of Naturalism“, 185: „If we let the vestigially Kantian thesis embrace that point, our conception of the world, in the sense of what *logos* aims to represent accurately, expands to include features that practical *logos*, if equipped to get things right in its proper sphere, takes to justify its expressions of itself in action – rightly, since it is equipped to get things right.“

<sup>82</sup>Vgl. McDowell, „Two Sorts of Naturalism“, 187.

<sup>83</sup>Ob sie nun zu Recht ARISTOTELES und HEGEL zugeschrieben wird, bleibt hier offen.

<sup>84</sup>Vgl. McDowell, John, „Preface“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, VIII: „But that label would risk obscuring the fact that what I urge is more negative than positive; my stance in these essays is better described as ‚anti-anti-realism‘ than as ‚realism‘. What I urge is that anti-realist positions such as emotivism and its sophisticated descendants, all the way down to Simon Blackburn’s projectivist quasi-realism, are responses to a misconception of the significance of the obvious fact that ethical, and more generally evaluative, thinking is not science. This misconception is cognate with the dualisms that tend to deform our understanding of, say, Aristotle’s conviction that a person of good ethical character has the right answer to the question how one should live.“

<sup>85</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*.

<sup>86</sup>Der Terminus „Urteil“ wird manchmal mit einem konkreten Urteilsakt konnotiert, also psychologisch verkürzt und wird deshalb oft nicht mehr verwendet. (Vgl. dazu Tugendhat, Ernst/Wolf, Ursula, *Logisch-*

zu sein, d.h. sie haben den Wahrheitswert „wahr“. Im *Gegensatz* zum Naturalismus wird der ‚Welt‘ der deskriptiven Fakten noch eine ‚Welt‘ der normativen (oder moralischen Fakten) zur Seite gestellt. Beide sind Formen eines, wie ich es nenne, „extensionalen Realismus“.

Im Bereich der Phänomene, die durch oder ‚mittels‘ Wahrnehmung zugänglich sind, mag dies ein „Common Sense-Standpunkt“ sein. Auch wenn die epistemologischen Verflechtungen und Folgen eines solchen Standpunktes hochgradig kontrovers sind, spielen sie hier keine wichtige Rolle und können in dieser Untersuchung vernachlässigt werden. Gleichwohl beginnt z.B. CUNEO mit der Existenz von „epistemic facts“ – ungeachtet des Status, der durch die Wahrnehmung zugänglichen „epistemic facts“ – und schließt von dieser Annahme, dass es auch einen ontischen Bereich mit „moral facts“ geben muss, die als Wahrmacher moralischer Urteile dienen.<sup>87</sup> Sein Ansatz, um einen „moral realism“ zu rechtfertigen, stützt sich auf die Annahme eines „epistemic realism“.<sup>88</sup> Der genaue Aufbau seines Arguments ist hier nicht relevant, da ich im Folgenden die Präsuppositionen des Realismus überhaupt hinterfragen werde, also dem Argument die Grundlage entziehen werde, wie auch damit dem epistemischen Realismus. Es wird sich herausstellen, im Ausgang vom sogenannten „Privatsprachenargument“, dass ontische Regressstopper, ob naturalistischer Herkunft oder normativer, eine Illusion sind, die das Fragen nicht beruhigen sollten.

### a. Ontologisches Dogma

‚Lehrsatz‘ eines univoken Seinsbegriffs:

Der „Begriff des Seins ist univok“. Dies bedeutet, dass z.B. „moralische Fakten“ „Entitäten“ sind, die „existieren und zwar in derselben Weise ‚existieren‘ wie Berge und Personen“ („exist in the same sense of ‚exist‘ as do mountains or persons“).<sup>89</sup>

Die Frage nach dem Seinsbegriff wird in dieser Debatte nicht gestellt, so ist auch nicht klar für welchen Seinsbegriff WEDGWOOD plädieren würde. Er nennt seine Position „a form of Platonism“<sup>90</sup> oder auch, dass es „eine Art des Platonismus über das Normative“ sei („as a kind

---

*semantische Propädeutik*, Stuttgart 2007, 17.) Diese Verkürzung wird hier ausgeblendet.

<sup>87</sup>Unter der Annahme, dass moralische Fakten nur eine Unterklasse der normativen Fakten seien, und so ihre „Normativität“ ‚ähnlich‘ sein könne, ist dies auch anwendbar auf normative Fakten.

<sup>88</sup>Vgl. Cueno, *The Normative Web*, 5-8 und 14.

<sup>89</sup>Vgl. Cuneo, *The Normative Web*, 14. Er fügt an, „that this concept is captured by the existential quantifier in formal logic.“

<sup>90</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 3.

of Platonism about the normative.“)<sup>91</sup>, aber er legt sich nicht explizit auf einen bestimmten Seinsbegriff fest. Zumindest sollte er, wenn er seinen Ansatz konsequent entwickeln will, auch einen Seinsbegriff darlegen. Er schreibt: „normative statements express perfectly straightforward beliefs [...] just like paradigmatic examples of ‚factual statements‘“<sup>92</sup>, aber in dieser Analogie spricht er über „statements“ und nicht über Fakten, dennoch legt er sich selbst auf die Behauptung fest, „that there are normative facts“<sup>93</sup>. Er scheint also auch einem univoken Seinsbegriff anzuhängen. – Um das ontologische Dogma darzulegen, muss die eigentliche Problemstellung in den folgenden Unterparagraphen herausgearbeitet werden.

### Problemstellung in der metaphysisch-ontologischen Debatte

Die Frage nach der Existenz oder des Seins normativer und/oder moralischer Fakten in einem nicht-naturalistischen Bereich und deskriptiver Fakten in einem naturalistischen Bereich bringt eine seltsame ontologische Debatte hervor. Auf der einen Seite sind krude platonistische Vorstellungen<sup>94</sup> und auf der anderen Seite Naturalismen, die behaupten, dass es nur in ihrem Vokabular möglich wäre, wahre Aussagesätze über *bestehende* Fakten aufzustellen. Beides sind Formen des Realismus und sie legen sich auf einen (oder mehrere) Bereich(e) von Entitäten oder Fakten fest. Mit Bezug auf einen „Common Sense“ mag es wohl „vernünftig“ sein, zu glauben, dass es Entitäten und Fakten gibt, wie z.B. Tische mit der Eigenschaft „braun“, Laptops mit der Eigenschaft „schwarz“ oder Stühle mit der Eigenschaft „hart“, ohne die dieser Text auch nicht hätte geschrieben werden können. Es ist dann auch nicht „vernünftig“, zu glauben, dass es Feen, Einhörner, etc. gibt. Der Bezug auf den „Common Sense“ ist dabei eigentlich nur ein Teil des Projektes der Demythologisierung, das von den Wissenschaften verfolgt wird, aber letztendlich wird nicht wirklich hinterfragt, was den „vernünftig“ sei, d.h., was „Vernunft“ sei, oder, was ist und was nicht ist, und dann auch, ob dies die richtige Frage sei.

<sup>91</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 198.

<sup>92</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 225.

<sup>93</sup>Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 3.

<sup>94</sup>Es mag wohl immer erwähnenswert sein, dass Platon kein Platonist gewesen sein muss, d.h. dass er nicht den Standpunkt vertreten haben muss, der sich auf die Existenz von abstrakten Objekten festlegt. Es handelt sich dabei auch eher um einen „contemporary view“, wie Mark BALAGUER schreibt. (Vgl. dazu Balaguer, Mark, „Platonism in Metaphysics“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2014 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/spr-2014/entries/platonism>; abgerufen am 03.03.2014].)

### Argumentationsstrategie in den Ansätzen der normativ-metaphysischen Realisten

Die Argumente der Platonisten oder normativ-metaphysischen Realisten gegen naturalistische Herangehensweisen basieren auf einem Anti-Reduktionismus, um einen Bereich normativer und/oder moralischer Entitäten zu erhalten.<sup>95</sup> Ein Schlagwort innerhalb und jenseits dieser Argumentationslinien ist „*sui generis*“. Es wird verwendet, um zu zeigen, dass es einen irreduziblen Bereich von normativen und/oder moralischen Entitäten geben soll, der eben „*sui generis*“ sei.<sup>96</sup> Ich weise diese Strategien zurück, nicht weil die Argumente nicht richtig sind – eigentlich ist es egal, ob sie richtig sind oder nicht –, sondern weil ihr Problemerkern aus einer tieferen Schicht stammt, die in dieser andauernden Debatte nicht erkannt wird.

### Das zugrunde liegende Problem

Beide Herangehensweisen, die platonistische wie auch die naturalistische, haben gemeinsam, dass sie sich auf einen Bereich von Entitäten festlegen. Sie führen damit wieder die ontologischen und metaphysischen Debatten des Mittelalters auf, auch wenn sie wohl, im Unterschied zu diesen Debatten, nicht daran interessiert sind, ihren Seinsbegriff offenzulegen. Auf der einen Seite mag es scheinen, dass ihre Rede von einem normativen oder moralischen Bereich von Entitäten als „*sui generis*“ als eine Festlegung auf einen äquivoken Seinsbegriff gedeutet werden kann, wobei CUNEO sich auf einen „univoken“ Seinsbegriff festlegt.<sup>97</sup> Statt kühn in diese Debatte hinein zu schlittern, sich von einer Seite auf die andere Seite zu neigen oder zu tendieren, um dann doch letztendlich das Gleichgewicht zu verlieren und zu stürzen, wird hier ein anderer Weg eingeschlagen, um dieses Problem zu behandeln. Dies soll nicht nur eine Unterminierung der dualistischen Positionen des Platonismus sein und der Unterschiede in ihrer Auslegung des Seinsbegriffs, sondern auch der monistischen Herangehensweisen der naturalistischen Standpunkte.

Die zugrunde liegende Präsupposition ist eine extensionale Interpretation der ‚Welt‘. Beide, die dualistische wie auch die monistische Position, gehen von der Vorstellung einer ‚Welt‘ aus, die mit vorhandenen Entitäten angefüllt sei, – und zudem sei diese ‚Welt‘ „*sui generis*“. Das

<sup>95</sup>Vgl. Anwander, „Normative Facts: Metaphysical not Conceptual“, 91-100; vgl. Schaber, „Good and Right as Non-Natural Properties“, 109/110 und vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 200-221.

<sup>96</sup>Vgl. Anwander, „Normative Facts: Metaphysical not Conceptual“, 100-103; Schaber, „Good and Right as Non-Natural Properties“, 110; vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 10 und für einen größeren Überblick dieser metaphysischen Debatte vgl. ebd., 135-221. Auch McDOWELL verwendet diesen Ausdruck, aber, wie ich es sehe, zielt er auf eine Problematik, die dieser ontologischen Debatte zugrunde liegt und sie unterminiert. (Vgl. McDowell, *Mind and World*, 75-86 und siehe unten.)

<sup>97</sup>Vgl. Cuneo, *The Normative Web*, 14.



bedeutet, dass (Meta-)Prädikate oder Sortierworte, wie naturalistisch oder nicht-naturalistisch, die Entitäten oder Fakten in Bereiche sortieren, wobei dann die Festlegung auf einen, zwei oder sogar mehr Bereiche als dogmatische Entscheidung betrachtet werden kann. Ich schlage eine intensionale Interpretation vor, die auch schon der Sache nach in McDOWELLS Begriff der „second nature“<sup>98</sup> vorhanden sein mag. Statt eines extensionalen und abstrakten Sortierens von Entitäten, erlaubt die intensionale Interpretation zwischen einer „first nature“ und einer „second nature“ als zwei verschiedene Weisen zu unterscheiden, um sich auf die ‚Welt‘ zu beziehen, d.h. im Lichte zweier verschiedener Zugänge zur ‚Welt‘. Dies impliziert nicht irgendwelche Arten von ontischen Schichten, denn der Blick wird nur auf die Zugänge zur ‚Welt‘ gerichtet, die keine Entitäten als Regressstopper und Wahrmacher *voraussetzen*, oder sie zumindest über ‚Fähigkeiten‘ vermitteln. Keine ontischen Schichten oder Bereiche *voraussetzen*, ist ein antidogmatischer Zug.

<sup>98</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*, 75-86.

„So long as we do not dispute that something’s way of being natural is its place in the realm of law, the fact that sensibility is natural works together with the fact that the concept of spontaneity functions in the space of reasons, so as to rule out the possibility that spontaneity might permeate the operations of sensibility as such – at least if we set our faces against a baldly naturalistic integration of the space of reasons within the realm of law. According to the ontological thesis, the items that instantiate the *sui generis* spontaneity-related concepts have a location in the realm of law. But the concepts are *sui generis* precisely in that it is not by virtue of their location in the realm of law that things instantiate those concepts. So if we go on equating something’s place in nature with its location in the realm of law, we are debarred from holding that an experience has its conceptual content precisely as whatever natural phenomenon it is.“ (McDowell, *Mind and World*, 75/76.)

„But there is a way out. We get this threat of supernaturalism if we interpret the claim that the space of reasons is *sui generis* as a refusal to naturalize the requirements of reason. But what became available at the time of the modern scientific revolution is a clear-cut understanding of the realm of law, and we can refuse to equate that with a new clarity *about nature*. This makes room for us to insist that spontaneity is *sui generis*, in comparison with the realm of law, without falling into the supernaturalism of rampant platonism.“ (McDowell, *Mind and World*, 78.)

Und vgl. Schmidt, Thomas, „Moral Values and the Fabric of the World, A Reconsideration of Mackie’s Arguments against Moral Realism“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 131-133: Thomas SCHMIDT folgt anscheinend McDOWELL (er bezieht sich zumindest in einer Fußnote auf McDOWELL) und er entwirft eine Sichtweise am Ende seines Aufsatzes, die in mancher Hinsicht Aspekten meines Projektes ähnelt, aber von ihm nicht weiter entwickelt wird. Natürlich auch weil es sich nur um einen Ausblick am Ende eines Aufsatzes handelt: „Moral justification takes place within morality, and hence the project of grounding morality with reference to an external point of view would be pointless.“ Oder: „The suggestion is that the project of describing our ways of dealing with normative moral judgments of different sorts provides what is required by a philosophical theory of understanding morality: a way of understanding what morality is about in, as it were, a nonmetaphysical sense of ‚aboutness‘. In pursuing such a project, morality is placed within a larger picture of our activities – not within a framework distinguishing what is part of the fabric of the world and what isn’t, but within our lives.“

### Transzendente Reflexion

Die intensionale Interpretation legt eine „transzendente Reflexion“ nahe, wie sie KANT entwickelt, denn man könnte die Rede von zwei verschiedenen Weltzugängen analogisieren zu Kants Rede von zwei verschiedenen „Erkenntnisarten“: „Sinnlichkeit“ und „Verstand“; sie bilden jeweils eine „Erkenntniskraft“<sup>99</sup>. Den „intelligibilia“ als „Gegenstände des reinen Verstandes“ („Noumena“) stehen die „Gegenstände der Sinnlichkeit“ („Phänomena“) entgegen. Aufgabe „einer transzendentalen Überlegung (reflexio)“ sei es, den Bezug der Gegenstände auf die passende Erkenntniskraft zu leisten. Die Gegenstände sollen im richtigen Vermögen ‚verortet‘ werden oder ihrem „transzendentalen Ort“ zugewiesen werden; deshalb spricht Kant auch von einer „transzendente[n] Topik“. Diese Reflexion geht der „logische[n] Reflexion“ voraus, welche die „Vergleichungsbegriffe“ („**Einerleiheit**“, „**Verschiedenheit**“, „**Einstimmung**“ und „**Widerstreit**“) anwende, wobei es sich bei der „logische[n] Reflexion“ um eine „bloße Komparation“ handele,

„denn bei ihr wird von der Erkenntniskraft, wozu die gegebenen Vorstellungen gehören, gänzlich abstrahiert, und sie sind also so fern ihrem Sitze nach, im Gemüte, als gleichartig zu behandeln“.<sup>100</sup>

Die Gefahr bestehe nun, dass diese logische Reflexion ohne die transzendente Reflexion gebraucht wird und eine „Amphibolie“ entstünde:

„Ohne diese [transzendentalen] Überlegungen mache ich einen sehr unsicheren Gebrauch von diesen Begriffen, und es entspringen vermeinte synthetische Grundsätze, welche die kritische Vernunft nicht *anerkennen* kann, und die sich lediglich auf einer transzendentalen Amphibolie, d.i. einer Verwechslung des reinen Verstandesobjekts mit der Erscheinung, gründen.“<sup>101</sup>

Die Vermittlung über Fähigkeiten oder einen dispositionsbasierten Zugang zu normativen Phänomenen als „Ergebnis“ einer intensionalen Lesart, die jene extensionale Lesart von „normativ“ und „deskriptiv“ als Sortierworte einer logischen Reflexion übersteigt, birgt dann aber die Problematik in sich, dass sie „Erscheinungen“ „intellektuiert[]“ oder „Verstandesbegriffe“ „sensifiziert“.<sup>102</sup> Eine umfangreichere Kritik des dispositionalen Zugangs wird im vierten Kapitel erarbeitet. Hier sollen nun vorbereitende Überlegungen zu einer „Grammatik des Realis-

<sup>99</sup>Hervorhebung vom Autor, F.R.

<sup>100</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 316-346.

<sup>101</sup>Kant, *KrV*, B 325/326. (Hervorhebung vom Autor, F.R.)

<sup>102</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 327.

mus“ folgen, bei denen der dispositionale Zugang einen Aspekt der methodologischen Herangehensweise bildet. – Das hier vorgelegte zweite Kapitel ist durch die Besprechung bestimmter Punkte der Arbeit, die hier als Vorgriffe auftreten, etwas länger als die anderen Kapitel, zugleich stehen diese Vorgriffe unter der Hinsicht des Titelthemas des Kapitels: „Realismus“.

### b. Methodologisches Dogma

Die anti-reduktionistischen Argumente sind m.E. die vorherrschenden „Lösungsstrategien“, auch bei Ralph WEDGWOOD<sup>103</sup>, doch er bedient sich auch weiterer Überlegungen, die ich im Folgenden darlegen will. Auch wenn ich davon so weit wie möglich abstrahieren werde, denn er geht Festlegungen ein, die z.T schwer miteinander zu vereinbaren sind.<sup>104</sup> Ich werde sie zudem in Anlehnung an WITTGENSTEIN und sein sogenanntes „Privatsprachenargument“ kritisch betrachten.<sup>105</sup> Gerade der Vorstellung, Sätzen über ontische Regressstopper semantischen Gehalt zu verleihen, wird hier entgegengetreten und dagegen, dass dies überhaupt als ein *möglicher* Ausweg oder eine *mögliche* Lösungsstrategie erachtet wird. Die Modellierung über eine solche „Semantik der Namen“, als Beziehung eines Zeichens zum Bezeichneten, wird als illusorisches Bild destruiert. Sätzen semantischen oder dann auch normativen Gehalt über verschiedene Regressstopper zu verleihen, ist eine trügerische „grammatische“ Vorstellung, die quer zu meinem Projekt steht und der Art und Weise wie hier begrifflicher Gehalt entwickelt wird. – Hierfür soll in den folgenden Unterparagraphen – anhand des Privatsprachenarguments – eine Heranführung an diese Problematik erarbeitet werden.

<sup>103</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 200–221.

<sup>104</sup>Intentionalistische, behavioristische und platonistische Zugänge.

<sup>105</sup>Diese Problematiken entstammen den *Philosophischen Untersuchungen*, deren Paragraphen oft einen dialogischen Charakter haben; auch über mehrere Paragraphen hinweg oder es wird ein Thema in einem späteren Paragraphen wieder aufgegriffen und aus einer anderen Perspektive durchleuchtet. Bei Interpretationen ist es deshalb schwierig, zu erkennen, welche „Stimme“ WITTGENSTEIN repräsentiert, und ob WITTGENSTEIN auch selbst eine bestimmte Festlegung eingehen würde. Dies hat wohl auch zu den vielen verschiedenen Interpretationsansätzen geführt. Ich werde hier deshalb weder eine Wittgensteinexegese noch eine Zusammenfassung der Literatur zu diesen Themenkomplexen liefern. Ich werde Überlegungen nutzen, aber wenn ich Festlegungen eingehe, dann heißt dies nicht, dass ich WITTGENSTEIN diese auch zuschreibe noch ggf. einem seiner Kommentatoren.

Beachte: Wenn ich im Folgenden von WITTGENSTEIN spreche, dann entweder weil Autoren diesem „WITTGENSTEIN“ eine Festlegung zuschreiben oder weil eine Festlegung in den Argumentationsgang passt. Gleiches gilt auch für Saul KRIPKE. Ich werde aber darauf verzichten, beide jeweils in Anführungszeichen zu setzen.

## Privatsprache

Die Festlegung auf metaphysische Entitäten, wie z.B. normative Fakten, impliziert, dass diese Entitäten Aussagesätzen oder Urteilen Signifikanz verleihen, d.h. sie durch ihr Bestehen wahr machen. Kritisch wäre hier einzuwenden, dass die *Möglichkeit* bestehe, dass jemand einen (normativen) Aussagesatz äußert, aber der zugehörige Fakt nicht bestünde, analog zu WITTGENSTEINS Beispiel eines Käfers in einer Schachtel, die nur die Besitzerin selbst einsehen darf und kann, aber die Anderen wissen eben nicht, ob es sich um einen Käfer handelte oder ob die Schachtel vielleicht sogar leer wäre.<sup>106</sup> Ließe man aber die Möglichkeit des Nichtbestehens eines Faktes *nicht* zu, dann verwischte man die Unterscheidung zwischen Führwahrhalten und Wahrsein.<sup>107</sup>

„Das Ding in der Schachtel gehört überhaupt nicht zum Sprachspiel; auch nicht einmal als ein *Etwas*: denn die Schachtel könnte auch leer sein. – Nein, durch dieses Ding in der Schachtel kann ‚gekürzt werden‘; es hebt sich weg, was immer es ist.

Das heißt: Wenn man die Grammatik des Ausdrucks der Empfindung [oder der normativen Entität (Anm. vom Verfasser, F.R.)] nach dem Muster von ‚Gegenstand und Bezeichnung‘ konstruiert, dann fällt der Gegenstand als irrelevant aus der Betrachtung heraus.“<sup>108</sup>

Die ‚Gegenstimme‘, die in dieser Vorstellung von „Gegenstand und Bezeichnung“ gefangen gehalten wird, kann deshalb nicht anders, als sich dagegen zu wehren und Einspruch zu erheben:

„Aber du wirst doch zugeben, daß ein Unterschied ist, zwischen Schmerznehmen mit Schmerzen und Schmerzbenehmen ohne Schmerzen.‘ – Zugeben? Welcher Unterschied könnte größer sein! – ‚Und doch gelangst du immer wieder zum Ergebnis, die Empfindung selbst sei ein Nichts.‘ – Nicht doch. Sie ist kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts! Das Ergebnis war nur, daß ein Nichts die gleichen Dienste täte wie ein Etwas, worüber sich nichts aussagen läßt. Wir verwarfen nur die Grammatik, die sich uns hier aufdrängen will.“<sup>109</sup>

---

<sup>106</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 293.

<sup>107</sup>Vgl. dazu auch in Bezug auf das Regelfolgen: Wittgenstein, *PU*, § 202 und Wellmer, Albrecht, *Sprachphilosophie, Eine Vorlesung*, hrsg. von Thomas Hoffmann, Juliane Rebutisch und Ruth Sonderegger, Frankfurt am Main 2004, 91/92.

<sup>108</sup>Wittgenstein, *PU*, § 293.

<sup>109</sup>Wittgenstein, *PU*, § 303.

Aus diesen Überlegungen, dass man keine Aussagen über ‚private Entitäten‘, wie „Empfindungen“, machen könne, wurde die Konsequenz gezogen, dass Sprache „etwas potentiell intersubjektives“ sei. Dies sei, laut Albrecht WELLMER, die „schwache[] Intersubjektivitätsthese“, die den „Kern des Konsenses unter den Wittgenstein-Kommentatoren“ bilden soll, wobei es beim Regelfolgeproblem „zunächst um die Benennung von etwas öffentlich Zugänglichem – Gegenstandsarten, Farben, Formen oder mathematische Operationen – ging“.<sup>110</sup>

## Fragestellung

Über die Frage, ob es ‚Wahrheitsbedingungen‘<sup>111</sup> für ‚private Entitäten‘ gäbe, soll, laut WELLMER, ein „Konsens“ unter den Kommentatoren der *PU* bestehen.<sup>112</sup> Man könnte dies auch dahingehend variieren, welche ‚Wahrheitsbedingungen‘ *überhaupt* angelegt werden, und in diese Richtung scheint mir Saul KRIPKES Interpretation zu gehen.<sup>113</sup> Oder: Was kann man zur Rettung der Unterscheidung von Führwahrhalten und Wahrsein beitragen? Laut KRIPKE müsse man die Vorstellung von ‚Wahrheitsbedingungen‘ aufgeben, auch für ‚öffentliche Entitäten‘<sup>114</sup>, und durch einen Zugang ersetzen, der die Beurteilung der Signifikanz von Bedeutung als ein ‚Werk‘ der Gemeinschaft betrachte.<sup>115</sup> Auf eine andere Weise könnte man auch

<sup>110</sup>Vgl. Wellmer, *Sprachphilosophie*, 109.

<sup>111</sup>In dieser Debatte wird nach den Bedingungen gefragt, die Bedeutung verleihen, da diese z.T. als Fakten vorgestellt werden, könnte man die Frage umformulieren: Unter welchen Bedingungen ist eine Intension oder ein propositionaler Gehalt wahr, d.h. hat eine Extension oder einen Wahrheitswert? Die Problematik in dieser Debatte scheint mir darin zu liegen, dass sie nach dem Sein der Bedeutung fragt, aber Bedeutung selbst nicht klar in Intension und Extension trennt. KRIPKES weitere Überlegungen gehen in diese Richtung, wenn er das „Bild der Sprache“ nicht mehr auf „truth conditions“ basierend betrachtet, sondern auf „assertability conditions or justification conditions“, d.h. unter welchen „Umständen“ ein „Zug“ in einem Sprachspiel gemacht werden dürfe und das bedeutet, welche „Rolle“ er „in unserem Leben“ spiele. (Vgl. Kripke, Saul A., *Wittgenstein on Rules and Private Language, An Elementary Exposition*, Oxford 1982, 66-78.) Ich werde diese Form der ‚pragmatischen‘ Überlegungen hier nicht weiter verfolgen, sondern nur die Destruktion des ‚realistischen Bildes‘ untersuchen. Ob es sich bei WITTGENSTEIN dabei auch um eine implizite „Zurückweisung“ des *Tractatus* handele, wie Michael DUMMETT behauptet (vgl. Dummett, Michael, „Wittgenstein’s Philosophy of Mathematics“. In: Dummett, Michael, *Truth and other enigmas*, London 1978, 185), oder ob es sich um eine Art von Integration der Ideen des *Tractatus* in das ‚umfangreichere‘ Bild von der Sprache in den *PU* handele, wie es KRIPKE anzudeuten scheint (vgl. Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 73), ist hier nicht relevant.

<sup>112</sup>Vgl. Wellmer, *Sprachphilosophie*, 109. Genauer schreibt er, dass „ein Privatsprecher im engeren Sinne von § 258 nicht möglich ist“, aber ich will die Fragestellung etwas variieren.

<sup>113</sup>Vgl. Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 69. Ich werde hier nicht auf WITTGENSTEINS vorgebliches „skeptisches Paradoxon“ und seine angebliche „skeptische Lösung“ eingehen, die KRIPKES Interpretation vorzuschlagen scheint, denn dies würde meinen Argumentationsgang nur zusätzlich verkomplizieren.

<sup>114</sup>Vgl. Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 66-78.

<sup>115</sup>Vgl. Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 108/109. Vgl. für eine Antwort, die schon KRIPKES Prämissen hinterfragt: McDowell, John, „Wittgenstein on Following a Rule“. In: McDowell, John, *Mind*,

sagen, dass WITTGENSTEIN – und mit ihm KRIPKE – gegen Reduktionismen argumentiert, die irgendwie semantische Signifikanz in die ‚Welt‘ hineinbringen sollen. So zumindest liest ihn David FINKELSTEIN, in einer, wie ich denke, an MCDOWELL angelehnten Zusammenfassung des Regelfolgeproblems.<sup>116</sup> Ich werde hier kurz drei Linien anreißen, wie semantische Signifikanz validiert werden solle, die auch FINKELSTEIN<sup>117</sup> skizziert: (1.) über im weitesten Sinne mentale Akte, (2.) über Verhaltensäußerungen und (3.) über einen Platonismus.

### Intentionalistisch-mentalisticer Zugang

Die Unterscheidung von Führwahrhalten und Wahrsein in explizit epistemologischen Einstellungen des Glaubens und Wissens auszudrücken als „Erklärung oder Aussage über die seelischen Vorgänge“, ist eigentlich „in Wahrheit ein Vertauschen einer Redeweise für eine andere“.<sup>118</sup> Dieses Vorgehen kritisiert WITTGENSTEIN schon an einer anderen Stelle, wenn er schreibt, dass man das Ziehen einer Schachfigur weder auf die physische Bewegung noch auf den psychischen Akt reduzieren solle.<sup>119</sup> Der Kritikpunkt in dieser allgemeinen Skizzierung ist nun, dass der seelische Vorgang, der bedeutungsverleihend sein soll, eigentlich ein unerklärter Erklärer ist.<sup>120</sup> Zwar nennt WEDGWOOD<sup>121</sup> diesen unerklärten Erklärer „Intuition“<sup>122</sup>, um durch sie Überzeugungen über normative Fakten auszubilden, aber in Anlehnung

---

*Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 227/228, 246-254 und 260-262. Zu einer Kritik, die für einen sanktionsbasierten Perspektivismus plädiert, vgl.: Brandom, *Making It Explicit*, 37-46.

Zudem ist dies der strittige Punkt unter Wittgensteinkommentaroren, ob WITTGENSTEIN eine „starke Intersubjektivitätsthese“ vertrete (dies soll „Kripkes Schlußfolgerung“ sein), also „daß das Sprachspiel mit den Worten Meinen, Bedeuten, Verstehen ein wesentlich intersubjektives Sprachspiel in dem Sinne ist, daß es nicht von einem allein gespielt werden könnte.“ Ob man dann, wie WELLMER, ein „Zögern Wittgensteins“ in Bezug auf die Festlegung auf die „starke Intersubjektivitätsthese“ behaupten müsse, bleibt aber auch fraglich. (Vgl. Wellmer, *Sprachphilosophie*, 92 und 109-113.) Des Weiteren mag es auch strittig sein, ob man KRIPKE diese Position zuschreiben solle. (Vgl. Niesen, Peter, „Gemeinschaft, Normativität, Praxis, Zur Debatte über Wittgensteins Regelbegriff“. In: Kellerwessel, Wulf/Peuker, Thomas (Hg.), *Wittgensteins Spätphilosophie, Analysen und Probleme*, Würzburg 1998, 99 Anm. 3.)

<sup>116</sup>Vgl. Finkelstein, „Rule-Following“, 724 und vgl. ebd.: „Perhaps the chief virtue of Kripke’s book on Wittgenstein is that it makes a strong case for thinking that persons’ meaning something by their words cannot be reduced to a set of, as it were, semantically neutral facts – nonintentionally characterized truths concerning, for example, their (or, for that matter, their community’s) behavior or dispositions to behave. As Kripke reads Wittgenstein, however, the latter takes the failure of this sort of reductionism to show that there are no facts about what persons mean by any of their utterances or inscriptions.“

<sup>117</sup>Vgl. Finkelstein, „Rule-Following“, 723/724.

<sup>118</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 303.

<sup>119</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 33.

<sup>120</sup>Ich denke, dass man diese Problematik bei WITTGENSTEIN genauer unter dem Titel „Deutung einer Regel“ im Zusammenhang des Regelfolgeproblems finden kann; werde darauf aber nicht näher eingehen.

<sup>121</sup>Die Problematik bei WEDGWOOD ist, dass er sich aller reduktionistischen Varianten bedient und er somit in jedem Paragraphen auftaucht.

<sup>122</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 225.

an WITTGENSTEIN sollte man sagen: „Du erklärst mir ein Geheimnis durch ein anderes.“<sup>123</sup> WEDGWOOD bedient sich zudem lediglich formaler Charakterisierungen, um diese mysteriöse Fähigkeit doch irgendwie auszubuchstabieren. Er macht die übliche Unterscheidung zwischen dem „*content*“ eines „*intentional mental states*“ und der „*mental relation or attitude towards such content*“ (z.B. eine „*attitude of belief*“). Die „Natur“ dieser Einstellung sei

(1.) „given [...] by the principle that a belief is correct if and only if the content of the belief is true“ und

(2.) „by the principle that a way of forming one's belief counts as rational just in case one's antecedent mental states make it sufficiently likely [...] that any beliefs that are formed in that way are correct.“<sup>124</sup>

Die Formierung des korrekten und damit ‚zwingenden‘ Übergangs (im zweiten Punkt) scheint hier auch mysteriös und von einer ‚Kraft‘ geleitet, die dann im dritten Kapitel erläutert wird. Worauf ich hier nun eingehen will, ist, dass dieses Schema impliziert, dass wir nur verlässliche Berichterstatter von normativen Weltzuständen sein sollen, und so führt es auch WEDGWOOD weiter aus.<sup>125</sup> Er ‚erklärt‘ somit Intuition über dispositional gefestigtes und abgesichertes Verhalten und gleitet so in ein anderes Erklärungsmuster ab (das genauer im vierten Kapitel un-

<sup>123</sup> Wittgenstein, Ludwig, *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, Bd. 1, hrsg. von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 7*, Frankfurt am Main 1989, § 8. WITTGENSTEIN behandelt die Introspektion.

<sup>124</sup> Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 234.

<sup>125</sup> Die vage Fähigkeit der Intuition werde nun durch eine Verfestigung korrekten Verhaltens zu einer Disposition. Man bedarf also auch „*dispositions* [sic!] that amount to an appropriate sort of sensitivity [sic!] to these normative principles“. Man „muss eine Disposition haben“ „to conform [sic!] to the principles of rationality that give the nature of the relevant concepts or types of attitude“. Die Prinzipien würden anhand und durch Dispositionen angewandt werden und dies sei ein „*indirect way of being sensitive*“ in Bezug auf die „Bedingungen“ der Richtigkeit. (Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 235.) Die Dispositionen seien verstärkte Fähigkeiten, um jene formalen Prinzipien auszudrücken. Das bedeutet, eine gewisse „sensitivity“ für diese zu haben, und scheint auch eine ziemlich mysteriöse Fähigkeit zu sein, auch wenn WEDGWOOD versucht, diese Konformität auszubuchstabieren, in der Hoffnung, dass sie weniger mysteriös erscheine.

Eine „disposition“ zu haben heißt, „to respond to one's actually being in [...] antecedent mental states by forming [...] [a] further mental state.“ Das „Charakteristikum“ („*feature*“) einer „Erfahrung“ („*experience*“) sei es „eine entsprechende Einstellung“ („*a corresponding attitude*“) eines bestimmten Typs von Einstellung zu haben, und zwar als Reaktion zu einer Manifestation einer „disposition“ und dies „*directly*“, d.h. unmittelbar. Durch die Dispositionen würden unmittelbar formale Schemata angewandt werden. Es sei dann so, „that an object has a disposition is to say that *ceteris paribus*, or *normally*, when the object is in one of those stimulus conditions, it will also go into the corresponding response condition.“ (Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 236/237.) Eine Kritik der problematischen Verwendung und Rede von Dispositionen wird im vierten Kapitel entwickelt.

tersucht und destruiert wird). Ich werde diesen Versuch in den nächsten Abschnitten darstellen und in 2.3 eine allgemeine Kritik solch einer Herangehensweise entwickeln.

WEDGWOOD behauptet zudem:

„What is required for the validity of a rule about how certain input mental states commit one to a certain output mental state is rather, roughly that the *correctness* of its inputs guarantees the correctness of the output.“<sup>126</sup>

Es scheint hier keine ‚Reibung‘ oder gar ein unmittelbares Wirken zwischen dem Input- und dem Output-Zustand zu geben, d.h. wenn der Input-Zustand besteht, dann auch der Output-Zustand. Dies würde den Unterschied aber zwischen lediglich einem Benehmen und dem ‚wirklichen‘ Haben des Input-Zustandes verwischen, denn man hätte ihn ja immer schon, wenn man sich so und so verhält. Man könnte z.B. nicht unterscheiden zwischen jemandem, der nur Schmerzen vorgibt, und jemandem, der Schmerzen ‚hat‘.

### Behavioristischer Zugang

Im Behaviorismus wird diese Unterscheidung auf eine andere Weise verwischt, denn hier reicht das Bestehen des Output-Zustandes aus. Er muss nicht einmal mehr als Äußerung eines inneren, privaten Zustandes genommen werden. Er ist kein Zeichen oder Anzeichen, das auf einen anderen zugrunde liegenden Zustand verweisen muss. Gerade diese behavioristische Reduktion wird aber von der ‚Gegenstimme‘ in den *PU* kritisch betrachtet und der obige Einwand des Verwischens der Unterscheidung von „Schmerzverhalten ohne Schmerzen“ und „Schmerzverhalten mit Schmerzen“ wäre auch hier anwendbar.<sup>127</sup>

„Der von der Gegenstimme des Dialogs geäußerte Verdacht ist, daß er das Wesentliche an den Empfindungen – eben die Privatheit des Empfindens selbst – behavioristisch auflöst.“<sup>128</sup>

Kritisch muss man aber hier sehen, dass der Einwand von der Gegenstimme erfolgt und nicht von WITTGENSTEIN ‚selbst‘! Im gleichen Paragraphen weist WITTGENSTEIN ja aber auch darauf hin, dass die „Grammatik“ verworfen werden solle. Dies wäre wohl die Kritik an der Reduktion auf Seiendes, wie bei KRIPKE die Kritik an der Reduktion auf „Fakten“<sup>129</sup> oder

<sup>126</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 99/100.

<sup>127</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, 304.

<sup>128</sup>Wellmer, *Sprachphilosophie*, 105.

<sup>129</sup>Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 69.



auf „semantically neutral facts“<sup>130</sup>, wie sie FINKELSTEIN bezeichnet. Das Seiende soll in den reduktionistischen Zugängen die Instanz der Signifikanz sein – und so entweder einer Performanz oder einem Aussagesatz Bedeutung verleihen. Gerade aber, dass ein solches Seiendes als Instanz *überhaupt* benötigt werde, wird von WITTGENSTEIN angezweifelt.<sup>131</sup> Diese grundsätzliche Problematik bringt natürlich auch einen Platonismus in Schwierigkeiten.

### c. Wahrmacher und Platonismus

Die Frage ist nun, ob der Platonismus reduktionistischen Strategien entgegenwirken kann? D.h.

„meaning as mysterious regress stoppers that stand behind our in-themselves-empty utterances and inscriptions – *superinterpretations* that, unlike mere vocalizations or marks on a page, neither need nor brook any further interpretations.“<sup>132</sup>

Diese „*superinterpretations*“ oder „übermäßigen Tatsache[n]“, wie sie WITTGENSTEIN<sup>133</sup> nennt, sollen bedeutungsvoll und auch bedeutungsverleihend an bloße Worte oder Schriftzeichen sein. Man müsste „nur“ zeigen, dass Subjekte adäquat mit ihnen umgehen können: WEDGWOOD versucht nun diese Bedeutungen im Subjekt zu „verorten“, aber lediglich durch eine Operationalisierung und Formalisierung. In seiner methodologischen Herangehensweise entscheidet sich WEDGWOOD für eine „conceptual role semantics“: Die „Natur eines Begriffes“ („nature of a concept“) „is given by the *basic rules of rationality* governing its use“ und dies „individuiert den Begriff“ („individuates the concept“); wie beispielsweise „logische Konstanten“ („logical constants“).<sup>134</sup> Dadurch könnten „normative Begriffe“ („normative concepts“) „be expressed by terms like ‚ought‘ and its cognates.“<sup>135</sup> Die „begriffliche Rolle“ („conceptual role“) eines „Sollen“ sei es, ein „propositionaler Operator“ („propositional operator“) zu sein, und „is implicitly indexed to a particular agent *A* and time *t*“:  ${}^mO_{<A, t>}(p)^m$ .<sup>136</sup> Der Operator folgt dem Prinzip der Zweiwertigkeit: wenn der Operator auf eine bestimmte Proposition *p* angewandt werde, dann sei diese nur wahr, wenn die Negation von *p* falsch

<sup>130</sup>Finkelstein, „Rule-Following“, 724.

<sup>131</sup>Vgl. dazu auch McDowell, *Mind and World*, 175-178; auch wenn der Zielpunkt MCDOWELLS und seines „WITTGENSTEINS“ ein „naturalized platonism“ ist. (Vgl. ebd., 92 und 95.)

<sup>132</sup>Vgl. Finkelstein, „Rule-Following“, 724.

<sup>133</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 192.

<sup>134</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 82.

<sup>135</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 89.

<sup>136</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 95.

sei<sup>137</sup>, aber dabei handelt es sich nur um ein formales Kriterium, denn es handelt sich auch nur um einen Operator! D.h. die Proposition harrt noch eines Wahrmakers, wenn man nicht nur in einer formalen Metasprache verbleiben will. WEDGWOOD spezifiziert das Schema, aber es bleibt formal, was bedeutet, dass der „semantic value“ eines „Begriffes“ („concept“) bestehe, wenn es „*korrekt*“ („*correct*“) sei für

„A to incorporate *p* into her ideal plans about what to do at *t*, and *incorrect* for A to incorporate the negation of *p* into such plans.“<sup>138</sup>

Sicherlich ist *p* indiziert ‚anhand‘ einer Handelnden und eines Zeitpunktes sowie in ihre Pläne einbezogen<sup>139</sup>, aber das Ganze verbleibt im Geltungsbereich des Kriteriums der Widerspruchsfreiheit – dem Wahrheitskriterium der klassischen (formalen) Logik; letztendlich ist es eine formalistische Herangehensweise und das Schema verbleibt in einer Metasprache, auch wenn es Indizes besitzt, und das Individuum ist hier auch nur als eine (indizierte) Variable vorgestellt.

Die Kernproblematik ist aber, dass auch der Platonismus eigentlich bedeutungslosen Bewegungen oder Zeichen Bedeutung verleihen will, wie FINKELSTEIN schreibt.<sup>140</sup> WEDGWOODS Rationalitätskriterien z.B. sind nur formal und werden dann via Dispositionen angewandt<sup>141</sup>, somit ist es eigentlich eine Vermischung eines formalistischen und mechanistischen Bildes der Normativität, aber seine Herangehensweise über formale Prinzipien und sein dispositionaler Zugang verschleiern fast seine dogmatische Setzung von „normative entities“, d.h. „normative facts, properties, and relations“<sup>142</sup> als Wahrmachern.

<sup>137</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 99/100 und 102.

<sup>138</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 226.

<sup>139</sup>Dieses „Kriterium“ des Indizierens könnte in einen Subjektivismus kollabieren, aber WEDGWOOD setzt auch metaphysische Entitäten als Wahrmacher voraus, deshalb könnte ihn dies vor einer solchen Gefahr schützen. Zumindest unter der Voraussetzung, dass metaphysische Entitäten *überhaupt* in einer Untersuchung des Normativen benötigt werden.

<sup>140</sup>Vgl. Finkelstein, „Rule-Following“, 723/724.

<sup>141</sup>WEDGWOOD überschreibt ein Kapitel mit dem Titel: „the source of normative intuitions“ (Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 239 und 239-242). Er behauptet, dass „dispositions [...] are *reliable indicators* of the truth of certain normative propositions“ oder dass „mental dispositions are reliable indicators of corresponding normative truths.“ Die Dispositionen sind damit nur Indikatoren und keine Wahrmacher! Und „one’s normative beliefs can be *directly sensitive* to the contours of these mental dispositions themselves.“ (Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 239/240.) Der Zugang zu normativen Wahrheiten sei unmittelbar und manifestiert sich via verlässliche Dispositionen, aber diese seien selbst auch direkte oder unmittelbare Anwendungen jener Wahrheiten. WEDGWOOD behauptet, sein Vorschlag habe „some advantages over another proposal that some philosophers have made – namely, the proposal that we can base our normative and evaluative beliefs directly on our emotions or affective states“, denn seine Herangehensweise „allows for a uniform treatment of beliefs about what it is rational to believe (which are surely not based on any *emotions* or *affective states*)“. (Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 242.)

<sup>142</sup>Vgl. Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 5.

## Überleitung

Ich will hier weitere ‚Lösungen‘, die in der Literatur zu WITTGENSTEIN vorgeschlagen werden, wie z.B. die eines „naturalized platonism“ bei MCDOWELL, oder auch, dass die ‚soziale Praxis‘ bedeutungsverleihend sei oder schon von Bedeutungen durchtränkt sein soll<sup>143</sup>, nicht weiter verfolgen. Ich werde im folgenden Abschnitt die „Grammatik des Realismus“ untersuchen, d.h. die Vorstellungsweise, die den Realismus gefangen hält und bei der es sich um WITTGENSTEINS Hauptangriffsziel handelt. Dies ist dann zugleich der Beginn des kritischen Teils dieses Kapitels, um dann die Grammatik zu verwerfen, die solche Sätze formt, die zu den obigen Reduktionismen führen.

## 2.3 Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs I

In diesem Unterkapitel werde ich die bisher dargestellten Positionen einer kritischen Erörterung unterziehen. Ich werde (1.) die „Grammatik des Realismus“ untersuchen und das zugrunde liegende korrespondenztheoretische Schema des Realismus herausstellen. Dabei wird Seiendes als *Bedingendes* aufgefasst – eine ontische Hypostasierung. Es wird sich aber auch zeigen, dass die sprachliche Formulierung das Seiende *bedingt*, denn es handelt sich bei der Aufstellung des Schemas um eine Trennung in eine *Objektsprache* und eine *Metasprache*. Man kommt also nicht aus der sprachlichen ‚Verfasstheit‘ hinaus (‚Formulierbarkeit‘). Eine logische Hypostasierung erfolgt via Operationalisierung durch das Bikonditional, das damit die zugrunde liegende logische Struktur bildet. Zudem handelt es sich bei der Einführung einer Metasprache und eines solchen korrespondenztheoretischen Schemas auch um eine Absicherung der Wahrheit via Abstraktion von – als möglichen ‚Fehlerquellen‘ erachteten – Subjekten.

(2.) Diese Abstraktion wird hier nicht vollzogen, sondern ein reflexionsbegrifflicher Zugang zur Welt wird erarbeitet. Der Vollzug der Subjekte wird als begrifflich-urteilend dargelegt und nicht als differentiell-dispositional. Eine Determinierung des Seienden als Worauf, d.h. als Bedingtes, und nicht als Wovon, d.h. als Bedingendes. Den Abschluss bildet (3.) eine Untersuchung des Appells an den „Raum der Gründe“ (SELLARS, BRANDOM, MCDOWELL), der als ein ‚intensionaler Realismus‘, die hier untersuchten extensional-realistischen Positionen übersteigt, aber nicht als eine Ontisierung der Gründe missverstanden werden darf.

<sup>143</sup>Wie eine solche ‚Lösung‘ genau ausdifferenziert würde, ist hier nicht wichtig und findet sich wohl bei KRIPKE. WELLMER schließt sich dann auf eine bestimmte Weise an ihn und Donald DAVIDSON an. (Vgl. Wellmer, *Sprachphilosophie*, 85-119.) Eine weitere wird von BRANDOM vorgeschlagen. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*.)

Die Argumentation wird in folgende vier Schritte unterteilt: (1.) Zunächst wird ein halb-formaler „Beweis“ geführt. Es handelt sich hierbei um eine Engführung abbildtheoretischer Semantiken. (2.) Bedeutungsvolle Rede muss in einen pragmatistischen Kontext eingebettet sein. Sie kann nicht aus der Semantik selbst hervorgebracht werden. Wir sprechen ja immer schon eine bedeutungsvolle und natürliche Sprache. Es wird also vom Abbilden zum Gebrauch übergegangen. (3.) Es wird anhand HEGELS Urteilslehre der Unterschied von Sollen und Sein im Urteilen (Begriffsgebrauch) herausgearbeitet. (4.) Die nächste These wird auch im Ausgang von Hegel verhandelt: Beim Begriffsgebrauch (auch bei Wahrnehmungen) *muss* immer die Urteilskraft die vermittelnde Rolle spielen. Es wird sich dabei zeigen, dass ein ‚intensionaler Realismus‘ als angemessen für den Begriffsgebrauch erachtet werden muss, da dieser auch den *Status der Begriffe* miteinbezieht, wie z.B. ihre Rolle als Gründe, Berechtigungen, Festlegungen, Dogmen. D.h. es wird hermeneutisch vorgegangen, da z.B. Gründe nicht lediglich als platonistische, extensionale Fakten missverstanden werden.

### 2.3.1 Die Grammatik des Realismus

Die den Realismus leitende Vorstellung geht davon aus, dass Weltzustände oder Fakten unabhängig von geistigen oder physischen Vorgängen eines Individuums bestehen. Aufgabe des Individuums ist es dann „nur“, diesen Gegenstand zu benennen. Der mit dem Fakt korrespondierende Name ist dann ein wahrer Aussagesatz, wenn der Fakt eben auch besteht oder wie FREGE schreibt: „Ein eigentlicher Satz ist ein Eigenname, seine Bedeutung ist, wenn er eine hat, ein Wahrheitswert“.<sup>144</sup> Ich gehe dabei von Aussagesätzen als kleinsten signifikanten Einheiten aus, d.h. dass sie wahr oder falsch sein können.<sup>145</sup> Ich werde hier aber nicht Theorien untersuchen, die z.B. auch Quantorenausdrücke als Namen mit Denotaten auffassen.<sup>146</sup> Zudem werde ich bei dem folgenden Schema zunächst nicht epistemologische, intensionale oder modale Kontexte besprechen, da dies zu weiteren Problemen führen kann.<sup>147</sup> Ich konzentriere mich auf das in diesem Sinne abstrakte Schema. Dieses Sprachspiel der Namen gilt es genauer zu untersuchen, um dann die zugrunde liegende logische Struktur herauszuarbeiten.

---

<sup>144</sup>Frege, „Einleitung in die Logik“, 89.

<sup>145</sup>Für dieses realistische Bild von Sprache und Welt vgl. z.B.: Wittgenstein, *Tractatus*, 1.1; 2; 4.01; 4.21; 4.25; 4.26; 4.3.

<sup>146</sup>Hier sei nur darauf hingewiesen, dass dies Richard MONTAGUE, laut LINK, am konsequentesten durchgeführt haben soll. (Vgl. Link, *Collegium Logicum*, 143.)

<sup>147</sup>Z.B. dass diese Kontexte „referentially opaque“ sind: vgl. Quine, Willard Van Orman, „Reference and Modality“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Nine Logico-Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.)/London <sup>3</sup>1980 [<sup>1</sup>1953], 139-159.

### 2.3.1.1 Namen

Wenn Entitäten oder Fakten, die als Wahrmacher für normative oder deskriptive Sätze dienen sollen, in einen normativen Bereich und/oder in einen naturalistischen oder deskriptiven Bereich eingeteilt werden, dann fungieren „normativ“ und „deskriptiv“/„naturalistisch“ als Metaprädikate, denn diese sortieren die Entitäten oder Fakten. Diese Vorstellung einer Korrespondenz von Sätzen und Entitäten oder Fakten eines normativen und/oder deskriptiven/naturalistischen Bereiches kann in einem Schema dargestellt werden. Dabei wird der rein extensionale Kontext nicht verlassen, d.h. das „principle of substitutivity“ wird nicht verletzt und der Kontext wird nicht „referentially opaque“, auch wenn es sich hier um Anführungsnamen (z.B.  ${}^m\alpha(\varphi_n)^m$ ) handelt und damit um einen „context of quotes“. Wie aber QUINE schreibt, und an einem Beispiel erläutert, ist es so, „that the special predicates ‚is true‘ and ‚named‘ have the effect of undoing the single quotes“.<sup>148</sup>

- (1)  $\alpha(\varphi_n)^{149}$  ist wahr dann und nur dann, wenn<sup>150</sup>  $\varphi_n$
- (2)  $\alpha(\rho_d)$  ist wahr dann und nur dann, wenn  $\rho_d$

Die metasprachlichen Zeichen  ${}^m\alpha(\varphi)^m$  und  ${}^m\alpha(\rho)^m$  sind Namen. Für denselben Gegenstand (Fakt) kann es unterschiedliche und äquivalente Namen geben, z.B. und offensichtlich in unterschiedlichen natürlichen Sprachen, und so können diese Namen zu einer Äquivalenzklasse  ${}^m[a]_{\sim}^m$  zusammengefasst werden, die folgendermaßen definiert ist<sup>151</sup>:

- (3)  $[a]_{\sim} := \{x \in A \mid x \sim a\}$

Jeder Name kann dann via eine bijektive Funktion anhand von natürlichen Zahlen durchnummeriert werden<sup>152</sup>:

<sup>148</sup>Quine, „Reference and Modality“, 139ff.

<sup>149</sup>„Häufig findet man in der philosophischen Literatur das *T*-Schema in der folgenden Form wiedergegeben:

(\*) 'S' ist wahr dann und nur dann, wenn *S*

Das ist jedoch genau genommen nicht korrekt, weil 'S' nicht der Anführungsname des Satzes ist, den 'S' mitteilt, sondern des Symbols 'S' selbst.“ (Link, *Collegium Logicum*, 57, Anm. 34.) „Hier ist 'α(S)' der Anführungsname des Satzes, den das Symbol 'S' jeweils im konkreten Fall abkürzt.“ (Ebd., 57.) Vgl. auch für weitere Bemerkungen zur Unterscheidung von „mention“ und „use“, die von QUINE eingeführt wurde: Link, *Collegium Logicum*, 150-155.

<sup>150</sup>S. unten unter „b. Logische Struktur und Hypostasierung“.

<sup>151</sup>Für diese Definition vgl. Link, *Collegium Logicum*, 418.

<sup>152</sup>Für diese Funktion vgl. Link, *Collegium Logicum*, 121.

$$(4) \quad f : \mathbb{N} \rightarrow [a]_{\sim}$$

Und damit bekommt man eine Menge an äquivalenten Namen, die unendlich abzählbar sind, als Output:

$$(5) \quad [a]_{\sim} = \{\alpha_1(\varphi), \alpha_2(\varphi), \alpha_3(\varphi), \dots, \}$$

In der natürlichen Sprache mag man an diverse Ausdrücke in unterschiedlichen Sprachen für denselben Fakt denken, wie z.B.:

$$(6) \quad {}^m\text{snow is white}^m \equiv {}^m\text{Schnee ist weiß}^m$$

oder für einen „normativen“ Fall an:

$$(7) \quad {}^m\text{the action is good}^m \equiv {}^m\text{die Handlung ist gut}^m.$$

Aber diese formal-schematische Herangehensweise abstrahiert von Fakten (wie auch von jeglichem ‚Inhalt‘ (s.u.)), in dem Sinne, dass Wahrheit in einer Metasprache verhandelt wird, wobei aber die Fakten als Wahrmacher schon ‚vorhanden‘ sein müssen (ihr Dasein sich schon ereignet haben muss), um als Input in ein solches Schema einzufließen. Deshalb gibt es, von diesem abstrakten Standpunkt aus gesehen, auch keine Entscheidung darüber, ob ein Fakt oder eine Entität besteht, ‚vorhanden‘ ist oder nicht – ihr Vorhandensein wird schon vorausgesetzt. Das Schema setzt also auf der einen Seite Entitäten als Wahrmacher voraus, auf der anderen Seite setzt es aber auch schon voraus, dass es so etwas wie äquivalente Namen gibt, ohne darzulegen, wie diese Äquivalenz zustande kommt – zumindest wenn es sich nicht nur um die Darstellung von Äquivalenzklassen von metasprachlichen Zeichen handeln soll, die lediglich durchnummerierte Namen sind, sondern auch um die Gleichheit eines propositionalen Inhaltes und dann die Rede von verschiedenen Repräsentanten im Hinblick auf den Inhalt oder die Intension. Hier kehrt sich das Verhältnis um, denn nicht mehr der Fakt ist das (abstrakte) Objekt des Bezugs, sondern die Intension ist das abstrakte Objekt des Bezugs.

Dieses Schema ist also selbst schon fragwürdig, unabhängig von der Problematik, wie Seiendes als Input verstanden werden kann, denn die Äquivalenzklassen müssen schon eine intensionale Äquivalenz innerhalb der natürlichen Sprache voraussetzen<sup>153</sup> – die Sprache in der wir

<sup>153</sup>Es gibt auch Versuche aus einer zweiten Perspektive, der eines Interpreten, der schon eine natürliche Sprache spricht, diesem Schema seine ‚Abstraktheit‘ zu nehmen. Hierbei handelt es sich um einen Vorschlag von DAVIDSON. Ich werde darauf nicht eingehen. (Vgl. dazu aber Wellmer, *Sprachphilosophie*, 144-165.)

unsere Untersuchungen letztendlich formulieren und vollziehen –, also auch einen intensionalen Kontext. Die Namen, die durch die metasprachlichen Zeichen dargestellt werden, können nur nummeriert werden, aber wenn Ausdrücke der natürlichen Sprache involviert sind, müssen auch Intensionen vorausgesetzt werden, um zu validieren, welche Ausdrücke ‚wirklich‘ äquivalent sind oder sein könnten, denn das Durchnummerieren hilft sicherlich nicht, um den intensionalen Kontext der natürlichen Sprache auch nur annähernd darzustellen, geschweige denn zu begreifen.

### 2.3.1.2 Logische Struktur und Hypostasierung

Wenn man die zugrunde liegende logische Struktur anhand eines Bikonditionals darstellte, dann handelte es sich um eine zusammengesetzte Aussage in der Objektsprache, die in zwei elementare Aussagen spezifiziert werden könnte. Damit verwischt man aber die Unterscheidung zwischen Name (Satz als Aussagesatz) und Gegenstand (Aussage als Fakt). Wenn die zugrunde liegende logische Struktur eine logische Äquivalenz darstellen sollte, dann handelte es sich auf beiden Seiten um metasprachliche Namen, die jeweils *einen* Gegenstand benennen sollen und damit beide als *gleichwertig* gedeutet werden sollen.<sup>154</sup> Damit ist die vergleichende Hinsicht außerhalb des Schemas angelegt (ein Drittes). Zumindest unterstellt das Schema unterschiedliche Kategorien: Namen und (außersprachliche und zu bezeichnende) Gegenstände. Behandelte man Namen auch als (sprachliche) Gegenstände, dann könnte man nach den Namen der Namen fragen und so ad infinitum. Die (zugrunde liegende) logische Struktur des Name-Gegenstand-Modells zeigt in verschiedenen Ausformungen dessen Grenzen auf und verschärft die Fragwürdigkeit des Modells.

### 2.3.1.3 Vom Präsupponieren von Intensionen zu ‚bedeutungsvoller‘ Rede

FREGES Unterscheidung von „Sinn“ und „Bedeutung“<sup>155</sup> sei, nach Christian BERMES, „voranalytisch“ oder nicht Teil des Systems der Logik<sup>156</sup>, d.h., „daß die Bedeutung und der vordem

<sup>154</sup>In (1) und (2) werden auf der rechten Seite Metavariablen gebraucht ( ${}^m\varphi_n^m$  und  ${}^m\varphi_d^m$ ). Es handelt sich dabei nicht schon um eine logische Äquivalenz, weil damit lediglich angezeigt wird, dass hier keine Interpretation der logischen Objektsprache gegeben wird. Ist man hierüber nicht besorgt, dann könnte auf der rechten Seite auch  ${}^m p_n^m$  und  ${}^m r_d^m$  stehen.

<sup>155</sup>Vgl. Frege, Gottlob, „Über Sinn und Bedeutung“ [1892]. In: Frege, Gottlob, *Funktion, Begriff, Bedeutung, Fünf logische Studien*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen 2008, 23–46.

<sup>156</sup>„Zwar ist die *bloß formale* Unterscheidung [von Sinn und Bedeutung] Teil des Systems, die *inhaltliche Bestimmung* aber eben dieser Unterscheidung liegt vor, neben oder über der systematischen Fragestellung – auf jeden Fall ist sie nicht Teil derselben.“ (Bermes, Christian, *Philosophie der Bedeutung – Bedeutung als*

schon bestimmte Sinn *vorausgesetzt* sein müssen oder sollten“, und zwar deshalb, weil es in einer ‚logischen Sprache‘ so sein soll, dass „der Sinn und die Bedeutung eindeutig einander“ zugeordnet werden können sollten, wobei dies eben für die Umgangssprache oder die natürliche Sprache nicht möglich sei, wie FREGE an einem Beispiel<sup>157</sup> verdeutlicht. BERMES spricht dabei von einer „*Voraussetzungsthese*“. FREGES Intention sei dabei „einem idealistischen oder skeptisch motivierten Einwand, der die Existenz der Bedeutung leugnet, mit dem Einwand zu begegnen, daß man umgangssprachlich immer schon eine Bedeutung voraussetze.“ Nur nehme FREGE diese Prämissen, die in Bezug zum Sinn und zur Bedeutung von Eigennamen stehen, wieder in Bezug auf Sätze zurück und falle hinter diese Einsichten zurück, so dass er „in das Fahrwasser der platonistischen Interpretation der Bedeutung“ gerate.<sup>158</sup> BERMES zitiert hierzu Bemerkungen FREGES aus dessen Aufsatz „Der Gedanke“ und zu Beginn der *Grundgesetze der Arithmetik*, die zumindest darauf hinweisen.<sup>159</sup> Damit werde die „*vorsystematische Bestimmbarkeit* des Sinns [...] transformiert in eine *innersystematische Bestimmtheit* der Gedanken.“<sup>160</sup> Diese grobe Zusammenfassung soll hier dazu dienen, darauf hinzuweisen, dass die Unterscheidung von Sinn und Bedeutung oder Intension und Extension in der natürlichen Sprache angelegt sein muss, wenn man nicht in einen logizistischen Platonismus verfallen will. Die natürliche Sprache ist der Ausgangspunkt, um die logischen Kategorien zu entwickeln, worauf schon HEGEL aufmerksam macht.<sup>161</sup>

---

*Bestimmung und Bestimmbarkeit, Eine Studie zu Frege, Husserl, Cassirer und Hönlswald*, Würzburg 1997, 66/67.)

<sup>157</sup>Vgl. Frege, Gottlob, „Der Gedanke – eine logische Untersuchung“ [1918/1919]. In: Frege, Gottlob, *Logische Untersuchungen*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen <sup>5</sup>2003 [<sup>1</sup>1966], 44-46.

<sup>158</sup>Vgl. Bermes, *Philosophie der Bedeutung*, 64-70.

<sup>159</sup>Vgl. Frege, „Der Gedanke“, 50 und vgl. Frege, Gottlob, *Grundgesetze der Arithmetik, Begriffsschriftlich abgeleitet*, Bd. 1, Jena 1893 [ND Darmstadt 1962], XXIV.

<sup>160</sup>Vgl. Bermes, *Philosophie der Bedeutung*, 64-70.

<sup>161</sup>Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Erster Teil, Die objektive Logik, Erster Band, Die Lehre vom Sein (1832), hrsg. von Hans-Jürgen Gawoll, Hamburg <sup>2</sup>2008, 9/10, 14, 15.

Der hier eingeschlagene Weg wird sich von FREGES Herangehensweise unterscheiden. FREGE trennt zwar, laut Tabea ROHR, nicht zwischen Syntax und Semantik, was bedeutet, dass „Begriffsschriftsätze nicht in verschiedenen Modellen interpretiert werden, sondern sie handeln immer im weitesten Sinne von allem, also von allen Gegenständen überhaupt.“ Deshalb soll es auch keine Quantoren in FREGES Begriffsschrift geben, wie in einer „modelltheoretischen Logik“, die durch einen Quantor einen Individuenbereich festlegt oder fixiert indem sie Variablen bindet. (Vgl. Rohr, Tabea, „Allgemein, nicht formal, Über einen grundlegenden Unterschied zwischen Freges Begriffsschrift und der modelltheoretischen Logik“. In: Kienzler, Wolfgang/Schlotter, Sven (Hg.), *Logik und Geschichte, Beiträge aus Jena* (TABVLA RASA, Jenenser Zeitschrift für kritisches Denken, Nr. 44), Jena 2012, 63-70.) Dies läuft wohl auch auf Friedrich KAMBARTELS und STEKELER-WEITHOFERS Behauptung hinaus, dass FREGE sich wohl wünsche, dass es einen „allumfassenden Gegenstandsbereich“, also ein „unbeschränktes *universe of all possible discourse*“ gäbe. Dass dies nicht der Fall ist, liegt wohl auch daran, dass „Prädikate zwei Verneinungen haben, die unendliche und die bereichsinterne.“ (Vgl. Kambartel, Friedrich/Stekeler-Weithofer Pirmin, *Sprachphilosophie, Probleme und Methoden*, Stuttgart 2005, 245/246.) Im Ausgang von HEGEL kann man hierfür eine ‚begriffliche Herleitung‘ durchführen (s.u.).



Die metasprachliche Formulierung stellt nur ein formales und abstraktes Schema dar. Die verschiedenen Ausdrücke werden nur durch Zahlen unterschieden, aber Äquivalenz (HEGEL: „Gleichheit“ im Kapitel „Verschiedenheit“<sup>162</sup>) präsupponiert schon einen Inhalt, eine Intension oder eine Bedeutung<sup>163</sup>, z.B. sind die Ausdrücke <sup>m</sup>7<sup>m</sup> und <sup>m</sup>VII<sup>m</sup> äquivalent aufgrund der Zahl 7, die ein abstraktes Objekt ist.<sup>164</sup> Nur in Hinsicht auf dasselbe abstrakte Objekt macht eine Äquivalenzrelation Sinn. (HEGEL: „indem sie [die ‚Gleichheit‘(-srelation)] sie [die ‚Verschiedenen‘] auf ein und dasselbe bezieht durch die Insofern, Seiten und Rücksichten [Intensionen, abstrakte Objekte]“<sup>165</sup>.) – Wenn es eine Äquivalenzklasse verschiedener Ausdrücke für denselben Fakt gibt, dann ist der Fakt *eigentlich* oder ‚wesentlich‘ ein abstraktes Objekt, d.h. eine intensionale Bedeutung, obwohl das Modell der Äquivalenzklassen nur einen extensionalen Kontext darstellen soll:

(6)  $[a]_{\sim} = \{\alpha_1(\varphi), \alpha_2(\varphi), \alpha_3(\varphi), \dots\}$  ist wahr dann und nur dann, wenn  $\varphi_n$

Die ontische Hypostasierung von Seiendem oder Fakten als bedeutungsverleihende Entitäten führt in einem (metasprachlichen) Schema zu der Einführung von abstrakten Objekten, aber dies sollte nicht als eine weitere Hypostasierung von Bedeutungen im Sinne eines Platonismus begriffen werden. Bedeutungen müssen nicht in die Welt „hineinbugsiert“<sup>166</sup> (MCDOWELL) werden, ob aus einer transzendenten „Welt“ oder durch andere Reduktionismen (s.o.), und werden eigentlich auch nicht präsupponiert in einer sozialen Praxis. WITTGENSTEIN schreibt, dass z.B. ein „Schachzug nicht allein darin besteht, daß ein Stein so und so auf dem Brett verschoben wird“, also nicht nur aus einer physischen Bewegung bestehe, und so bestehe er auch nicht aus dem psychischen Akt, d.h. „in den Gedanken und Gefühlen des Ziehenden, die den Zug begleiten, sondern in den Umständen“.<sup>167</sup> WITTGENSTEINS Charakterisierung und Benennung dieser „Umstände“ als „eine Schachpartie spielen“ und „ein Schachproblem lösen“<sup>168</sup> verweist schon auf eine spätere Stelle in den *PU*. Dort schreibt er, dass „eine Schach-

<sup>162</sup>Christian BERMES behauptet, dass FREGE auf „erläuternde und intuitive Art“ „zu seiner Einteilung“ in „Sinn“ und „Bedeutung“ komme (vgl. Bermes, *Philosophie der Bedeutung*, 57 Anm. 21 und vgl. auch 72-74), wobei man diese Unterscheidung im Ausgang von HEGEL ‚anhand‘ der logischen Kategorien entwickeln kann.

<sup>163</sup>Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Erster Band, Die objektive Logik, Zweites Buch, Die Lehre vom Wesen (1813), hrsg. von Hans-Jürgen Gawoll, Hamburg <sup>2</sup>1999, 35-42.

<sup>164</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Philosophie des Selbstbewußtseins, Hegels System als Formanalyse von Wissen und Autonomie*, Frankfurt am Main 2005, 249. In seiner pragmatistischen Interpretation HEGELS behauptet er, dass die Ausdrücke Repräsentanten von abstrakten Objekten seien und die Repräsentanten seien in unserer ‚Anschauung‘ präsent und zugänglich.

<sup>165</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 37.

<sup>166</sup>McDowell, *Mind and World*, 176.

<sup>167</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 33.

<sup>168</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 33.

partie spielen“ zu den „*Gepflogenheiten* (Gebräuche, Institutionen)“ gehöre.<sup>169</sup> Es macht bei WITTGENSTEIN also durchaus Sinn, die soziale Praxis als bedeutungsverleihend zu betrachten, auch wenn sich die Gefahr eines sozialen Regularismus ergeben könnte, deshalb sollte diese Praxis nicht als ein Bestand an regularistischen (aber auch regulistischen) Normen begriffen werden. Ich werde eine pragmatistische Dimension und eine begrifflich vermittelnde Dimension unterscheiden, um dieser Gefahr zu entgehen und um einen ‚Begriff‘ der Bedeutung auf der Basis der natürlichen Sprache und der Dialektik zu entwickeln.

Der hier eingeschlagene Weg liegt also jenseits der zuvor behandelten Vorstellungen, wie Bedeutung verliehen werden soll (über (metaphysische) Fakten und psychische oder physische Akte, die hinzutreten) – so als würden die Satznamen diese bedeutungsverleihenden Instanzen benötigen. Anhand dieses Bildes der Name-Gegenstand-Relation zeigt sich aber auch, dass das Subjekt und sein Vollzug nicht adäquat begriffen werden kann – als übe man eben nur einen physischen oder psychischen Mechanismus aus und reagierte differentiell-dispositional auf Fakten.

Im nächsten Schritt werde ich dies problematisieren, wobei es sich um eine Spannung handelt, die in den anderen Forschungsdebatten auch auftritt, da die adäquate „Beschreibung“ des (‚logischen‘) Vollzugs des Subjekts – der Handlungsdimension – immer wieder scheitert, wenn nur abstrakt-theoretische Modelle aufgestellt werden. Bezieht man den Modus des *Tätig-seins* des Subjekts nicht ein, dann verbleibt man in abstrakt-theoretischen Modellierungen, die sich der Teilnehmerperspektive an einer Praxis verschließen, und dann auch auf theorieexterne Elemente als bedeutungsverleihend zurückgreifen müssen.

### 2.3.1.4 Pragmatistische Dimension

Von einem formalen und abstrakten Standpunkt kann es kein Kriterium geben, ob ein Fakt bestünde oder nicht. Das einzige Kriterium ist das formale Kriterium, dass es keinen Widerspruch geben soll. Wie kann es dann zu einer Entscheidung zwischen den zwei *Gegensätzen* kommen (Vgl. HEGELS Kapitel „Gegensatz“):

(7)  $\alpha(\varphi)$  ist wahr dann und nur dann, wenn  $\varphi$

(8)  $\neg\alpha(\varphi)$  ist wahr dann und nur dann, wenn  $\neg\varphi$

Beide

---

<sup>169</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 199.

„sind gleichgültig gegen diese Bestimmtheit des Gegensatzes; nur eine dritte außer ihnen fallende Rücksicht macht die eine [selbst erst (Hinzufügung des Verfassers, F.R.)] zur *positiven*, die andere zur *negativen*.“<sup>170</sup>

Verbliebe man in einem extensionalen Kontext, dann könnte man dispositionales Verhalten einführen („dritte außer ihnen fallende Rücksicht“), das hinreichend wäre, um eine Ontologie auf der Grundlage von „reliable reporters“ (BRANDOM<sup>171</sup>) von Fakten zu formen, die dann anhand von logischen Junktoren zusammengesetzt werden könnten. Dabei handelt es sich aber nur um eine behavioristische Dimension. Das Individuum verhält sich auf eine gewisse Weise, aber kann nicht begreifen, was es da tut. Dagegen ist die Bedeutung schon in die pragmatistische Dimension ‚eingebettet‘ oder ‚eingelassen‘, d.h. in die „Äußerungs- oder Bezugssituation“<sup>172</sup>. Es handelt sich hierbei um den Versuch, den Weltbezug des Subjekts via Deixis und Wahrnehmung zu begreifen, der nicht-sprachlich durch Zeigegesten und sprachlich durch deiktische Ausdrücke und elementare Prädikationen (qualitative Urteile) ausgedrückt werden kann. Solch ein situationsbezogener oder situations-, ‚bedingter‘ Kontext ist die Grundlage, um die pragmatistische Dimension als einen Teil der ‚Strategie‘ darzulegen, wie wir uns in der durch Wahrnehmung erfahrbaren Welt verorten. Die Versuche des Subjekts, sich in der Welt zu orientieren und zu verorten, basieren gerade auf der Identifizierung von Objekten via deiktische Ausdrücke und elementare Prädikate, die der Sinneswahrnehmung entnommen sind. – Deshalb ist dies auch ein *Topos* (Ort) der spekulativen Logik: Ich lese die *Wissenschaft der Logik* als eine ‚spekulative Topik‘, d.h. eine Fragestellung und ein ‚Begriff‘ müssen in ihrem ‚adäquaten‘ Kontext verortet werden, z.B. sollten begriffliche Urteile nicht an qualitative Urteile angeglichen werden (s.u.).

Aussagesätze drücken Fakten aus, aber dabei sind sie Teil einer gemeinsamen Praxis, um Andere zu informieren, „that things are thus and so“<sup>173</sup>, d.h. als Behauptungen – Sprechakte des Mit-teilens. Innerhalb des Spielraums der qualitativen Urteile macht es keinen Sinn Behauptungen, die faktiv untermauert sind, als *den* ausgezeichneten Weg zu behandeln, wie es BRANDOM darlegt. Z.B. zu behaupten, dass die Rose rot sei, abstrahiert von jeglichem situationsbedingtem Kontext. Eine Behauptung mit einem propositionalen Gehalt macht eigentlich nur als Zug innerhalb eines bestimmten Sprachspiels Sinn, wie z.B. als Identifizierung eines

<sup>170</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 47. (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)

<sup>171</sup>Es ist wahrscheinlich nennenswert, dass BRANDOM nicht einen solchen behavioristischen Standpunkt vertritt. Ich verwende nur diesen Ausdruck, in der hier vorgestellten Hinsicht.

<sup>172</sup>Ich stütze mich hier auf STEKELER-WEITHOFERS pragmatistische Hegelinterpretation. Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Hegels Analytische Philosophie, Die Wissenschaft der Logik als kritische Theorie der Bedeutung*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1992, 248-250.

<sup>173</sup>Vgl. McDowell, „Motivating Inferentialism“, 296/297.

Objektes, oder auch, um eine Person zu fragen, ob sie etwas Bestimmtes tun könne, wobei dann die Behauptung eine Rolle spielt, etc. Wir können dann ihre Züge als korrekt oder inkorrekt beurteilen, zudem können wir auch als Interpreten unserer eigenen Züge diese als korrekt beurteilen, aber dies ist schon ein normatives Tun innerhalb einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“. <sup>174</sup> STEKELER-WEITHOFER erweitert diese Geschichte dahingehend, dass wir „gemeinsam kontrollieren“ („jointly control“), ob ein über die Wahrnehmung erfahrbarer Fakt bestehe <sup>175</sup>, und auch, dass wir in eine solche Praxis durch gemeinsame Kontrolle eingeführt werden <sup>176</sup>:

„If I, for example, want to interpret your performance of a speech act like ‚this (thing) here is a red hat‘, I have to correlate your sentence to my own sentence ‚that (thing) over there is a red hat‘. But in fact, we do not do things like this in private. We learn to do it in the context of an already established we-perspective. I.e., the child learns gradually to take part in a practice of uttering and controlling correct statements about joint *Anschauung* <sup>177</sup>. And we often make playfully or joyfully sure that the situation of *Anschauung* is a *shared one*, for example when we point to a mountain and say: ‚look, the Montblanc‘, even when knowing that the other(s) already see the mountain and know that it is the Montblanc.“ <sup>178</sup>

<sup>174</sup>Ich glaube, dass dies ähnlich zu BRANDOMS Herangehensweise in *Making It Explicit* ist, aber ich versuche einen hegelianischen Zugang zu entwickeln. Sein Zugang stützt sich auf die inferentielle Gliederung, wogegen mein Ansatz stärker die Rolle der ‚Urteilkraft‘ hervorhebt. Des Weiteren verschleiert BRANDOMS Fokus auf Behauptungen diese normative Dimension in abstrakter Weise – so als wären wir nur Berichterstatter von Fakten, um andere zu informieren, dass Dinge sich so und so verhalten. Sprachspiele ‚beinhalten‘ nicht nur die Normen der Anwendung eines Begriffs, sondern auch die höherstufige Norm, die die ‚Strategie‘ der Verortung des Begriffs aufdeckt.

<sup>175</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“. In: *Pragmatics & cognition* 13,1 (2005), 16-19.

<sup>176</sup>Die negative Konnotation des Ausdrucks „Kontrolle“ muss hier wohl ausgeblendet werden, zeigt aber auch, dass es eigentlich nicht möglich ist, wertneutrale Begriffe bei einer solchen „Beschreibung“ vorzubringen. Diese Überlegungen STEKELER-WEITHOFERS sind mit den Wittgensteininterpretationen KRIPKES und WELLMERS verwandt (s.o.).

<sup>177</sup>„I prefer to call, in the following, joint perceptions by their German word ‚*Anschauung*‘ in order to distinguish mere *sensations* and *animal perceptions* from (human) ‚*apperception*‘ in the sense of perception *with* conceptual determination. In addition to apperception, *Anschauung* not only presupposes conceptual distinctions but ‚joint directedness‘ to ‚present objects‘ in the following sense: Any of us should be *able* to refer to a present object from *his* perspective. This means that any person taking part in the joint practice of *Anschauung* with respect to a present object should be able ‚to posit‘ this object in a common spatial ordering of things and to ‚posit‘ experienced properties ‚of it‘ into a chronological order.“ (Stekeler-Weithofer, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“, 17.)

<sup>178</sup>Stekeler-Weithofer, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“, 23.

### 2.3.2 Die Verortung des Subjekts – Reflexionsbegriffliche Rekonstruktion

Man kann mit HEGEL einen ‚dialektischen Beweis‘ führen, dass der Vollzug des Subjekts eine zentrale Rolle spielen muss, um überhaupt schon eine sinnvolle Redeweise zu ‚haben‘. Was die abstrakt-theoretische Modellierung nicht leisten kann, die Rolle des Subjekts im Urteilen und die Grenzen eines Sprachspiels sinnlich-begrifflicher Gehalte darzulegen, soll im Ausgang von HEGELS Urteils- und Schlusslehre rekonstruiert werden. Man muss hierbei nicht ein Seiendes oder Fakten voraussetzen, die semantischen Gehalt verleihen. Der begriffliche Gehalt muss nicht allererst in die Welt bugsiert werden. Das Subjekt ist dabei aber nicht eine weitere Voraussetzung, um begrifflichen Gehalt herzustellen, sondern begrifflichen Gehalt ‚gibt‘ es nur *als* subjektiven. Es handelt sich dabei aber um eine modifizierende Bestimmung des Begreifens und nicht um eine determinierende Prädizierung, dass begriffliches Urteilen bloß subjektiv sei, im Gegensatz zu einem objektiven – dann jenseitigen – Gehalt oder Standpunkt.

#### 2.3.2.1 Die Unterscheidung zwischen qualitativen und begrifflichen Urteilen

Die Berücksichtigung der pragmatistischen Dimension hat gezeigt, dass selbst der Gebrauch qualitativer Urteile eine normative Dimension des kritischen Denkens und Urteilens involviert, also höherstufige Normen der Korrektheit, die den ‚strategischen‘ Hintergrund der qualitativen Urteile miteinbeziehen. Dies erfordert Urteilskraft<sup>179</sup>, die innerhalb einer gemeinsamen Praxis angeeignet werden muss. Wir sind nicht bloß verlässliche Berichterstatter von Tatsachen (engl. *states of affairs*, also *Weltzuständen*) und dies nicht einmal im Falle wahrnehmungsgestützter Erfahrung. Wie könnten nun auch noch normative Urteile oder Aussagesätze so modelliert werden, dass wir verlässliche Berichterstatter von normativen Fakten oder Weltzuständen wären? Die pragmatistische Dimension zeigt, dass der Weltbezug via Deixis und sinnliche Erfahrung stattfinden muss, den es so für die „normative Welt“ nicht geben kann, da es keine gemeinsame Anschauung gibt, in der eben über Zeigegesten und unsere Sinne eine

<sup>179</sup>HEGEL reserviert diese Fähigkeit für „*Urteil[e] des Begriffs*“: „ob ein Gegenstand, Handlung usf. gut oder schlecht, wahr, schön, usf. ist“. (Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830), hrsg. von Friedhelm Nicolin und Otto Pöggeler, Hamburg 1991, § 178 und 172.) Beim Teilnehmen an Praxen rennen wir nicht als verlässliche Berichterstatter von qualitativen Tatsachen umher, auch wenn dies eine elementare Ebene unserer Praxen sein sollte, so macht sie nur Sinn, wenn sie in eine ‚begriffliche Umgebung‘ eingelassen ist. Ich glaube, dass dies überhaupt nicht unterschieden ist von HEGELS Zugang, denn qualitative Urteile können in begriffliche Urteile eingebettet werden und somit in einem begrifflichen Rahmen verortet werden, auch wenn seine Urteilslehre eine diachrone Lesart nahelegen könnte. Es handelt sich aber nicht um eine Ablösung von Stufen, sondern um eine ‚Aufhebung‘.

gemeinsame Orientierung möglich wäre. In (7) ist deshalb  ${}^m\varphi^{m180}$  *Bedingung* der situativen Verortung (*situationsbedingter* Kontext). Wobei in

(1)  $\alpha(\varphi_n)$  ist wahr dann und nur dann, wenn  $\varphi_n$

der „Fakt“ oder „Zustand“  ${}^m\varphi_n^m$  als „normativ durchtränkter“ und situationsbedingter Kontext verstanden werden könnte, aber eigentlich nicht sollte (für eine Kritik dieser Position s. viertes Kapitel dieser Untersuchung). Der Fokus soll hier auf der Unterscheidung von Sollen und Sein im „Begriff“  ${}^m\alpha(\varphi_n)^m$  liegen:

„Das *Subjekt* enthält gleichfalls diese beiden Momente in unmittelbarer Einheit als die Sache. Es ist aber die Wahrheit derselben, daß sie *in sich* gebrochen ist in ihr *Sollen* und ihr *Sein*; dies ist das absolute Urteil *über* alle Wirklichkeit. – Daß diese *ursprüngliche Teilung*, welche die Allmacht des Begriffes ist, ebenso sehr Rückkehr in seine Einheit und absolute Beziehung des Sollens und Seins aufeinander ist, *macht das Wirkliche zu einer Sache*; ihre innere Beziehung, diese *konkrete Identität*, macht die Seele der Sache aus.“<sup>181</sup>

In einem „Urteil des Begriffs“ stellt das Subjekt einen propositionalen Inhalt dar („Sache“), der in ein Sollen und Sein unterteilt wird. Dadurch wird die Unterscheidung zwischen (1) und (2) unnötig und gegenstandslos, also dass „normativ“ und „deskriptiv“/„naturalistisch“ als Metaprädikate fungieren, um Entitäten in verschiedene Seinsbereiche zu sortieren. (2) sollte nicht als Schema betrachtet werden, das nur einen verlässlichen Berichterstatter von Weltzuständen erforderte, da es eigentlich in eine pragmatistische Dimension eingelassen werden muss und nicht in eine behavioristische Dimension. Aber (1) könnte auch so begriffen werden, dass es eine generelle Formulierung darstellt, der entweder die Vorstellung eines „Begriffs“ oder die Vorstellung einer „Handlungsform“ zugrunde liegt. Zu dem letzteren Fall schreibt Jan MÜLLER:

„[E]ine singuläre Handlungsprädikation [beinhaltet] unmittelbar die *Kenntnis* der fraglichen Handlungsform [...]: Wer sagen kann, dass ‚x  $\varphi$ -t‘, weiß, was es (überhaupt) heißt ‚zu  $\varphi$ -en‘. Und insofern das Urteil darüber, was jemand tut, sich an solchen allgemeinen (generischen) Handlungsbegriffen orientiert, gibt der

<sup>180</sup>Die Grammatik von  ${}^m\varphi^m$  hat sich gewandelt: von einem Wahrmacher innerhalb eines extensionalen Kontextes zu einem intensionalen und abstrakten Objekt hin zur Anzeige eines situationsbedingten Kontextes.

<sup>181</sup>Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Zweiter Band, Die subjektive Logik, Die Lehre vom Begriff (1816), hrsg. von Hans-Jürgen Gawoll, Hamburg <sup>2</sup>2003, 102. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

Handlungsbegriff unmittelbar das *Kriterium* zur Beurteilung der Güte der Handlungsausführung: Ausgehend von der *Kenntnis*, was es heißt, ‚zu  $\varphi$ -en‘, urteilen wir, ob X mehr oder weniger gut  $\varphi$ -t. Das Argument entwickelt als einer der ersten J. McDowell“. <sup>182</sup>

Das Haben einer Vorstellung oder „Kenntnis“ eines „Begriffes“ ist das „Sollen“, aber nur in Verbindung mit dem „Sein“ (hier als situationsbedingender Kontext) als Seiendem, d.h. demjenigen das den Begriff ‚bedingt‘ – dies ist die Spannung innerhalb des begrifflichen Urteils – und dies bedeutet, dass es keinen Begriff der Handlung oder der Proposition *an sich* gibt, d.h. abstrakt von situationsbedingendem Seiendem oder wie es HEGEL formuliert:

„Das Subjekt des apodiktischen Urteils (das Haus so und so beschaffen ist gut, die Handlung so und so beschaffen ist recht) hat an ihm erstens das Allgemeine, was es sein soll, zweitens seine Beschaffenheit; diese enthält den Grund, warum dem ganzen Subjekt ein Prädikat des Begriffsurteils zukommt oder nicht, d.i. ob das Subjekt seinem Begriff entspricht oder nicht.“ <sup>183</sup>

MÜLLER schreibt, dass wir es seien, die urteilen und dass „der Handlungsbegriff unmittelbar das Kriterium zur Beurteilung der Güte der Handlungsausführung“ gebe. <sup>184</sup> („Das Urteil hat daher an der Beschaffenheit des Subjektes seinen Grund und ist dadurch apodiktisch.“ <sup>185</sup>) Die Kriterien sind schon innerhalb unserer Praxis etabliert. Wir benötigen nicht nur eine Fähigkeit, um eine Handlung zu vollziehen oder um einen Begriff anzuwenden – in WITTGENSTEINS Redeweise wäre dies ein Regelfolgen –, sondern auch eine Fähigkeit, um zu beurteilen, ob die Begriffe ‚gut‘ angewendet wurden und werden. Die Bestimmungen „... ist gut“ oder „... ist recht“ sind normativ-modifizierende Bestimmungen eines schon bestimmten Gegenstandes. Diese Bestimmung („so und so beschaffen“) ist eine determinierende Bestimmung, während die Beurteilung als gut keine determinierende Bestimmung ist, denn ansonsten würde es zu einem infiniten Regress kommen, da man nach der Güte des Prädikats „gut“ fragen könnte. Es handelt sich eben um eine Modifikation des determinierenden Bestimmens (des Vollzugs oder Regelfolgens). Es wäre auch verfehlt, zu fragen, ob der Begriff im Urteil (oder im Urteilenden) vorauszusetzen sei:

<sup>182</sup>Müller, Jan, „Das Handeln und die Eule der Minerva. Oder: Wie provisorische Moral und Ironie zusammenhängen“. In: Fischer, Peter/Luckner, Andreas/Ramming, Ulrike (Hg.), *Die Reflexion des Möglichen, Zur Dialektik von Handeln, Erkennen und Werten*, Berlin 2012, 88 Anm. 5. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.) MÜLLER bezieht sich auf: McDowell, John, „Virtue and Reason“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 67.

<sup>183</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 101/102.

<sup>184</sup>Vgl. Müller, „Das Handeln und die Eule der Minerva“, 88 Anm. 5.

<sup>185</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 102.

„Sie [die erfüllte Kopula] ist zunächst als unmittelbare Bestimmtheit an dem Subjekt, aber ist ebenso sehr die Beziehung auf das Prädikat, welches keinen anderen Inhalt hat als dieses Entsprechen selbst oder die Beziehung des Subjektes auf die Allgemeinheit.“<sup>186</sup>

Die Urteilskraft ist aber eben auch ‚subjektiv‘, das bedeutet, dass qualitative und speziell begriffliche *Urteile* nicht durch ein abstraktes Schema und ein mechanistisches Paradigma dispositionalen Verhaltens abgesichert werden können. Der nächste Paragraph verortet diesen Aspekt in dem begrifflichen Rahmen der Vermittlung, aber dies ist nicht ein anderer Weg, um nach Kriterien der ‚Güte‘ der Anwendung von Begriffen Ausschau zu halten, was wieder nur ein Versuch wäre, eine gesicherte Normanwendung zu garantieren.

### 2.3.2.2 Die vermittelnde Dimension

„alles Vernünftige ist ein Schluß.“  
Hegel, *Begriffslogik*, 104.

Die begriffliche und dann spekulative Rekonstruktion beachtet die Rolle des vermittelnden Begriffs und ist etwas anderes als die Vorstellung einer ‚guten‘ Anwendung eines Begriffs im theoretischen oder praktischen Vollzug, wobei Urteilskraft involviert ist. Ich werde ein dialektisches Argument im Ausgang von HEGEL darlegen. Durch verschiedene Mittelbegriffe („Einzelheit“, „Besonderheit“ oder „Allgemeinheit“) gelangt er zu verschiedenen Formen von Schlüssen. Bei diesem Sprachspiel der Vermittlung handelt es sich um ‚inhaltsvolle‘<sup>187</sup> und bedeutungsvolle Formen der Begründung<sup>188</sup>, deshalb ist es auch kein lediglich widerspruchsfreier „logische[r] Raum“<sup>189</sup> einer formalen Metasprache. Es handelt sich auch nicht

<sup>186</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 102/103 und vgl. auch 102: „Der Übergang von der unmittelbaren Einfachheit der Sache zu dem Entsprechen, welches die bestimmte Beziehung ihres Sollens und ihres Seins ist, oder die Kopula, zeigt sich nun näher, in der besonderen Bestimmtheit der Sache zu liegen.“

<sup>187</sup>„Es muß aber [...] offenbar die logische Vernunft, wenn sie als die formelle betrachtet wird, wesentlich auch in der Vernunft, die es mit einem Inhalt zu tun hat, zu erkennen sein; ja vielmehr kann aller Inhalt nur durch die vernünftige Form vernünftig sein.“ (Hegel, *Begriffslogik*, 104.) Und: „Nur so erhebt sich die Vernunft über das Endliche, *Bedingte*, Sinnliche, oder wie es sonst bestimmt werden mag, und ist in dieser Negativität wesentlich inhaltsvoll, denn sie ist die Einheit als von bestimmten Extremen; so aber ist das Vernünftige nur der Schluß.“ (Hegel, *Begriffslogik*, 105.) (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>188</sup>STEKELER-WEITHOFER interpretiert HEGELS Untersuchungen unter dem Titelwort „Schluß“ in der *Wissenschaft der Logik* als „inhaltliche[] Begründungsformen“ oder „Formen von Begründungen“ (Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Analytische Philosophie*, 383.). Ich gebrauche die genitivische Formulierung (Formen der Begründung), weil HEGEL nicht nur die Form der Begründung aufzeigt (*genitivus obiectivus*) und eine Liste der Begründungen erstellt, sondern er begründet diese Formen auch (entwickelt sie dialektisch/spekulativ) (*genitivus subiectivus*), wobei auch STEKELER-WEITHOFER HEGELS dialektische Entwicklung aufzeigt. Deshalb handelt es sich eigentlich nur um eine terminologische Differenzierung meinerseits.

<sup>189</sup>Wittgenstein, *Tractatus*, 4.463: „Die Tautologie läßt der Wirklichkeit den ganzen – unendlichen – logischen Raum; die Kontradiktion erfüllt den ganzen logischen Raum und läßt der Wirklichkeit keinen Punkt. Keine



direkt um ein Platzieren

„in the logical space of reasons, of justifying and being able to justify what one says.“<sup>190</sup>

Wobei der Grund *hier nämlich* der vermittelnde Begriff ist und es sich deshalb auch um eine spekulative Rekonstruktion und *Verortung* von Formen der Begründung handelt und nicht nur um ein Rechtfertigen durch einen „Grund“:

„Das Wesentliche desselben [des Schlusses] ist die Einheit der Extreme, die sie *vereinigende Mitte* und [der sie] *erhaltende Grund*“.<sup>191</sup>

Das „Urteil“ hat seine „Momente“ dagegen nur als „selbständige Extreme“ („Extreme des Urteils“) und der „Verstandesschluß“ hat sie dann auch nur als „abstrakte Bestimmtheiten“<sup>192</sup>:

„Die Abstraktion, indem sie die Selbständigkeit der Extreme festhält, setzt ihnen diese Einheit als eine ebenso feste, für sich seiende Bestimmtheit entgegen und faßt dieselbe auf diese Art vielmehr als Nichteinheit denn als Einheit.“<sup>193</sup>

Der „Schluß des Daseins“ ist unterschieden in die Figuren: 1. *Einzelheit* – *Besonderheit* (Mittelbegriff) – *Allgemeinheit*, 2. B – E – A, 3. B – A – E.

### Erste Schlussfigur

Das einzelne Subjekt (E) hat eine gewisse (wahrnehmbare) Qualität (B) (z.B. „Diese Rose ist rot.“) und dabei handelt es sich um eine Prämisse. Die andere Prämisse ist, laut STEKELER-WEITHOFER, eine „terminologische Regel“.<sup>194</sup> Die qualitative Bestimmung verbleibt innerhalb einer „allgemeine[n] Sphäre“<sup>195</sup>. HEGEL gebraucht den Terminus „Sphäre“ für einen

---

von beiden kann daher die Wirklichkeit irgendwie bestimmen.“

<sup>190</sup>Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Abschnitt 36.

<sup>191</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 105. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>192</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 104/105.

<sup>193</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 105.

<sup>194</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Analytische Philosophie*, 380/381. Er schlägt auch noch vor, dass es sich bei der zweiten Prämisse um eine „hypothetische Notwendigkeit“ handeln könnte, aber dies ist eher Thema des Kapitels über den „Schluß der Notwendigkeit“.

<sup>195</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 77.

Gegenstandsbereich, der durch eine allgemeine Bestimmung etabliert wurde. Die zweite Prämisse könnte z.B. „Rot ist eine Farbe.“ sein und die Konklusion lautet dann: „Diese Rose ist farbig.“ Die terminologische Regel hat man schon gelernt, wie STEKELER-WEITHOFER schreibt<sup>196</sup>, oder wurde internalisiert und ist somit irgendwie ‚implizit‘ gegenwärtig in uns und auch in unserer Sprachpraxis, wenn wir einen Begriff anwenden. So wie ich es sehe, ist die erste Schlussfigur nicht mehr als eine *explizite* Darstellung der *Anwendung* eines Begriffs durch eine ‚kompetente‘ Sprecherin einer natürlichen Sprache und war immer schon implizit im begrifflichen Urteil ‚vorhanden‘.

BRANDOM unterscheidet zwischen einer „merely responsive classification“ und einer „conceptual classification“. Die erste Klassifikation könne auch von einem trainierten „Papagei“ („parrot“) oder einem „Messinstrument“ („measuring instrument“) erbracht werden; d.h. es handele sich um Berichterstatter mit „reliable differential responsive dispositions“. Die zweite Klassifikation könne nur von Wesen erbracht werden, die in der Lage sind, „[t]o grasp or understand a concept“,<sup>197</sup> d.h.,

„according to Sellars, to have practical mastery over the *inferences* it is involved in – to know, in the practical sense of being able to distinguish, what follows from the applicability of a concept, and what it follows from.“<sup>198</sup>

Nur in diesem Sinne seien „performances and commitments“ „propositionally contentful“. <sup>199</sup> BRANDOMS „conceptual classification“ sei

„a mastery of the practices of giving and asking for *reasons*, in which [...] responses can play a role as *justifying* beliefs and claims“<sup>200</sup>,

aber deshalb ist es nur die praktische Fähigkeit des Anwendens von Begriffen, d.h. das „Begreifen“ eines *empirischen*<sup>201</sup> Begriffes oder das Haben einer Vorstellung eines (empirischen)

<sup>196</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Analytische Philosophie*, 383.

<sup>197</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 88/89, 119 und 214.

<sup>198</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 89 und ebd.: „Concepts are essentially inferentially articulated. Grasping them in practice is knowing one’s way around the proprieties of inference and incompatibility they are caught up in. What makes a classification deserve to be called *conceptual* classification is its *inferential* role.“

<sup>199</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 214.

<sup>200</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 89.

<sup>201</sup>Ich gebrauche „empirisch“ hier als auf qualitativen Prädikationen aufruhend, die wahrnehmbare Eigenschaften auf den Begriff bringen, aber auch in einem breiteren Sinne, wie z.B., dass der Aussagesatz „Dies ist schwarz.“ nur ein qualitatives Urteil ist, während „Dieser Hund ist schwarz.“ einen weiteren Begriff („Hund“) beinhaltet, der auf dem *Verstehen* basiert, dass der Hund (z.B.) ein Säugetier ist. Die Anwendung empirischer Begriffe ist schon inferentiell ‚durchtränkt‘; auch wenn diese Inferenzen zumeist im Verstehen implizit bleiben und oft nur bei Missverständnissen explizit gemacht werden müssen.

Begriffes als ein Verstehen (Regelfolgen). (Ich werde im Folgenden auch das Verb „verstehen“ für empirische Begriffe gebrauchen und „begreifen“ für ‚logisch-philosophische Begriffe‘.) BRANDON berücksichtigt nicht die inferentielle Rolle der ‚logisch-philosophischen Begriffe‘, während HEGEL dies in syllogistisch-spekulativer Form offenlegt und entwickelt, wie ich in den nächsten Paragraphen zeigen werde.

#### Zweite Schlussfigur

Innerhalb eines schon etablierten Netzes von Gattung-Art-Klassifikationen scheint es möglich, via des Schlusses B – E – A zu schließen, aber einem einzelnen Subjekt können verschiedene besondere Wahrnehmungsprädikate zugesprochen werden und auch verschiedene allgemeine Prädikate. Ein Subjekt könnte rot sein (B) und einen Geschmack haben (Gattung (A)) mit den Arten scharf und nicht scharf, aber rot kann nicht geschmeckt werden. Ist eine Einzelheit der Mittelbegriff, dann ist die „Vermittlung“ „hiemit etwas Zufälliges“.<sup>202</sup> Das „Begründen“ der begrifflichen Differenzierung in einem Urteil „B ist A“ (Konklusion) über Differenzierungen anhand von Wahrnehmungsprädikaten im engen Sinne (E – B) und im weiten Sinne (E – A) und damit *aufgrund* der Einzelheit (Mittelbegriff), ist nur zufällig. Dieser Weg der begrifflichen Bestimmung kann nur über wahrnehmbare Differenzierungen validiert werden, denn sie sind notwendige Bedingungen, um uns überhaupt innerhalb der ‚Sinnenwelt‘ zu verorten, d.h. durch die Anwendung (Regelfolgen) und das Verstehen von empirischen Begriffen:

„Reliable differential responsive dispositions are only a necessary condition for observational knowledge. Parrots and thermometers can have such dispositions and so can be used by us in effect as measuring instruments to acquire knowledge. But what *they* have is not knowledge.“<sup>203</sup>

Zu sagen, dass ein Schwan als Schwan (A) weiß ist (B), kann kein empirischer und sinnvoller Satz sein, denn er beruht auf einem zufälligen Mittelbegriff und ist begrifflich inadäquat, auch wenn es nützlich sein mag, diesen Satz vorzubringen, um uns in der ‚Sinnenwelt‘ zu orientieren, als eine Art generischer Satz, der auf qualitativen Eigenschaften basiert.

---

<sup>202</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 186.

<sup>203</sup>Brandon, *Making It Explicit*, 214.

### Dritte Schlussfigur

Die dritte Schlussfigur zeigt, dass eine elementare Prädikation („E ist B“) nicht als Konklusion fungieren kann, die „begründet“ ist durch die Prämissen „E ist A“ und „B ist A“. Das ‚richtige‘ oder ‚adäquate‘ qualitative Prädikat folgt nicht aus diesen Prämissen. Elementare Prädikationen oder qualitative Urteile können deshalb nur von Subjekten mit den Fähigkeiten der Wahrnehmung und Urteilskraft innerhalb einer ‚gemeinsamen *Anschauung*‘ kontrolliert werden. Auf ein solches Urteil kann nicht einfach nur auf begrifflich-theoretischem Wege geschlossen werden. Eine ‚gemeinsame *Anschauung*‘ ist notwendig, um empirisch-begriffliche Differenzierungen in der ‚Sinnenwelt‘ zu kontrollieren.<sup>204</sup> Dies kann nur durch Subjekte geleistet werden, die ihre Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeiten vollziehen. Der Vollzug des Subjekts – sein ‚Tätig-sein‘ – ist damit als der eigentliche Mittelbegriff im Schluss B – E – A zu begreifen und als ein Verorten in der ‚Sinnenwelt‘. Dieses (urteilende und verstehende) *Subjekt* kann aber nicht anhand von abstrakten Schemata eliminiert werden, die hier als Versuche eingeführt wurden, um die (objektstufige) Wahrheit elementarer Prädikationen innerhalb eines extensional-mechanistischen Paradigmas abzusichern, das lediglich um ein differentiell-dispositionales Verhalten von *Objekten* ergänzt werden müsste.

### Unendliche Verneinung

HEGELS drittes „Urteil des Daseins“ ist das „unendliche Urteil“. Es markiert das ‚Ergebnis‘ dieser Formen des Urteils, aber auch der hier vorgetragenen Schlussfiguren, denn auch wenn

<sup>204</sup>BRANDOM lässt elementare Prädikationen als Konklusionen fungieren: „Sellars, however, is right that for a reliably elicited differential response to be a candidate for knowledge, the one making the knowledge claim must be in the space of reasons, must be capable of understanding the claim, and so must have some grip on its role in reasoning, hence on its use as a premise and conclusion of inferential justifications.“ (Brandom, *Making It Explicit*, 220.) In diesem Falle mag KAMBARTELS und STEKELER-WEITHOFERS Kritik anbringbar sein: „Soweit Montague, Lewis, Davidson und am Ende auch Brandom die Frage nach der Konstitution des dinglichen Weltbezuges und die **Vermittlungsfunktion der Anschauung** aus ihrer bloß formalen und funktionalen Sprachanalyse in der Nachfolge Freges ausklammern, führen ihre Überlegungen alle in einen *linguistischen Idealismus*. Zwischen rein formalen Wahrheitsbewertungen von Sätzen und Äußerungen und einer objektiven Geltung kann auf diese Weise nicht unterschieden werden, selbst wenn diese Bewertungen im dialogischen Geben und Nehmen von Gründen konsensuell abgeglichen werden.“ (Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 251 Anm. 106. (Fettdruck vom Verfasser, F.R.)) Deshalb kann HEGELS Rekonstruktion des qualitativen Schlusses auch als *dialektisches Argument* begriffen werden, um die Notwendigkeit der *Anschauung* und die Fähigkeit des Urteilens im Gebrauch empirischer Begriffe aufzuzeigen. Begreift man die „Vermittlungsfunktion der Anschauung“ auf diese Weise als eine spekulative Bestimmung, d.h. der vollziehenden (einzelnen) *Subjekte* und nicht nur als eine zufällige (objektstufige) Bestimmung einer Einzelheit als Satzsubjekt, dann hat man ihr den ‚adäquaten‘ (spekulativen) Ort in unserem Sprachspiel zugewiesen. – Die „Anschauung“ ist dann als eine Synekdoche für die Fähigkeiten des Wahrnehmens und Urteilens zu begreifen – also des Verstehens.

Hegel „negativ-unendliche[] Urteile[]“ als „widersinnig und abgeschmackt“ bezeichnet, oder sogar schreibt, dass sie „vielmehr [...] keine Urteile“ seien<sup>205</sup>, so sind sie doch ein Hinweis, dass zuvor ein bestimmter Gegenstandsbereich etabliert sein muss, um ‚sinnvoll‘ zu urteilen. HEGEL spricht dabei von einer „allgemeinen Sphäre“, in der die Gegenstände enthalten sein müssen, und stellt heraus, dass gerade das „positiv-unendliche Urteil“ das „Allgemeine als allgemein“ oder als „bestimmte Bestimmtheit gesetzt“ zeige. Aufgabe des „Urteil[s] der Reflexion“ sei es dann, zu zeigen, wie „eine zusammenfassende Allgemeinheit“ zustande komme oder ein Gegenstandsbereich etabliert werde.<sup>206</sup> Ist das Allgemeine als bestimmte Bestimmtheit gesetzt, dann macht es eben keinen Sinn, den Satz vom ausgeschlossenen Dritten anzuwenden, wie eben zu sagen, dass der Geist nicht grün sei.<sup>207</sup> Worauf dann KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER aufmerksam machen, ist, dass es keinen allumfassenden Gegenstandsbereich ‚geben‘ könne<sup>208</sup>, aber eben gerade weil nicht jedem Gegenstand (der Rede) „sinnvoll“ – d.h. hier qua tertium non datur als Kriterium – ein Prädikat zugeordnet werden könne. D.h. die Rede von einem *universe of all possible discourse* oder einer Welt angefüllt mit Fakten macht überhaupt *keinen Sinn*.

### 2.3.2.3 Die Hypostasierung des gemeinsamen Grundes – Fakten

Naturalismus und normativ-metaphysischer Realismus legen beide dieselbe Vorstellung von Fakten als vorhanden-seiend zugrunde. Dabei ist es egal, ob es sich um normative oder deskriptive Fakten handle. Fakten werden auf auf beiden Seiten ontisch hypostasiert und diesen wird eigentlich ein unmittelbarer Seinsstatus zugewiesen, ohne dass dieser als Status durchschaut wird, sondern als (Welt-)Zustand aufgefasst wird. Beide Opposita werden somit von einem naiven Realismus gefangen gehalten, aber eigentlich weisen sie einen ontologischen Status zu – als Festlegung im Sprachspiel der „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“. Dieser Status beruht aber auf dogmatischen Setzungen, die eben festlegen, welche Entitäten oder Fakten existieren *sollen* und welche nicht existieren *sollen*. – Dies ist in einem schlechten Sinne subjektiv und arbiträr. – Es wurde gezeigt, dass der Realismus dabei scheitert, einen Zugang zum Status des Normativen zu modellieren, denn er berücksichtigt nicht, dass der Zugang zur Welt ‚vermittelt‘ ist. Die Fakten und Entitäten werden von den un-

<sup>205</sup>Hegels Bsp. sind: „der Geist [ist] nicht rot“ oder „der Verstand ist kein Tisch“. KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER bringen als Bsp. noch: „Farben sind nicht tastbar“ (Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 245.)

<sup>206</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 78-81.

<sup>207</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 58/59.

<sup>208</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 245/246.

tersuchten Positionen als unmittelbar zugrunde liegend betrachtet, aber eigentlich können sie nur in einem dogmatisch-ontologischen Rahmen der Theorie *existieren* – sie haben also einen theoretischen Status und keinen unmittelbaren Seinsstatus, aber damit eben auch nicht einen normativen Status.

Normativen Urteilen fehlt der deiktische und wahrnehmungsbasierte Zugang einer gemeinsamen Anschauung, auch wenn es Positionen gibt, die für die Wahrnehmung normativer Phänomene argumentieren (s.u. im vierten Kapitel), und so mag es *scheinen*, dass ich für einen extensionalen Realismus in Bezug auf deskriptive Urteile Partei ergreifen *könnte*, aber nicht in Bezug auf normative Urteile. Es bedarf aber überhaupt keines extensionalen Realismus. – Es wird zu klären sein, wie mit anderen Formen des Realismus umgegangen werden muss. (Die Suspendierung des (extensionalen) Realismus ist aber auch kein Votum für einen Anti-realismus, sondern hier zunächst nur ein Appell an einen intensionalen Realismus (s. 2.3.3).) – Wahrnehmung und Deixis sind nur ‚gute‘ Vermittlungsfunktionen, um zu wissen, wie sich die Dinge in ihrem begrenzten Bereich verhalten. Wie gezeigt, *entscheide* ich mich weder für einen Naturalismus noch einen normativ-metaphysischen Realismus. Ich weise die Formierung von Opposita zurück, denn berücksichtigt man die pragmatistische und begriffliche Dimension wird das Problem ontischer Hypostasierungen überhaupt nicht auftauchen. Nicht ein Seiendes bedingt unsere qualitativen Urteile, sondern sie sind nur im Vollzug des Subjekts. Auch wenn das Sein der qualitativen Urteile situations-bedingt ist, so ist es auch durch den Vollzug der Subjekte vermittelt („Reflexionsbegriffliche Rekonstruktion“). Diese Vermittlung ist hier als ein Appell an den „Raum der Gründe“ („Formanalyse“) eine Auslegung des Seins, die das Sein als situations-bedingtes transzendiert, wobei diese Vermittlung im nächsten Kapitel selbst wieder als bedingend verstanden wird – im Sinne von Gründen als Seiendem.

### 2.3.3 Formanalyse und Hermeneutik – Realismus *nach* McDowell und Brandom

Der Appell an den sogenannten „Raum der Gründe“ (SELLARS und BRANDOM) soll als ein intensionaler Realismus und nicht als ein extensionaler Realismus begriffen werden, denn der begriffliche (oder bei BRANDOM propositionale) Gehalt ist nur ‚*real*‘ in einer Praxis des Gebens und Nehmens von Gründen. Zugleich ist diese Praxis aber nur ein Appell innerhalb des Weltbezugs via Wahrnehmung. Die Gründe selbst dürfen nicht wieder als „übermäßige[] Tatsache[n]“<sup>209</sup> gedeutet werden, denn sonst kommt es wieder zu einer Verwirrung (s. Kapitel 3).

---

<sup>209</sup>Wittgenstein, *PU*, § 192.

MCDOWELLS zuvor erwähnte „*normative dimension*“ im „*concept of reason*“<sup>210</sup> ist BRANDOMS Behauptung des „*normative surplus of practice*“ ähnlich.<sup>211</sup> Dabei etabliert BRANDOM die *hinreichenden* expressiven Ressourcen für eine Theorie, die eine Praxis als Praxis fasslich (*intelligible*) macht. Beim Interpretieren einer „*community as engaged in implicitly normative discursive practices*“ spezifiziert seine Herangehensweise die

„conditions on the structure of practices a theorist attributes to a community that are sufficient for community members, so interpreted, to be treating each other as exhibiting propositionally contentful doxastic and practical commitments.“<sup>212</sup>

Aber gibt es hier Unterscheidungen zwischen verschiedenen Praxen? BRANDOMS „collapse of external interpretation into internal scorekeeping“ oder „internal interpretation“ bedeutet, dass die Interpretin einer Gemeinschaft anerkenne, dass das „scorekeeping“ einer interpretierten Gemeinschaft mit dem „scorekeeping“ ihrer Gemeinschaft zusammenfalle. Im Zuschreiben „diskursiver Praxen“ („discursive practice“) werden die Anderen als zu uns gehörig anerkannt.<sup>213</sup> Es handelt sich dann aber um einen Kollaps hinreichender Bedingungen und man verbleibt damit innerhalb des Raums der hinreichenden Bedingungen einer Praxis als Praxis<sup>214</sup>, deshalb mag es hier keine Unterscheidung verschiedener Praxen geben, d.h. keine inhaltliche Differenzierung und nur – aber auch zumindest – eine Analyse ihrer Form (Praxis als Praxis).

#### 2.3.3.1 Unterwegs zu einer antidogmatischen Ontologie (a.)

Das Problem dogmatischer Ontologien liegt darin, welche Entitäten sie anerkennen und dies ggf. auch unter der Voraussetzung verschiedener Seinsbegriffe, die schon eine Richtung vorgeben. Weder MCDOWELL noch BRANDOM zielen in die Richtung einer *zuvor festgesetzten* oder – noch schlimmer – unhinterfragt als gegeben angenommenen Welt, die mit Seiendem angefüllt ist. Sicherlich, sie begrenzen den Bereich der Entitäten auf Objekte, die via Wahrnehmung erfahren werden können<sup>215</sup>, ob beide auch normative Phänomene als ‚wahrnehmbar‘

<sup>210</sup>Vgl. McDowell, „*Might There Be External Reason?*“, 104.

<sup>211</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 631.

<sup>212</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 637.

<sup>213</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 644: „Thus attributing discursive practices to others is one form or another of ‚we‘-saying. It is recognizing them as us.“

<sup>214</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 644, 646, 648/649.

<sup>215</sup>Vgl. z.B. Brandom, *Making It Explicit*, 528: „Though thoroughly social and linguistic, these representational contents are not *merely* linguistic – for they are not entirely up to us in the way in which what noises we

betrachten und man so eine intensionale Unterscheidung von Weltzugängen in Anschlag bringen könnte, sei auf das vierte Kapitel verschoben. Hervorzuheben ist, dass sie die Problematik unterschiedlicher Weltzugänge ins Spiel bringen und nicht ein abstraktes Schema voraussetzen.

### 2.3.3.2 Unterwegs zu einer antidogmatischen Methodologie (b.)

BRANDOM behauptet in *Articulating Reasons*:

„**normative vocabulary** (including expressions of preference) **makes explicit the endorsement (attributed or acknowledged) of material proprieties of practical reasoning**. Normative vocabulary plays the same expressive role on the *practical* side that *conditionals* do on the *theoretical* side.“<sup>216</sup>

Wenn das „Konditional“ („conditional“) in einer „materialen Inferenz“ („material inference“) explizit gemacht sei, dann werde es zu einem „*beurteilbaren* Inhalt“ („*judgeable* content“) <sup>217</sup> oder einem „bestimmten begrifflichen Inhalt“ („certain conceptual content“) <sup>218</sup>.

„The point of introducing logical vocabulary is precisely to make it possible to trade hitherto merely implicit inferential commitments for explicit assertional commitments to conditionals.“<sup>219</sup>

Das Konditional sei dann „explicit in the form of a claim or principle.“<sup>220</sup> Und „implizite Festlegungen explizit zu machen, ist nur eine notwendige Bedingung, um sie zu rechtfertigen.“ („[m]aking implicit commitments explicit is only a necessary condition of justifying them.“)<sup>221</sup>

---

use is entirely up to us. Assessing the success of action, for instance, involves, not only consideration of noninferential *exit* moves (from acknowledgments of commitments to performances) on the part of agents, but also noninferential *entrance* moves (from performances to acknowledgments of commitments) on the part of perceivers of those actions. The discursive practice that confers representational content is empirically and practically solid.“

<sup>216</sup>Brandom, *Articulating Reasons*, 89.

<sup>217</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 109: „Making what follows from what explicit, as itself a *judgeable* content, one that can itself appear as a premise or conclusion in inference, is exactly the job of the conditional.“

<sup>218</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 110: „It is implicit in exactly the sense that what one is committed to by endorsing an inference as correct, and so by associating a certain conceptual content (that is inferential role) with the premises and conclusion, can be *made* explicit by expressing it in the form of a conditional judgment.“

<sup>219</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 110.

<sup>220</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 110.

<sup>221</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 127.



BRANDOM schreibt dann auch:

„Specifically, in making a claim, one undertakes the conditional task responsibility to demonstrate one’s entitlement to the claim, if that entitlement is brought into question.“<sup>222</sup>

In einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ ist dies ein antidogmatischer Zug und dann sollte jemand auch verpflichtet sein, „Gründe dafür zu geben, wenn nach Gründen gefragt wird“ („giving reasons for it when reasons are asked for“).<sup>223</sup> BRANDOMS „Modell“ („model“) der „*default and challenge structure of entitlement*“ spezifiziert diese Sorte des Begründens.<sup>224</sup> Man müsse dabei darauf achten,

„to require that the performances that have the significance of challenging entitlements to assertional commitments themselves be assertions. One then can challenge an assertion only by making an assertion incompatible with it. (Recall that two claims are incompatible just in case commitment to one precludes entitlement to the other.)“<sup>225</sup>

Behauptungen (*assertions*) seien alle auf „derselben Ebene“<sup>226</sup> und dies bedeutet:

„challenges have no privileged status: their entitlement is on the table along with that of what they challenge.“<sup>227</sup>

Und wenn logisches oder normatives Vokabular als eine behauptende Festlegung (*assertional commitment*) explizit gemacht werden könne, dann ist auch dieses Vokabular auf derselben Ebene. Ich halte dies für einen antidogmatischen Zug, denn es bedeutet, dass jedes Vokabular, wenn es in behauptenden Festlegungen auftritt, angefochten werden kann, und ein Vokabular nicht vor einem anderen Vokabular als ausgezeichnet oder besonders herausgehoben werden kann und sollte. (So wurden z.B. die Aussagen (1) und (2) auf derselben Ebene verortet.) – Es ist eine wichtige Frage, ob z.B. qualitative und begriffliche Urteile auf derselben Ebene

<sup>222</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 172.

<sup>223</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 172.

<sup>224</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 177 und 176-178.

<sup>225</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 178.

<sup>226</sup>Vgl. die deutsche Übersetzung von *Making It Explicit*: „Dann haben Anfechtungen keinen Sonderstatus, ihre Berechtigung liegt auf derselben Ebene wie die des Angefochtenen.“ (Brandom, *Expressive Vernunft*, 268.)

<sup>227</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 178.

liegen. Als behauptende Festlegungen können sie angefochten werden, aber nur durch Behauptungen, die durch dieselbe *Form* des Inhalts spezifiziert sind, so können qualitative Urteile oder Behauptungen nur durch qualitative Urteile herausgefordert werden, d.h. die Instanz ihrer Validität ist die „joint *Anschauung*“<sup>228</sup>, wie STEKELER-WEITHOFER es nennt. Diese Differenzierung der Form der Urteile im Sprachspiel der „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ ist aber nicht in BRANDOMS Überlegungen vorhanden, aber in HEGELS Differenzierung der Formen der Urteile.

Ein weiteres antidogmatisches Charakteristikum der „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ ist, dass es innerhalb der diskursiven Praxis keinen fixen oder archimedischen Punkt gibt, von dem aus ein Vokabular als hervorgehoben betrachtet werden kann oder an dem Rechtfertigung beginnen oder enden *sollte*:

„Tracing the provenance of the entitlement of a claim through chains of justification and communication is appropriate only where an actual conflict has arisen, where two prima facie entitlements conflict. There is no point fixed in advance where demands for justification or demonstration of entitlement come to an end, but there are enough places where such demands can end that there need be no *global* threat of debilitating regress.“<sup>229</sup>

*Making It Explicit* sollte somit auf folgende Weise gelesen werden, dass es aus behauptenden Festlegungen besteht, für die BRANDOM Gründe gibt. Die Struktur seiner Herangehensweise deckt sich selbst auf: Sie zeigt, was das Explizitmachen ist, anhand des Explizitmachens. Dieser hegelianische „Kreis von Kreisen“<sup>230</sup> oder auch „Zirkel des Verstehens“<sup>231</sup> (HEIDEGGER) mag schwierig „anzufechten“ sein, denn dazu müsste man sich ja schon seiner hermeneutischen ‚Mittel‘ bedienen. So scheint BRANDOMS Herangehensweise auch unter eine Seite oder einen Auswuchs des Münchhausen-Trilemmas zu fallen. Da aber seine Berechtigungen zu Festlegungen angefochten werden können, liegen seine Festlegungen nicht auf einer transzendentalen Ebene, und somit ist sein Zugang antidogmatisch. Die „task responsibility“ des „[j]ustifying the claim when it is queried, giving reasons for it when reasons are asked for“<sup>232</sup> ist ebenso ein Charakteristikum, das eine dogmatische Herangehensweise verhindert.

<sup>228</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“, 18. Als Synechdoche für die Fähigkeiten des Urteilens und Wahrnehmens der Subjekte.

<sup>229</sup>Brandom, *Making It Explicit*, 178.

<sup>230</sup>Hegel, *Enz.*, §15.

<sup>231</sup>Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, Tübingen <sup>18</sup>2001 [<sup>1</sup>1927], 153.

<sup>232</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 172.

### 2.3.3.3 Wahrmacher *revisited* (c.)

Es scheint, dass Gründe die „neuen“ Wahrmacher sind, und behauptende Festlegungen validieren, wobei sie bei BRANDOM nicht als ontische Regressstopper auftreten müssen. Wie ist aber der Status der Gründe ausdifferenziert – eine Debatte, die im dritten Kapitel durchleuchtet wird – und wie formen sie die ‚Rationalität‘? Handelt es sich bloß um eine formale Rationalität, die aus Tautologien besteht<sup>233</sup>, wie in der Beweistheorie innerhalb der mathematischen Logik, oder ist es eine Rationalität, die auf non-kognitivistischen (oder auch naturwissenschaftlichen) „Begründungsformen“ beruht? Diese Gegenüberstellung ist auch in McDOWELLS Aufsatz „*Might there be external reason?*“ präsent, auch wenn er „*reasons for actions*“ untersucht, mag diese Gegenüberstellung auch auf Rationalität in einem weiten Sinne anwendbar sein, wie er auch selbst erwähnt.<sup>234</sup> Das bedeutet für Handlungen, im engeren Sinne der praktischen Rationalität:

„on the one hand, taking a correct view of an agent’s reasons for acting to be determined (indirectly, via deliberation) by his ‚passions‘ as they stand – Williams’s internal approach – and, on the other, taking it to be determined by dispassionate Reason – in effect, the only alternative Williams allows.“<sup>235</sup>

McDOWELL lehnt ab, dass man zwischen jenen gegensätzlichen Ansätzen wählen solle<sup>236</sup>, aber an diesem Punkt endet sein Aufsatz.

Das Navigieren im „space of *logos*“<sup>237</sup> oder im „space of reasons“<sup>238</sup> ist der Gefahr einer Hypostasierung strategischer Verfahren ausgesetzt, die Wahrheit absichern sollen. Der extensionale Realismus bedient sich einer ontischen Hypostasierung und betrachtet Fakten als Wahrmacher, wobei es sich um eine dogmatische Setzung handelt, um Wahrheit abzusichern. Und nun könnten auch solche strategischen Verfahren (in einem intensionalen Realismus) – z.B. BRANDOMS deontisches Sprachspiel des Gebens und Verlangens von Gründen – als höherstufige Mittel betrachtet werden, die als gegeben angenommen werden oder als „primitives“<sup>239</sup> nicht weiter hinterfragt werden, und damit eine Art ‚verfahrensstrategische‘ Hypostasierung einführen. Höherstufige Mittel werden etabliert, um zu ermöglichen, dass Zwecke

<sup>233</sup>Vgl. BRANDOMS Kritik des Formalismus: „*Material Proprieties of Inference and the Dogma of Formalism*“ (Brandom, *Making It Explicit*, 97-102.)

<sup>234</sup>Vgl. McDowell, „*Might There Be External Reason?*“, 105 Anm. 10: „Of course it is not only (or even, perhaps, primarily) actions that can be criticized on the basis of a conception of rationality; but the topic of this paper is reasons for action in particular.“

<sup>235</sup>Vgl. McDowell, „*Might There Be External Reason?*“, 111.

<sup>236</sup>Vgl. McDowell, „*Might There Be External Reason?*“, 111.

<sup>237</sup>Vgl. McDowell, „*Two Sorts of Naturalism*“.

<sup>238</sup>Vgl. Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind* und Brandom, *Making It Explicit*.

<sup>239</sup>Vgl. BRANDOMS Behandlung von „material proprieties of inference as primitives“ (vgl. Brandom, *Making It*

oder Ziele<sup>240</sup> gefunden werden können. Dabei werden die höherstufigen Mittel normalerweise als transzendental betrachtet, d.h. dass sie die notwendigen<sup>241</sup> Bedingungen der Möglichkeit offenlegen, um einen Zweck oder ein Ziel nicht nur ‚formal‘, sondern auch ‚material‘ zu bestimmen, z.B. im „Diskurs“ im Ausgang von „idealen Sprechsituationen“<sup>242</sup> (Jürgen HABERMAS). Jene strategischen Verfahren sind also auf die Zweckfindung und -sicherung *ausgelegt*, aber selbst solche quasi-antidogmatischen Züge müssen hinterfragt werden, wie es schon mit BRANDOMS ‚verfahrensstrategischer‘ Hypostasierung von „deontic primitives“ geschehen ist (s. Einleitung).

Ein Problem ist, dass der Zweck oder das Ziel nicht bestimmt ist und keinen Inhalt hat.<sup>243</sup> Nur die Strategien, die zu einem Zweck führen könnten, werden angegeben, aber der Zweck oder das Ziel ist dann nur etwas, das sein soll und immer nur in einer noch nicht eingetretenen Zukunft ‚existiert‘ – also ein jenseitiges Sollen. Auch das Ziel der „sociality“ oder „cooperativeness“, um via unsere Sprachpraxis Andere über Dinge zu informieren („to *inform* others of things“)<sup>244</sup>, gründet in diesen Strategien und ist damit der Gefahr ausgesetzt ein leeres Ziel zu werden, das nur ein jenseitiges Sollen ausdrückt.

### 2.3.3.4 Fazit

Der Lösungsversuch einer intensionalen Lesart und damit zweier unterschiedlicher Zugänge zur Welt ist auf der einen Seite ungenügend, da es im ‚normativen Weltzugang‘ kein Worauf geben kann, wie bei einer zeigenden und wahrnehmenden gemeinsamen Anschauung. Auf der anderen Seite aber eröffnet die Rede vom Raum der Gründe als einem normativen Raum eine

---

*Explicit*, 133) oder auch, dass er „deontic primitives of commitment and entitlement“ als neue oder fundamentalere ‚Axiome‘ betrachtet (vgl. ebd., 160), und damit eine andere Sorte „unexplained explainers“ (ebd., 133) einführt. Vgl. für eine Kritik an BRANDOMS Verwendung von „primitives“: McDowell, „Motivating Inferentialism“. Es scheint also, dass BRANDOMS antidogmatisches „model“ der „*default and challenge structure of entitlement*“ an ein Ende kommt und sein Spaten biegt sich zurück.

<sup>240</sup>Ich unterscheide hier nicht zwischen konkreten Zwecken, die entweder als Vorstellung ‚existieren‘ oder durch den Mittelgebrauch vorgegeben sind, und Zielen, die als ‚regulative Ideen‘ Zwecke evaluieren, zumindest wenn man, wie hier, voraussetzt, dass beide durch strategische Verfahren abgesichert werden sollen. Die Wiederholbarkeit der Ziele wird z.B. durch Institutionalisierung ermöglicht und ‚hergestellt‘.

<sup>241</sup>Auch wenn BRANDOMS Bedingungen nur hinreichend sein sollen, mag die Kritik im nächsten Absatz auch seine Herangehensweise treffen.

<sup>242</sup>Habermas, Jürgen, „Wahrheitstheorien“. In: Habermas, Jürgen, *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main 1984, 130/131 und 174-183.

<sup>243</sup>Es handele sich dabei eben nicht um einen begrifflichen Inhalt selbst, sondern um einen „strukturellen Aspekt der sozial-perspektivischen *Form* begrifflicher Inhalte“, wie BRANDOM schreibt. Die „ständige Möglichkeit einer Unterscheidung, wie die Dinge *sind* und wie sie von einem Gesprächspartner *genommen* werden“, sei eher als eine Aufgabe oder ein Sollen zu verstehen, die „Objektivität“ des begrifflichen Inhalts auszuhandeln in einem sich immer weiter fortsetzenden deontischen Sprachspiel. (Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 597.)

<sup>244</sup>Vgl. McDowell, „Motivating Inferentialism“, 287.

Formanalyse, die eine vielfältige Auslegung des Seins mit sich bringen kann, denn das Seiende als Worauf des Hinweisens oder Zeigens und qualitativen Bestimmens ist eine Weise, das Sein *auszulegen*. Der Appell an den „space of logos“ bei MCDOWELL, wie auch eine Konkretisierung in einem strategischen Verfahren anhand eines deontischen Kontoführens (BRANDOM), ist der Versuch, das Sein als *auslegbar* zu erhalten. Es besteht aber dabei die Gefahr, nach dem Beschaffensein des Raums der Gründe und auch der Gründe zu fragen und sie damit als Seiendes anzusprechen. – Genau diese Frage nach der konkreten Beschaffenheit des Raums der Gründe weist MCDOWELL entschieden zurück:

„Wittgenstein’s ‚quietism‘, properly understood, is a good context in which to stress that remarks like that should not invite the question ‚So what does constitute the structure of the space of reasons?‘ If we take ourselves to be addressing that question, my invocation of second nature, sketchy and unsystematic as it is, will seem at best a promissory note towards a proper response. But that would miss my point. I think the response we should aim at being entitled to, if someone raises a question like ‚What constitutes the structure of the space of reasons?‘, is something like a shrug of the shoulders.“<sup>245</sup>

Mir scheint MCDOWELLS Entwurf eines „naturalized platonism“<sup>246</sup> aber nicht hinreichend, um nur ein Schulterzucken auf diese Frage zu liefern. Wie MCDOWELL ja selbst ausführt, kommt der Quietismus bei WITTGENSTEIN nicht zur Ruhe und wird immer wieder von Fragen belästigt, die er untersuchen muss. Er wird aber von einem Seienden als Grund des Fragens belästigt, dem man sich nach MCDOWELL entledigen kann, wenn man sich einem „naturalized platonism“ zurechnet, den er auch WITTGENSTEIN unterstellt<sup>247</sup>, und so nimmt er für sich in Anspruch, nicht diese ‚konkrete‘ Frage zu beantworten, sondern ihren Hintergrund zu ‚lösen‘ – ihre Seinsweise<sup>248</sup>:

„It is a thought well expressed by Rorty that questions like that should not be taken to be in order without further ado, just because it is standard for them to be asked in philosophy as we have been educated into it. Their sheer traditional status cannot by itself oblige us to take such questions seriously. Rather, there is an assumed background that is supposed to make them urgent. When I invoke second nature, that is meant to dislodge the background that makes such questions look pressing, the dualism of reason and nature. It is not meant to be a move – which could be at best a first move – in constructing a response to that question.“<sup>249</sup>

<sup>245</sup> McDowell, *Mind and World*, 178.

<sup>246</sup> McDowell, *Mind and World*, 177.

<sup>247</sup> Vgl. McDowell, *Mind and World*, 95.

<sup>248</sup> Vgl. McDowell, *Mind and World*, 177/178.

<sup>249</sup> McDowell, *Mind and World*, 178.



### 3 Die metaethische Debatte über Normativität (*Practical Reason*) – Forschungsstand II

Die ontologisch-metaphysische Debatte über Wahrmacher normativer Urteile ist eine Dimension der Problemstellung über Normativität. Die andere Dimension wird – mehr oder weniger explizit – unter dem Titel „*practical reason*“ diskutiert, wobei die Debatte auch zum größten Teil in der englischsprachigen Literatur stattfindet. „*Practical reason*“ mit „praktischer Vernunft“ zu übersetzen, ist unzureichend, da beide Ausdrücke mit anderen Bedeutungen einhergehen.<sup>1</sup> Im Deutschen klingt die Herkunft aus der Philosophie KANTS an, während im Englischen die Titelwörter „Internalismus“ vs. „Externalismus“ und „Kognitivismus“ vs. „Non-Kognitivismus“ vorherrschen. Ich werde im Folgenden die Debatte innerhalb der Analytischen Philosophie aufgreifen und dann vom „praktischen Verstand“ sprechen, aber auch nur weil der deutsche Ausdruck sich besser im Deutschen verwenden lässt. Wie schon die obige Gegenüberstellung der Titelwörter anzeigt, wird die Debatte über den praktischen Verstand anhand der Bildung von Gegensätzen geformt, die sich, in Bezug auf Normativität, damit befassen, wie ein normativer Status wirksam sein kann, d.h. wie er ein „Grund“ für eine Performanz sein kann, und damit ein Individuum motiviert. In der ontologisch-metaphysischen Debatte ist das Seiende als Wahrmacher der Urteile oder Aussagesätze ein Bedingendes, das in seiner Rolle als unerklärter Erklärer einen vermeintlich unbedingten Status einnimmt. In dieser metaethischen Debatte sind es die „Gründe“, die als ein Bedingendes angenommen werden. Es ist zu beachten, dass eben nur diese Dimension der metaethischen Debatte in diesem Kapitel untersucht wird. Ontologische, epistemologische oder sprachphilosophische Dimensionen werden hier nur indirekt behandelt. Zudem wird hier auch kein Panoptikum der Metaethik aufgebaut.

Der hermeneutische Anspruch, der begrifflich entwickelt wurde, d.h. den Status der Begriffe aufdeckt, wird auch auf die Metaethik angewendet (hier Kapitel 3 und 4), denn in den metaethischen Debatten bleibt man hinter dem hermeneutischen Anspruch zurück: Gründe werden zu extensionalen und vermeintlich wirkenden Fakten, also ihr Status als Begriffe wird missver-

---

<sup>1</sup>Die Übersetzung „praktische Rationalität“ ist deshalb auch eher ungeeignet, da auch der Terminus „Rationalität“ im Deutschen mit einer ausdifferenzierten Forschungsdebatte belegt ist.

standen. Es gibt dann keine Hermeneutik, d.h. keinen Begriffsgebrauch und keine Explikation des Status der Begriffe, sondern nur sich reproduzierendes Verhalten, das nicht begrifflich-reflexiv ist. Die Metaethik selbst ist nicht hermeneutisch-reflexiv, auch wenn das „Meta“ im Namen eine Höherstufigkeit anzudeuten scheint. Sie kann deshalb auch nicht reflexives Verhalten explizieren. Reflexivität wird hier im Ausgang des Selbstbewusstseins entwickelt (s. Kapitel 3.2.2.).

## 3.1 Theoretische Zugänge zum praktischen Verstand

### 3.1.1 Unmittelbarkeit – Seinsstatus und theoretischer Status

Die folgenden Herangehensweisen konfundieren z.T. zwei verschiedene Vorstellungen des Unmittelbaren. Die erste Vorstellung nimmt etwas als unmittelbar *seiend*<sup>2</sup> oder schreibt ihm einen Seinsstatus zu. Diese Vorstellung mag einigermaßen unproblematisch sein, wenn man sich darunter Begierden, Lust (*desire*) oder Gefühle vorstellt, die diesen Status haben und damit unmittelbar *sind*. Die zweite Vorstellung nimmt an, dass eine ‚Entität‘ oder ein ‚Seiendes‘ die Rolle eines unerklärten Erklärers einnehmen soll, der gegeben oder primitiv innerhalb eines theoretischen Rahmens oder Diskurses sein soll, d.h. eigentlich handelt es sich um einen theoretischen Status. Der unmittelbare Seinsstatus der Pro-Einstellungen (*pro-attitudes*) – ihr seiend-Sein – wird innerhalb eines theoretischen Rahmens zu einem theoretischen Status – zu einem Hinzukommenden. Problematisch wird es dann, wenn dieser Übergang nicht erkannt wird. Anders formuliert: Man stellt eine metaethische These auf, die als wahr betrachtet wird, und damit zu einem metaethischen ‚Glaubens-‘ oder Aussagesatz wird, der dann eine metaethische Theorie repräsentiert, und verweigert aber dabei den (moralischen oder normativen) Sätzen innerhalb der Theorie, dass sie wahrheitsfähig seien, wie es der Non-Kognitivismus behauptet. Dieser nimmt an, dass lediglich deskriptive Aussagesätze wahrheitsfähig sind. Und diese können dann innerhalb der metaethischen Debatte gebraucht werden, so dass präskriptivistische oder emotivistische Ausdrucksweisen zu diesen ‚hinzukommen können‘ oder über diesen supervenieren. Ich will dies hier ohne den Vorwurf, dass dabei die Sein-Sollen-Differenz nivelliert wird, durchspielen.<sup>3</sup>

<sup>2</sup>„Seiend“ ist hier attributiv-modifizierend verstanden. Es ist damit als „modifizierendes Wie [...] kein rein Äußerliches, kein rein Hinzukommendes“. (Vgl. König, *Sein und Denken*, 6/7.) KÖNIG bezieht sich in dieser Passage auf Adverbien und nicht auf das Sein selbst.

<sup>3</sup>Ich werde hier keine Abbildung der non-kognitivistischen Ansätze liefern. Für einen Überblick über den Non-Kognitivismus: Vgl. Precht, Peter, „Kognitivismus/Non-Kognitivismus“. In: Precht, Peter/Burkard, Franz-Peter, *Metzler Philosophie Lexikon, Begriffe und Definitionen*, Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>1999 [<sup>1</sup>1996],



Bei der Unterscheidung eines unmittelbaren seiend-Seins und eines theoretischen seiend-Seins, das als unmittelbar Bedingendes gebraucht wird, handelt es sich um eine *zentrale Stelle*. Wie auch schon im zweiten Kapitel dargelegt, wird eine vermeintlich unmittelbare Vorstellungsweise (es gibt Gegenstände und man muss ihnen nur Namen anheften) in eine theoretisch-vermittelte Vorstellungsweise überführt, ohne sich hinreichend über die Folgen dieses Schrittes klar zu sein und ihn zu reflektieren. Metaethische Aussagen sind eben theoretische Aussagen. Übersieht man diesen Übergang in eine Theorie, dann wird diese selbst problematisch und man errichtet ein Gebäude, das auf einem wackligen Fundament steht. Behält man diesen Übergang aber im Auge, kann man die Theorien auf einer fundamentalen Ebene ins Wanken bringen. Dies macht es erforderlich, die „Gründe“ oder motivationalen Ursachen im theoretischen Rahmen der Metaethik in ihrer Rolle als Hinzukommende und als vermeintlich unmittelbar seiend zu *problematisieren*. Dies kann aber nur durch eine *hermeneutische* Herangehensweise erfolgen.

#### 3.1.2 Problemstellungen in der Metaethik

Innerhalb der Debatten der Metaethik gibt es verschiedene Versuche, zu zeigen, wie „Gründe“ Individuen motivieren sollen, d.h. „normativ“<sup>4</sup> sein sollen. Es handelt sich dabei um die Gegensätze „Kognitivismus“ und „Non-Kognitivismus“, sowie „Externalismus“ und „Internalismus“, aber auch unter den Titelwörtern „Intention“, „practical reason“ und „praktischer Syllogismus“ werden „normative“ Aspekte beleuchtet.<sup>5</sup> Ich werde aber diese Oppositionsbil-

---

286/287; vgl. Wimmer, Reiner, „Kognitivismus“. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart/Weimar 2010, 249/250 und vgl. Lumer, Christoph, „Kognitivismus/Nonkognitivismus“. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 2, I - P, Hamburg 2010, 1246-1251. Christoph LUMER führt gerade „Humes Gesetz: Aus Aussagen über das Sein folgen keine über das Sollen.“ als einen Argumentationstyp der Non-Kognitivisten gegen die Wahrheitsfähigkeit moralischer Aussagesätze an, aber wenn sie, ontologisch gesprochen, nur deskriptive Fakten anerkennen, ist dieses Argument ex ante schon auf ontologischer Ebene entschieden und trivial.

<sup>4</sup>Christoph HALBIG unterscheidet zwischen „motivierenden Gründen“ und „normativen Gründen“. (Vgl. Halbig, Christoph, „Motivierende Gründe, Neue Beiträge zur Theorie praktischer Vernunft (I)“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 50,6 (2002), 961-972 und vgl. Halbig, Christoph, „Normative Gründe, Neue Beiträge zur Theorie praktischer Vernunft (II)“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 51,1 (2003), 133-149.) Ich denke, dass meine Differenzierung in hinreichende und notwendige normative Gründe in den Modellen a und b (s.u.) dem Problemkern seiner Unterscheidung entspricht, aber meine Modellierung anhand der Subjunktion erlaubt mir zudem, die Rede von (ontischen) Zuständen zu vermeiden, d.h. ontologischen Implikationen, die in dieser Debatte auch eine wichtige Rolle spielen, aber auch zur Verwirrung beitragen.

<sup>5</sup>Vgl. für einen Überblick über diese Debatte die Artikel aus *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*: Roojen, Mark van, „Moral Cognitivism vs. Non-Cognitivism“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/moral-cognitivism>; abgerufen am 18.04.2013]; Sayre-McCord, Geoff, „Metaethics“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2012 Edition) [<http://plato.stanford>.

dungen unterminieren und eine andere Herangehensweise an die Problemstellungen, die sie behandeln, entwickeln. Ich stelle ihre zugrunde liegende logische Struktur (logische Hypostasierung) – das Konditional – wie auch die ontische Hypostasierung heraus und werde damit Diskussionspunkte dieser Debatten eher nebenbei untersuchen. Diese Strukturanalyse muss sich damit auch nicht der genuinen Problemstellung der metaethischen Debatte in Bezug auf Normativität stellen: „Wie kommt Normativität in die Welt oder wie entsteht Normativität?“<sup>6</sup> Es handelt sich hierbei um eine zentrale These dieser Untersuchung, dass eine solche Problemstellung und ihre Lösungsstrategien die eigentlichen Fragen eher verdeckt als aufdeckt.

In der Diskussion über den praktischen Verstand werden die „Gründe“ des Verhaltens normalerweise als gegeben betrachtet. Von diesem Standpunkt aus müsste man die Problemstellung so formulieren, dass nach dem Seinsstatus der gegebenen „Gründe“ gefragt wird. Welcher „Grund“ kann als ‚real‘ anerkannt werden: metaphysische Entitäten oder nur natürliche Entitäten? Ein solcher „Grund“ dient dann als erste Prämisse (Zweck) in der instrumentellen Rationalität, d.h. als „Weltzustand“<sup>7</sup> (*state of affairs*), der herbeigeführt werden könnte. Die Welt wird sich dann hinsichtlich ihres Zustandes geändert haben. Dies zeigt, dass es sich innerhalb dieses Kontextes immer noch um eine ontologische Debatte handelt: Welche Entitäten können zum ‚realen‘ Bereich gezählt werden? Demzufolge benutzen die Opposita „Internalismus“ vs. „Externalismus“ und „Kognitivismus“ vs. „Non-Kognitivismus“ auch Metaprädikate, um die Entitäten in ‚gute‘ und ‚schlechte‘ zu trennen und zu sortieren.

Man könnte von dieser ontologischen Debatte eine leichte Verschiebung hin zu Fragen der Normanwendung machen und dabei Normen als Regeln verstehen und nicht als Entitäten. Zu unterstellen, dass die erste Prämisse innerhalb des praktischen Verstandes oder auch eines praktischen Syllogismus eine Norm ausdrückt, ob eine moralische oder instrumentelle Norm, ist aber auch kurzsichtig, denn man könnte fragen, wie die Norm bedeutungsvoll sein kann oder Signifikanz hat. Eine platonistische Sichtweise würde unterstellen, dass metaphysische

---

edu/archives/spr2012/entries/metaethics; abgerufen am 18.04.2013]; Setiya, Kieran, „Intention“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2011 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/spr2011/entries/intention>; abgerufen am 18.04.2013]; Wallace, R. Jay, „Practical Reason“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Summer 2009 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/sum2009/entries/practical-reason>; abgerufen am 18.04.2013].

<sup>6</sup>Für das Vorherrschen dieser Problemstellung sei exemplarisch auf den Aufsatzband *Moderne Theorien praktischer Normativität* von Frank BROSWO und Raja T. ROSENHAGEN verwiesen und auf die darin enthaltenen Aufsätze von Ludwig SIEP und Peter STEMMER: Siep, Ludwig, „Normerzeugende Praxis“. In: Brosow, Frank/Rosenhagen, T. Raja (Hg.), *Moderne Theorien praktischer Normativität, Zur Wirklichkeit und Wirkungsweise des praktischen Sollens*, Münster 2013, 329-345; Stemmer, Peter, „Die Konstitution der normativen Wirklichkeit“. In: Brosow, Frank/Rosenhagen, T. Raja (Hg.), *Moderne Theorien praktischer Normativität, Zur Wirklichkeit und Wirkungsweise des praktischen Sollens*, Münster 2013, 25-35.

<sup>7</sup>Vgl. Luckner, Andreas, *Heidegger und das Denken der Technik*, Bielefeld 2008, 56.

Fakten einem normativen Aussagesatz Bedeutung verleihen oder ihn wahrmachen, während eine naturalistische Sichtweise nicht nur die Existenz normativ-metaphysischer Fakten ausschließe, sondern auch, dass überhaupt Wahrmacher in Bezug auf Intentionen involviert sind, wie z.B. non-kognitivistische Positionen behaupten.<sup>8</sup> Ob durch präskriptivistische oder emotivistische Ausdrucksweisen eine quasi-normative Redeweise *eingeführt* werden kann, ist hier irrelevant. Internalisten und Non-Kognitivisten teilen dieselbe strategische Herangehensweise, wenn sie versuchen, den Inhalt der Prämissen – noch nicht realisierte „Gründe“ (deskriptiver Weltzustand) – an den Inhalt der Konklusion, den realisierten „Grund“ als Weltzustand, anzugleichen.<sup>9</sup> *Sinnliche Neigungen* (noch nicht realisierte „Gründe“) gehören dem naturalistischen Seinsbereich an, wie auch das Resultat (der realisierte „Grund“ als Weltzustand), und sind deshalb deskriptive Fakten innerhalb einer naturalistischen Herangehensweise.<sup>10</sup>

Bei diesen Überlegungen handelt es sich aber um einen theoretischen Zugang aus der Beobachterperspektive. Wie soll dabei aber der Vollzug des Subjekts aus der Teilnehmerperspektive begriffen werden wie auch sein begrifflich-reflektierendes Tun? D.h. nicht bloß als ein Verlauf von Zuständen, wobei das Individuum ein Teil des Geschehens wäre. Es muss also ein Perspektivwechsel stattfinden: von Wahrmachern zum Wahrmachen oder wie BRANDOM schreibt, dass „intentions“ „makings true“<sup>11</sup> seien. Laut John BROOME handelt es sich eben eher um einen „truth-making way“.<sup>12</sup> Er erweitert aber das praktische Begründen (*practical reasoning*) nicht zur Performanz oder einem Tun hin.<sup>13</sup> Wie kann es sich dann aber um ein Wahrmachen handeln, wenn nur innerhalb des Begründens verblieben wird und nicht der realisierte Zustand der Performanz miteingeschlossen wird? Es ist Ziel dieses Kapitels, zu zeigen, dass die metaethischen Positionen nicht in der Lage sind, den Vollzug des Subjekts ‚adäquat‘ darzulegen. Ihre Modellierungen zeigen das Subjekt als unselbstständig. Erst als selbstständiges Subjekt ist es in der Lage, sich der hermeneutischen Aufgabe des Reflektierens des Status des Normativen zu stellen.

<sup>8</sup>Vgl. auch Wallace, „Practical Reason“, Kapitel 2.

<sup>9</sup>Vgl. Wallace, „Practical Reason“, Kapitel 3. Er spricht über Intentionen als Prämissen und auch als Konklusionen (im Unterschied zum theoretischen Begründen) und nicht über realisierte „Gründe“ als Weltzustände, aber dies sollte der zentrale Punkt sein, um die ‚Lücke‘ zwischen Intention und dann ausgeführtem Handeln kategorial anzugleichen.

<sup>10</sup>Vgl. McDowell, John, „Non-Cognitivism and Rule-Following“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 198f.

<sup>11</sup>Vgl. Brandom, *Articulating Reasons*, 83.

<sup>12</sup>Vgl. Broome, John, „Normative Requirements“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 89.

<sup>13</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 87.

### 3.1.3 Problemstellungen zur Normativität des praktischen Verstandes

Die Normativität des praktischen Verstandes kann auf zwei Weisen durch logisches Vokabular expliziert werden. Die bisher dargelegten Überlegungen, die z.T. noch ontische Zustände zugrunde legen, ‚orientieren‘ sich am *Modus ponens*. Die zweite Weise kann anhand der *Subjunktion* dargelegt werden. In beiden Fällen handelt es sich um eine logische Hypostasierung, die die theoretische Modellierung strukturiert und die bisher in der Debatte nicht aufgedeckt worden ist, auch wenn es Ansätze gibt, wie BROOMES oder Simon BLACKBURNS, die diesen Punkt am Rande problematisieren.

#### 3.1.3.1 Ontisch-deduktives Paradigma

BROOME weist in seinem Aufsatz „Normative Requirements“ darauf hin – auch wenn er von einem realistischen Standpunkt ausgeht<sup>14</sup> –, dass die *Quelle* der Normativität in der „Relation“ liege<sup>15</sup> und nicht in den „Gründen“. Die Relation drücke hierbei eine „notwendige“ Beziehung aus. BROOME sagt nichts über den Status dieser Notwendigkeit aus, die nicht in gleicher Weise notwendig ist, wie die intensionale und wechselseitige Beziehung zwischen der „Mittelhaftigkeit“ und der „Zweckhaftigkeit“<sup>16</sup>, aber sie drückt einen Glauben über eine schon etablierte und funktionierende Mittel-Zweck-Beziehung aus oder einen prima facie Glauben über ein erwartbares und dann auch erfolgreiches Resultat. Dieser Glauben basiert auf Erfahrung und Überlegung<sup>17</sup>.<sup>18</sup> Ich glaube, dass BROOMES „normative *Bedingung*“ („normative requirement“), die er als die richtige „normative Relation“ betrachtet<sup>19</sup>, dies auch ausdrückt, wenn er die „normative Bedingung“ als einen Glaubenssatz zwischen zwei Intentionen (erste Prämisse und Konklusion eines Syllogismus) innerhalb des „practical reasoning“ schiebt.<sup>20</sup> Aber dieser Syllogismus solle nicht als eine „Ableitung“ („derivation“) verstanden werden,

<sup>14</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 80.

<sup>15</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 78-83.

<sup>16</sup>Vgl. Hubig, Christoph, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, *Grundlinien einer dialektischen Philosophie der Technik, Technikphilosophie als Reflexion der Medialität*, Bielefeld 2006, 113-115 und s.u.

<sup>17</sup>Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, nach der Übersetzung von Eugen Rolfes, bearbeitet von Günther Bien, Philosophische Schriften Bd. 3, Hamburg 1995, VI 4, 1140a: Laut ARISTOTELES entstehen die Zwecke der τέχνη nicht notwendigerweise und er hat recht, denn dies wäre eine merkwürdige ontologische Behauptung über instrumentelles Begründen und Handeln, aber zu glauben, dass die Mittel-Zweck-Beziehung notwendig ist, ist nicht dasselbe. (Vgl. auch Aristoteles, *Met.*, 981a.)

<sup>18</sup>Dies mag in Übereinstimmung mit BROOMES Beispielen sein.

<sup>19</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 79-83 (Hervorhebungen vom Autor, F.R.): Er unterscheidet zwischen „reasons“- „oughts“- „requirement“- und „recommending“-Beziehungen.

<sup>20</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 86. Er „verbleibt nur beim instrumentellen Begründen“ („sticks to instrumental reasoning only“).

weder im „theoretical reasoning“ noch im „practical reasoning“, wie BROOME ausführt.<sup>21</sup> Und auch BLACKBURN lehnt das Modell praktischen Begründens mittels eines „modus ponens“ ab.<sup>22</sup> Beide stimmen überein, dass die Konklusion im praktischen Begründen „non-detachable“ sei<sup>23</sup>, auch wenn BROOME ein Externalist sein mag<sup>24</sup>, und BLACKBURN mit David HUME übereinstimmt<sup>25</sup> (internalistische Sichtweise). McDOWELLS Kritik des „deductive paradigm“ mag ähnlich sein<sup>26</sup>, aber er lehnt auch noch den Gegensatz von Internalismus und Externalismus ab, d.h. Standpunkte die entweder auf „passions“ beruhen oder auf einem „dispassionate Reason“.<sup>27</sup>

Ich denke, dass der Externalismus einen praktischen Syllogismus konstruiert, wobei die erste Prämisse eine generelle „Norm“ kodifiziert<sup>28</sup>, die über Konsistenz und Universalisierung abgesichert werden kann (eine kantianische oder auch kantische Sichtweise) oder über metaphysische Fakten. Im Internalismus hingegen wird der Inhalt der ersten Prämisse durch eine „subjektiv motivationale Menge“ („subjective motivational set“)<sup>29</sup> ausgedrückt, die z.B. sinnliche Neigungen, Präferenzen oder (moralische) Gefühle beinhalten kann, um die Form des Inhalts der ersten Prämisse der Form des Inhalts der Konklusion anzugleichen<sup>30</sup>, die eine Performanz oder die Intention zu einer Performanz oder einem Tun ausdrückt. Es handelt sich um eine Angleichung an die Ereignisebene und sollte eher in einem theoretischen Syllogismus dargestellt werden, der die natürlichen Bedingungen des Verhaltens ‚beschreibt‘.

BROOMES Fokus auf das, was er „normative requirement“ nennt, und auch, dass er sich verschiedener Ebenen des praktischen Begründens bewusst ist<sup>31</sup>, verhindert nicht, dass er BLACKBURNS zentralen Punkt verfehlt, der die Unzulänglichkeit des praktischen Verstandes

<sup>21</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 87/88.

<sup>22</sup>Vgl. Blackburn, Simon, „Practical Tortoise Raising“. In: *Mind* 104 (1995), 708/709.

<sup>23</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 81-82 und vgl. Blackburn, „Practical Tortoise Raising“, 708/709.

<sup>24</sup>Vgl. Broome, „Normative Requirements“, 80.

<sup>25</sup>Vgl. Blackburn, „Practical Tortoise Raising“, 695.

<sup>26</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 62, 63, 64, 69, 70.

<sup>27</sup>Vgl. McDowell, „Might There Be External Reasons?“, 111.

<sup>28</sup>Für eine Kritik der Kodifizierung vgl. McDowell, „Virtue and Reason“.

<sup>29</sup>Vgl. Wallace, „Practical Reason“, Kapitel 3 und vgl. Bernard WILLIAMS Aufsatz „Internal and external reasons“ auf den sich Jay WALLACE bezieht: Williams, Bernard, „Internal and external reasons“. In: Williams, Bernard, *Moral Luck, Philosophical Papers 1973-1980*, Cambridge 1981, 101-113.

<sup>30</sup>Vgl. Wallace, „Practical Reason“, Kapitel 3: „Underlying this dispute are diverging approaches to the explanation of intentional action. Internalists are impressed by the differences between intentions and the cognitive states that figure in paradigmatic examples of theoretical reasoning. Pointing to these differences, they ask how practical reason can succeed in producing new intentions if it is not based in something of the same basic psychological type: a motivation or desire that is already part of the agent's subjective motivational equipment. Many externalists find this contrast between intentions and cognitive states overdrawn.“

<sup>31</sup>„Making a decision is as close to acting as reasoning can possibly get you. Reasoning could not actually get you to act, because acting requires more than reasoning ability. So this example of reasoning is as practical as reasoning can be.“ (Broome, „Normative Requirement“, 87.) Aber was bringt einen zum Handeln?

in Bezug auf die Ereignisebene anprangert:

„I shall try to show that there is always something else, something that is not under the control of fact and reason, which has to be given as a brute extra [als ein *Hinzukommendes*!], if deliberation is ever to end by determining the will.“<sup>32</sup>

Ich denke, dass die Bestimmung hier als eine Ursache (interne oder natürliche Bedingung) – nicht als Grund – verstanden werden muss, die durch abduktiv-theoretisches Begründen aufgedeckt werden kann.<sup>33</sup>

**Zusammenfassend** kann man sagen, dass BROOME, BLACKBURN und auch MCDOWELL Zweifel daran haben, die „Normativität“ anhand eines Modus ponens zu modellieren, d.h. dass das ‚Vorhandensein‘ eines „Grundes“ (als ontischem Zustand) notwendigerweise ein Tun hervorbringt. (Eine kritische Auseinandersetzung erfolgt in 3.2.1.1.) Die Frage ist aber, wie die „Normativität“ dann logisch dargestellt werden sollte? Ich werde im Folgenden „hypothetische Imperative“ beleuchten, um dann anhand des Konditionals die Debatte ‚logisch‘ zu strukturieren.

### 3.1.3.2 Hypothetische Imperative

Die „Analytische Philosophie“ greift unter dem Titel „practical reason“ einen weiteren Gegensatz als Problemstellung auf, der auf KANT zurückgeht: die Gegenüberstellung von hypothetischen und kategorischen Imperativen.<sup>34</sup> Diese Diskussion ist ebenso in die Debatte über den Status von Gründen im ethischen Sprachspiel eingebettet – auch wenn diese sich im Bereich der ‚instrumentellen‘ Vernunft bewegt. Der Status von Gründen wird aber zumeist dahingehend untersucht, welche normative Kraft sie auf Individuen ausüben, dabei wird aber gerade die Validierung der Gründe vernachlässigt.

Philippa FOOT führt aus, dass es sich bei Normen der sozialen Etikette auch um kategorische und nicht um hypothetische Imperative handeln könnte<sup>35</sup>, um dann zu behaupten, dass

<sup>32</sup>Blackburn, „Practical Tortoise Raising“, 695.

<sup>33</sup>Nicht bloß „from wanting an end to intending the end“ wie BROOME die Bestimmung versteht. (Vgl. Broome, „Normative Requirement“, 96/97.)

<sup>34</sup>Vgl. Foot, Philippa, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“. In: Foot, Philippa, *Virtues and Vices and Other Essays in Moral Philosophy*, Oxford 2002 [<sup>1</sup>1978], 157-173. Als Antwort auf und Kritik an Philippa FOOT vgl. McDowell, John, „Are Moral Requirements Hypothetical Imperatives?“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 77-94. Als allgemeinen Überblick vgl. Cullity, Garrett/Gaut, Berys, „Introduction“. In: Cullity, Garrett/Gaut, Berys (Hg.), *Ethics and Practical Reason*, Oxford 1997, 3-6.

<sup>35</sup>Vgl. Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 160/161 und Foot, Philippa, „Die Moral als

diese kategorischen Imperative nicht grundlos sind, da explizite „Regeln“ („rules“) die Normen der Etikette ausdrücken, und allein diese Regeln würden ausreichen, um die Imperative zu begründen.<sup>36</sup> Dies wäre aber nur ein objektstufiger Grund, denn dass festgesetzte Regeln „Handlungsgründe“ vorgeben, ist ziemlich einsichtig, auch wenn es sich dabei eher um Handlungsschemata handelt, auf die wir uns festlegen, um an einer Praxis teilzunehmen, also sind diese expliziten Regeln Konventionen. Kategorisch sind diese Regeln qua Akt der Festsetzung, d.h. sie sind notwendige (Fest-)Setzungen, die *innerhalb* einer Praxis ihre Notwendigkeit entfalten<sup>37</sup> – bis sie auf eine bestimmte Weise hinterfragt werden. Wenn man eben nach dem Warum der Handlung fragt, dann zielt man eher auf einen höherstufigen Grund: Woher kommen diese Normen (die in expliziten Regeln festgesetzt wurden)? Es ist dabei egal, ob sie durch eine mehr oder weniger bewusste Konvention entstanden sind, d.h. ‚aufgrund‘ einer *conventio*, also Übereinstimmung, oder schlicht darauf hingewiesen wird, dass sie überliefert wurden, d.h. ‚aufgrund‘ einer *traditio*. Damit sind diese Normen – im Kontext der Validierung – auch bedingt und somit hypothetisch (höherstufig), aber durch unsere Anerkennung kategorisch – im Kontext der spezifischen Praxis (objektstufig).

FOOT schreibt:

„Considerations of etiquette do not have any automatic reason-giving force, and a man might be right if he denied that he had reason to do ‚what’s done‘.“<sup>38</sup>

Sie scheint hier, darauf aus zu sein, dass Normen der Etikette zumindest nicht immer Gründe liefern müssen – auch wenn Gründe hier wohl nur für moralische Normen reserviert sind – und spielt dabei auf einen Reflex an, dass wir eben manchmal antworten, dass man etwas eben einfach tut. Wobei man damit mehr auf ein Müssen anspielt, dass etwas getan werden *muss*, um an dieser oder jener Praxis teilzunehmen. Auch hier zeigt sich, dass ein Bedingungssatz formuliert wird, und nur weil jemand, auf die Gültigkeit dieser Normen angesprochen, antworten würde, dass man dies oder jenes eben tut oder tun muss, heißt dies nicht, dass sie unbedingt sind. Der Verweis auf das „Man“ (HEIDEGGER) als Begründungsinstanz ist vielmehr ein Herausfallen aus dem Sprachspiel der Gründe. (Es handelt sich dann um ein Dogma und keine berechtigte Festlegung.) Es können, wie oben beschrieben, sehr wohl Gründe angeführt werden, die eben höherstufiger Natur sind. D.h. es können Aussagen angeführt werden, bei

---

ein System hypothetischer Imperative“. In: Foot, Philippa, *Die Wirklichkeit des Guten, Moralphilosophische Aufsätze*, hrsg. von Ursula Wolf und Anton Leist, Frankfurt am Main 1997, 93/94.

<sup>36</sup>Vgl. Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 160/161 (dt. 93).

<sup>37</sup>Deshalb sind Regeln der sozialen Etikette für Außenstehende auch meist sehr merkwürdig.

<sup>38</sup>Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 161 (dt. 94).

denen es sich entweder um Prinzipien oder eine faktische Übereinstimmung als Gründungsakt handelt, und damit als *Einführung* einer Norm gelten können. (Hier zeigt sich aber, dass die Genese von Normativität als Grund für ihre Geltung angeführt wird.)

Aber nicht nur traditionelle und konventionelle Normen haben Gründe, sondern auch Normen, die ‚aufgrund‘ hedonistischer oder auch individualistischer Prinzipien „begründet“ werden. Hedonistische oder individualistische Prinzipien können auch zu Konventionen führen, wenn man nicht nur parasitär an einer Praxis „teilnimmt“, sondern damit eine eigene „Praxis“ gründet, der man weitere explizite Regeln oder implizite Normen hinzufügt, die diesem Prinzip dienen, und man damit sozusagen unter sich bleibt. – Zwei Punkte scheinen mir hier noch wichtig: 1. Hedonistisch-konventionelle Praxen sind mehr oder weniger akzeptierte Spielformen und eben nicht generell zu verwerfen.<sup>39</sup> 2. Individualistisch-konventionelle Praxen sind eher Konstrukte innerhalb spieltheoretischer Ansätze und hier zu vernachlässigen.

Ich lese FOOTs Überlegungen aber auch dahingehend, dass sie ‚gute‘ objektstufige Gründe einführen will. KANTS „materiale Bestimmungsgründe“, die durch hypothetische Imperative ausgedrückt werden, sind laut KANT keine ‚guten‘ Gründe. Wenn man KANTS Einführung der Universalisierbarkeit von moralischen Normen und der Widerspruchsfreiheit der Maximen lediglich als Abgrenzungskriterien ethischer Sätze liest – im Sinne einer „gesetzprüfenden Vernunft“, wie HEGEL diese Herangehensweise auch zu Recht tituliert<sup>40</sup> –, dann steht einer Besprechung ‚guter‘ Gründe nichts im Wege, denn sind die ethischen Sätze zuallererst geprüft, dann können sie durchaus „Ziele“ („ends“) des Handelns sein<sup>41</sup>, wenn man nicht unterstellen will, dass wir, wenn wir moralisch handeln, *grund*-los handeln. FOOT schlägt als Ziele ‚guten‘ Handelns das „Wohl der anderen“ („good of others“), also „Wohltätigkeit“ („charity“), vor, aber auch die „Freiheit“ („liberty“) und die „Gerechtigkeit“ („justice“).<sup>42</sup>

Können diese aber Thema von objektstufigen Sätzen sein? Übersteigen diese nicht gerade ontische Hypostasierungen von Gründen? – Denn es handelt sich ja um Begriffe, die entwickelt werden müssen. Eine große Problematik entsteht, wenn nicht klar wird, dass Freiheit als Thema nicht durch ein hypostasiertes Satzsubjekt repräsentiert werden kann, denn dabei handelt es sich nicht um eine Entität oder einen Zustand im handelnden Subjekt. Freiheit müsste hier gerade ‚Voraussetzung‘ dafür sein, um zu begreifen, dass ein Vollzug als frei anerkannt werden kann. Ansonsten wäre auch ein moralisches Ziel, im Sinne FOOTs, kein moralisches

<sup>39</sup>Sport zu treiben oder auch zu musizieren, sind z.B. solche allgemein anerkannten Spielformen.

<sup>40</sup>Auch wenn man dabei KANT wahrscheinlich etwas gegen den Strich liest, wie auch FOOT zugeben muss, wenn sie darauf verweist, dass auch KANT ‚gute‘ Ziele kenne. Vgl. Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 166 (dt. 100) und vgl. Kant, Immanuel, *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*, *Metaphysik der Sitten*, Zweiter Teil, Hamburg 2008, § 30 (AA 453).

<sup>41</sup>Vgl. Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 165 (dt. 99).

<sup>42</sup>Vgl. Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 165-167 (dt. 99-101).



Ziel, denn es stünde unter einer Bedingung, welche somit die ‚Bedingung‘ moralisches Ziel bedingen, und nicht ‚unter‘ der Unbedingtheit der Freiheit – auch wenn es mir so scheint, dass FOOT Ähnliches ausdrücken möchte („Menschen als Freiwillige“ ‚verstehen‘ und „zum Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit“ ‚zusammenschließen‘):

„Perhaps we should be less troubled than we are by fear of defection from the moral cause; perhaps we should even have less reason to fear it if people thought of themselves as volunteers banded together to fight for liberty and justice and against inhumanity and oppression.“<sup>43</sup>

Nimmt man also an, dass die „Moral [...] ein System hypothetischer Imperative“ wäre, wie FOOT, so *kann* man – auf einer ersten Stufe – objektstufige Bedingungen oder „Gründe“ betrachten (s. dazu unten auch den Abschnitt „Die Grammatik der ‚Gründe‘“), die allererst systematisiert werden *müssen*. Dies wird im Folgenden anhand der Subjunktion geleistet.

#### 3.1.4 Theoretische Modelle des praktischen Verstandes

Theoretische Herangehensweisen modellieren den praktischen Verstand als eine Anwendung von Normen innerhalb des Paradigmas instrumentellen Begründens. Dabei soll ein „Grund“ zu einem bestimmten Verhalten motivieren. Zwei Formen können dabei unterschieden werden: Handlungserklärungen und Handlungssteuerungen. Die folgenden Schemata ergeben eine *vollständige* Liste der Möglichkeiten dieser Modellierungen anhand der logischen Ausdruckskraft des Konditionals (s. Modelle a, b, c, und d). Das logische Vokabular wird als Festlegung im Rahmen einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ explizit gemacht.<sup>44</sup> Der Vorteil dieser Herangehensweise ist, dass man nicht das ontische ‚Vorhandensein‘ des „Grundes“ hypostasieren muss, wie in einem Modus ponens. Dennoch handelt es sich um ein extensionales Modell, dem aber eine „Intension“ als Bestimmungsregel, als Angabe des Grundes der Bestimmung<sup>45</sup>, vorausgeht.<sup>46</sup> Die „Gründe“ werden über die Intension der ‚Wirksamkeit‘ bestimmt. Wobei das Wort ‚Effektivität‘ (oder das englische ‚*effectiveness*‘) passender ist, da es auch die Effizienz eingesetzter Mittel anklingen lässt, die hier wichtig sein

<sup>43</sup>Foot, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“, 167 (dt. 101).

<sup>44</sup>Dabei wird BRANDOMS Ansatz dahingehend erweitert, dass zwischen hinreichenden und notwendigen Bedingungen wie auch zwischen Mittel und Zweck unterschieden wird.

<sup>45</sup>Hubig, Christoph, „Identität und Nichtidentität, Kleiner Kommentar zu Hans Heinz Holz‘ ‚Koordinaten dialektischer Konstruktion““. In: Hubig, Christoph/Zimmer, Jörg (Hg.), *Unterschied und Widerspruch, Perspektiven auf das Werk von Hans Heinz Holz*, Köln 2007, 12.

<sup>46</sup>Vgl. auch die intensionale ‚Kritik‘ an extensionalen Modellierungen der Semantik im zweiten Kapitel.

wird. Die Bestimmungsregel der Normativität, um die „Gründe“ als normativ auszulegen, ist die ‚Effektivität‘ der „Gründe“. Der intensionale Kontext wird in dieser Debatte als eigentlich validierender Grund nicht eigens thematisiert.

#### 3.1.4.1 Handlungserklärungen – Das Spiel mit „Gründen“

In Handlungserklärungen sind die „Gründe“ entweder intern oder extern. Dieser Gegensatz teilt den gemeinsamen Grund ‚Effektivität‘ oder ‚Wirksamkeit‘, wie auch die Gegenüberstellung von Kognitivismus und Non-Kognitivismus. Man mag mir eine Verwischung von Non-Kognitivismus und Internalismus vorwerfen, da die erstgenannte Position ja vor allem gegen die Wahrheitsfähigkeit moralischer Urteile argumentiert und der Internalismus eher den Aspekt der Motivation beleuchtet. Meine Modellierung hat aber in dieser Hinsicht auch einen Vorteil: Antecedens und Consequens sind natürlich Aussagesätze, aber es ist egal ob ihnen deskriptive oder normative/moralische Fakten entsprechen. Es wird allein betrachtet, welche Rolle sie *überhaupt* in diesem metaethischen Sprachspiel spielen können. So soll, laut WEDGWOOD, „normativity“ „causally efficacious“ sein.<sup>47</sup> Er unterstellt zudem aber „normative facts“ und diese müssten dann auch „causally efficacious“ sein, aber in Modell b ist es egal, ob dem Aussagesatz des Consequens ein irgendwie wirkender metaphysischer Fakt entspricht oder ob er einen ‚objektiven praktischen Grundsatz‘ oder ein „praktische[s] Gesetz[]“<sup>48</sup> ausdrückt.<sup>49</sup> Innerhalb dieses Modells handelt es sich nicht um hinreichende Bedingungen, sondern um notwendige Bedingungen. Die Modellierung soll nur ermöglichen, zu zeigen, wie begrenzt die Herangehensweisen durch ihr zugrunde liegendes Konzept (‚Effektivität‘) sind und wie sie innerhalb einer logischen Objektsprache ausgedrückt werden können sowie welche Rolle Mittel und Zweck spielen.

#### Modell a: „Gründe“ als hinreichende Bedingungen

Sinnliche Neigungen, Begierden, Gefühle, Interessen oder (Ordnungen von) Präferenzen werden dahingehend betrachtet, dass sie zu einer „motivationalen Menge“ („motivational set“)<sup>50</sup>

<sup>47</sup>Wedgwood, *The Nature of Normativity*, 1/2.

<sup>48</sup>Vgl. Kant, Immanuel, *Kritik der praktischen Vernunft*, Hamburg 2003, 23.

<sup>49</sup>Garrett CULLITY und Berys GAUT verlagern den Schwerpunkt dieser metaethischen Debatte und unterscheiden dann zwischen „hypothetical“ und „categorical“ „normative reasons“ (Vgl. Cullity/Gaut, „Introduction“, 3-6.), aber dies ist auch eine Verlagerung zu Überlegungen wie Normen gerechtfertigt werden können, und übersteigt damit den Bereich des instrumentellen Verstandes und die Anwendung von Normen.

<sup>50</sup>Jay WALLACE (Wallace, „Practical Reason“, Kapitel 3) mit Bezug auf Bernard WILLIAMS (vgl. Williams, „Internal and external reasons“).

formiert werden, die als *hinreichende* Bedingung einen Grund darstellt, ein Verhalten zu veranlassen. (Dieser Grund führt auch in einem praktischen Syllogismus zu einem intendierten Zweck, der hier auch noch auf der Seite des Antecedens verbleibt, da es sich nicht um das realisierte Verhalten und den realisierten Zweck handelt.) Hier ausgedrückt als eine extensionale Funktion:

$$(9) \quad \text{Grund}_{\text{hinreichender Zweck}}(x) \rightarrow^{51} \text{Verhalten des Individuums } x$$

Was hier als „Grund“ ausgedrückt wird, ist ein Bestand oder eine Menge an Motivationen, die aus einer oder auch (Ordnungen von) mehreren motivationalen Ursachen bestehen kann. Die „normative“ Kraft des „Grundes“ determiniert das Verhalten des Individuums und dabei macht es keinen Unterschied, welches Individuum hier eingesetzt wird, deshalb auch die Variable  ${}^m x^m$ . Es wird unterstellt, dass die „Norm“ eine natürliche Kraft ist oder ähnlich zu ihr modelliert wird, wie z.B. eine soziale Norm, die das Verhalten determinieren *kann*. Man soll so aufgrund dieser Norm in der Lage sein, Vorhersagen über das Verhalten der Individuen treffen zu können. Die „normative“ Kraft der motivationalen Ursache ist eine hinreichende Bedingung, um das Verhalten eines Individuums zu ‚verursachen‘, auch wenn diese Ursache häufig als „Grund“ oder *reason* angesprochen wird.

Von einem gegebenen Verhalten (Wirkung) wird auf eine („normative“) Kraft als Ursache des Verhaltens geschlossen, die damit einen theoretischen Status hat, denn sie wurde über abduktiv-induktives Schließen offengelegt („Begründung“ der „Norm“). Es handelt sich hierbei, laut Christoph HUBIGS Schema der Abduktionen, um eine ‚hypostatistische Kausalabduktion‘<sup>52</sup>, und ist damit vermittelt über den theoretischen Apparat der (Sozial- und) Naturwissen-

<sup>51</sup>Dieser Pfeil ist eine Subjunktion oder ein Konditional und damit ein Aussagesatz in einer extensionalen Objektsprache. Auch wenn er eine „normative“ Kraft darstellen soll, die ähnlich zu einer Art ‚notwendigen und kausalen Kraft‘ modelliert ist, so handelt es sich nur um einen gebrauchten und zusammengesetzten Aussagesatz. Der Versuch, eine solche (natur-)notwendig-kausale Relation in einer extensionalen Metasprache anhand eines Modus ponens abzusichern, scheitert ebenso (s.u.) und verschleiert die wichtige Differenzierung zwischen notwendigen und hinreichenden Bedingungen, die vom subjunktiven Operator erbracht wird. (Für die Wechselseitigkeit der hinreichenden und notwendigen Bedingungen, die durch die Subjunktion dargestellt werden: Vgl. Brennan, Andrew, „Necessary and Sufficient Conditions“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/necessary-sufficient>; abgerufen am 18.03.2014], Kapitel 2.) Im nächsten Schema ist der Antecedens das Verhalten des Individuums, aber dies ist keine Aussage *über* die kausale oder temporale Kette der Zustände (*states of affairs*) oder Ereignisse, sondern nur ein (neuer) Aussagesatz der Objektsprache, spezifiziert anhand des logischen Operators, und eben auch keine Aussage *über* die „logische Relation“ (Implikation). Vgl. zu diesem problematischen Punkt QUINES Unterscheidung von „use“ und „mention“: Quine, Willard Van Orman, *Grundzüge der Logik*, übers. von Dirk Siefkes, Frankfurt am Main 1974, 38-44 und 62-69.

<sup>52</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

schaften. Innerhalb dieses mechanistischen Paradigmas ist das Individuum nur eine „Variable“<sup>53</sup> und sein Verhalten nur ein „Produkt“<sup>54</sup>. Um noch einen anderen Einwand anzuführen: Wenn diese Bedingungen hinreichend wären, dann wäre es uns nicht möglich, dass wir uns von dieser „normativen“ Kraft distanzieren, aber in ‚Wirklichkeit‘ können wir dies.

Wenn man, wie hier, „Gründe“ als motivationale Ursachen betrachtet, dann wird die Besprechung externer „Gründe“ problematisch, da sie selbst nur als notwendige Bedingungen betrachtet werden können und nicht als hinreichende, um ein Verhalten zu veranlassen, d.h. ein interner „Grund“ muss als motivationale Ursache hinzukommen (zumindest aus der Sicht des Internalismus). Hier wird aber die Rolle der internen und externen „Gründe“ anhand der Subjunktion modelliert und dies erlaubt, logisch darzulegen, wie sich externe und interne „Gründe“ ergänzen und welche Rolle sie spielen.

#### Modell b: „Gründe“ als notwendige Bedingungen

Im Externalismus werden Normen als externe „Gründe“ betrachtet. Diese sind notwendige *Bedingungen*, d.h. notwendig, um einen „Grund“ als „Grund“ allererst zu validieren, d.h. z.B. aufgrund der Korrespondenz mit einem metaphysischen Fakt oder auch, weil die notwendigen Bedingungen erfüllt sind, dass es sich um ein „praktisches Gesetz“ handelt (KANT) oder es handelt sich um notwendige Verfahren der Auffindung von Prinzipien, wie in Verfahrensethiken<sup>55</sup>. Es ist hier nicht relevant, wie diese „Gründe“ validiert werden oder wie sie „begründet“ werden, sondern es soll nur festgehalten werden, dass interne Motivationen den Raum der „Gründe“ nicht ‚vollständig‘ abdecken. Die notwendigen „Gründe“ sind nicht hinreichend, um ein Individuum zu einem bestimmten Verhalten zu motivieren oder, wie HUBIG schreibt: „notwendige Bedingungen“ sind „zu schwach, weil notwendige Bedingungen nichts realisieren können.“<sup>56</sup> Dies wäre zumindest ein Vorwurf aus der Perspektive der Internalisten, die besonders die Problematik der ‚Wirksamkeit‘ der „Gründe“ betrachten.<sup>57</sup> Ich glaube, dass dies der Hauptpunkt der Debatte über den praktischen Verstand ist, wenn man ontologische Überlegungen beiseitelegt, denn es wird auch auf Seiten der Externalisten davon ausgegangen, dass externe Gründe hinreichend seien, um ein Verhalten zu veranlassen. Ich lege mich auf diese Behauptung fest, werde aber nicht eigens dafür argumentieren, auch wenn ich denke, dass die

<sup>53</sup>Vgl. Hubig, Christoph, *Handlung – Identität – Verstehen, Von der Handlungstheorie zur Geisteswissenschaft*, Weinheim/Basel 1985, 147.

<sup>54</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 168.

<sup>55</sup>Vgl. Birnbacher, Dieter, *Analytische Einführung in die Ethik*, Berlin <sup>2</sup>2007 [<sup>1</sup>2003], 84ff.

<sup>56</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 120.

<sup>57</sup>Ich bin Bob BRANDOM dankbar, dass er auf diesen Punkt hingewiesen hat.

Formierung von Gegensätzen in einer vollständigen Liste, wie ich sie hier präsentiere, mich dazu berechtigt. – Der externalistische Aussagesatz sollte deshalb sein und ist:

(10) Verhalten des Individuums  $x \rightarrow \text{Grund}_{\text{notwendiger Zweck}}(x)$

Innerhalb der externalistischen Herangehensweise kann die „Norm“ oder der „Grund“ auch nur abduktiv erschlossen werden („hypostatische Kausalabduktion“<sup>58</sup>), wie in Modell a, denn nur das Verhalten der Individuen kann ‚beobachtet‘ werden. Man muss darauf schließen, ob ein interner oder externer „Grund“ das Verhalten hervorruft oder erwirkt. Auf diesem Wege kann man sich nicht sicher sein, welcher der ‚wirkliche‘ „Grund“ ist. Beide Modelle sind gleichwertig *hinsichtlich* ihrer Erklärungsleistung und des theoretischen Status, den sie unbewusst zuweisen, wenn man von der Differenzierung in notwendige und hinreichende Bedingungen *abstrahiert*.

#### 3.1.4.1.1 Kritik – Die vermittelnde Dimension

Die vermeintliche Unmittelbarkeit der Subjunktion – logische Hypostasierung – beruht schon auf einer (abduktiven) „Vermittlung“. (Am Ende des Kapitels werde ich die ‚Erfahrung‘ des Selbstbewusstseins im Ausgang von HEGELS *PhG* darlegen, dabei wird ein erster flüchtiger Blick ‚auf‘ die Vermittlung geworfen.) Die Individuen sind in den obigen Modellen nur Variablen und der vermittelnde Begriff ist die ‚Effektivität‘ der einwirkenden „Gründe“, der damit *hier* den Status des Normativen validiert. HUBIG schreibt, dass „Intensionen“ „Identifizierungsregeln“ seien<sup>59</sup> oder „Bestimmungsregel[n]“, als Angabe des Grundes der Bestimmung<sup>60</sup>, um „wirkliche Dinge als Mittelkandidaten“ zu identifizieren.<sup>61</sup> Die ‚Effektivität‘ validiert hier die Kräfte oder „Gründe“ als *mögliche* Kandidaten im Sprachspiel des Rechtfertigens und ist damit aber ein Grund im Modus der „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“.

Im naturwissenschaftlichen Forschen werden wirksame Kräfte anhand von abduktiv-induktivem Schließen aufgedeckt und innerhalb ihres Forschungsbereiches ist es adäquat, von (natürlichen) Kräften zu sprechen, wie z.B. der Gravitationskraft. Es handelt sich dabei nicht schon um eine ontische Hypostasierung, zumindest *wenn* ihr Status nicht als unmittelbar genommen wird, sondern als ein theoretischer Status, d.h. vermittelt durch abduktiv-induktive

<sup>58</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

<sup>59</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 120.

<sup>60</sup>Hubig, „Identität und Nichtidentität“, 12.

<sup>61</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 120.

‚Rationalität‘. Überträgt man aber die Rede von Kräften in ein Sprachspiel der „Gründe“ durch einen „Schluß der Analogie“<sup>62</sup>, dann wird eine weitere „unmittelbare Voraussetzung“<sup>63</sup> gemacht. Menschen werden dahingehend betrachtet, dass sie unter die Gattung der natürlichen Objekte fallen, und damit auch Eigenschaften mit anderen natürlichen Objekten teilen. Der normative Status der „Gründe“ soll damit analog zum theoretischen Status der Kräfte sein. Die Kraft wird als die „Besonderheit“ natürlicher Objekte „überhaupt“ genommen und nicht nur von „besondere[n]“ natürlichen Objekten.<sup>64</sup> Dies zeigt, wie die hier vorgestellten Handlungserklärungen schon anhand eines Analogieschlusses modelliert worden sind, der zweifelhaft, unsicher und unbeständig ist.<sup>65</sup> (Es zeigt sich auch, dass die logische Hypostasierung der Subjunktion nur vordergründig ohne eine ontische Hypostasierung auskommt und diese schon implizit über einen Analogieschluss vorhanden ist, also *wenn* die Kräfte ontisch hypostasiert werden. Zumindest wenn man der logischen Auslegung des Seins noch eine ontische hinzufügen will, um eine Ontologie zu entwerfen.) – Die hier vorgelegten Überlegungen unterstützen aber auch eine Sichtweise, die wohl in Einklang mit MCDOWELLS Zugang sein mag, dass der ‚Begriff‘ der Natur und die Natur des Menschen ‚weiter‘ sein mag als dieser Analogieschluss unterstellt.

#### 3.1.4.1.2 Das Sprachspiel des ‚Rechtfertigens‘

Die formale Wechselseitigkeit der notwendigen und hinreichenden Bedingungen<sup>66</sup> erlaubt aber nicht, ein Kriterium zu etablieren, ob nun der interne oder der externe „Grund“ Priorität bei der Handlungserklärung haben könnte. Obwohl Zwecke als notwendige Bedingungen helfen würden, um fehlschlagende Handlungen zu verstehen, die dennoch gemäß einer Norm sind, aber von anderen Bedingungen oder Umständen verhindert wurden. Und Zwecke als hinreichende Bedingungen würde die Austauschbarkeit von Zwecken erlauben, aber dann wäre

---

<sup>62</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 136-139. MCDOWELL weist gerade im Bereich der Handlungsgründe und des Regelfolgens auf die Problematik eines solchen „Analogieschlusses“ hin, bei dem von einem physischen Mechanismus auf einen psychischen Mechanismus geschlossen werde, der dem Handeln zugrunde liegen solle. (Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 58.)

<sup>63</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 138/139.

<sup>64</sup>Vgl. zu diesem Gedankengang: Hegel, *Begriffslogik*, 138.

<sup>65</sup>Ein „Schluß des Daseins“ hat als seine „Voraussetzung“ andere „Schlüsse[] des Daseins“, während „bei den soeben betrachteten [Schlüssen der Reflexion] ist sie in sie hinein gerückt, weil sie Schlüsse der Reflexion sind.“ (Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 138.) Deshalb ‚begründen‘ die Reflexionsschlüsse sich nicht gegenseitig. Abduktiv-induktive Rationalität ‚begründet‘ den theoretischen Status und der Analogieschluss wie ein Status für einen anderen Status genommen wird.

<sup>66</sup>Vgl. hierfür Brennan, „Necessary and Sufficient Conditions“, Kapitel 2.

jedes, also auch zufälliges, Tun ein erfolgreiches Erfüllen einer Norm.<sup>67</sup>

Der operative Gebrauch der Subjunktion, d.h. als ein Operator, der zusammengesetzte Aussagesätze in einer extensional-logischen Objektsprache ‚hervorbringt‘, ist unterschieden von den Formen des (extensionalen) Realismus, denn das

„hypothetische Urteil [,Subjunktion‘] enthält nicht, daß A ist oder daß B ist, sondern nur wenn eines ist, so ist das andere; nur der Zusammenhang der Extreme ist gesetzt, als seiend, nicht sie selbst.“<sup>68</sup>

Die Validierung des „Grundes“ wird nicht von einem Fakt erbracht, mag er nun normativ-metaphysischer oder naturalistischer Provenienz sein. Es handelt sich nicht um eine ontische Hypostasierung, sondern um eine logische Hypostasierung, aber auch wenn die Subjunktion explizit gemacht wird, ist man nicht berechtigt zu einer solchen subjunktiven Behauptung. Die Berechtigung zu einer „Norm“ findet in einem Sprachspiel des ‚Rechtfertigens‘ statt („giving and asking for reasons“ (BRANDON und SELLARS) – also im Rahmen eines intensionalen Realismus –, das ‚am Ende‘ jemanden zu einer solchen Festlegung berechtigen mag oder auch nicht. Im Alltag könnte ich behaupten, dass ich etwas getan habe, weil ich dieses oder jenes Interesse habe oder diesen oder jenen externen Grund. Andere können dann meinem Urteil vertrauen oder mich herausfordern und meinen Grund bestreiten. Dafür müssten sie Rechtfertigungen anführen, wie z.B. ein ähnliches Verhalten angeben, das ich vor dem Hintergrund eines anderen Grundes schon häufiger gezeigt habe. Dies kann man in mannigfacher Weise weiterspinnen, denn ob jemand aus (Selbst-)Interesse oder aufgrund der „Pflicht um der Pflicht willen“<sup>69</sup> handelt, hängt von vorherigen Handlungen ab und unseren Fähigkeiten, diese zu beurteilen, d.h. unter welche Norm oder welchen Grund sie fallen könnten. Man kann hier nie sicher sein, denn es handelt sich um eine intensionale Unterscheidung der ‚Zwecke‘:

„Eine Handlung ist ein Zweck des Subjekts, und ebenso ist sie seine Tätigkeit, welche diesen Zweck ausführt; nur durch dies, daß das Subjekt auf diese Weise [auch] in der uneigennützigsten Handlung ist, d. h. durch sein Interesse, ist ein Handeln überhaupt.“<sup>70</sup>

<sup>67</sup>Diese Überlegungen sind Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 120 entnommen. Er diskutiert aber Mittel als hinreichende und notwendige Bedingungen. Ich denke, dass diese auch auf den hier untersuchten Problembereich passen, der eher seinen Ausgang von der Regelfolgeproblematik nimmt.

<sup>68</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 91 (s. hierzu auch oben Fußnote 51).

<sup>69</sup>Hegel, *Enz.*, § 475 Anm.

<sup>70</sup>Hegel, *Enz.*, § 475 Anm.

Die im Alltag ständig gebrauchte ‚prädikative‘ Sprechweise der Einordnung von normativem Verhalten als so und so „begründet“ oder gerechtfertigt ist nivellierend. Es handelt sich bei dieser Validierung des normativen Status nicht um den Status des Normativen. Der Vorteil dieser Herangehensweise des Sprachspiels des Rechtfertigens ist aber, dass „Gründe“ als Berechtigungen zu Festlegungen verstanden werden und nicht ontisch zu Zuständen des Subjekts oder einer normativen Welt hypostasiert werden müssen (intensionaler Realismus).<sup>71</sup> Der Nachteil ist, dass man sich nie sicher sein kann, um was für einen „Grund“ es sich handelt. Dieses Misstrauen führt in der Spieltheorie dann auch zur Unterstellung von lediglich zweckrationalen und nutzenmaximierenden Zwecken, um das Verhalten der Mitspielerinnen zu berechnen und vorherzusagen; wobei es sich dabei um eine anthropologische Bestimmung des Menschen handelt oder eine Zustandsbestimmung.<sup>72</sup> Hier zeigen sich die „Grenzen“ des Sprachspiels des Rechtfertigens *aus der Sicht* der instrumentellen Vernunft.

Die „Erklärungsleistung“ der Modelle a und b ist also begrenzt und so ist im Sprachspiel des ‚Rechtfertigens‘ doch auch Vertrauen nötig. Eine ‚Variable‘, die der instrumentellen Vernunft suspekt erscheinen muss, wenn sie die Veranlasser des Verhaltens ‚besser‘ unter Kontrolle bringen will. Die ‚Variable‘ des Vertrauens wird, zugunsten einer höherstufigen Absicherung, in behavioristischen und spieltheoretischen Ansätzen (s. Modelle c und d), ausgemerzt werden, die dieses „Ziel“ durch Verhaltenssteuerung oder Verhaltensberechnung erreichen wollen. Es handelt sich also um eine stringente Weiterentwicklung – *zumindest aus ihrer Sicht*. Um an ihre „Ziele“ heranzukommen, müssen diese Ansätze mit Mitteln ‚spielen‘: entweder mit behavioristischen Techniken oder spieltheoretischen Strategien.

#### 3.1.4.2 Handlungssteuerung – Das Spiel mit Mitteln

Techniken oder Strategien als Mittel erlauben die Handlungssteuerung von Individuen, um bei ihnen ein bestimmtes Verhalten als (erwartbares) Resultat hervorzurufen. Die „Normen“ oder „Gründe“, die in den obigen Modellen die Rolle von Aussagefunktionen einnehmen, die von Argumenten saturiert werden (Individuen als Variablen), sind hier Funktionsvariablen<sup>73</sup>,

<sup>71</sup>Die Verwendung des Konditionals als *das* logische Vokabular und diese Art des Sprachspiels findet sich so auch bei BRANDOM.

<sup>72</sup>Auch Axel HONNETH diagnostiziert eine solche anthropologische Bestimmung bei Niccolò MACHIAVELLI und Thomas HOBBS und ihrer Darstellung des „Kampfes um Selbsterhaltung“ in einer historischen Situation des sozialen Umbruchs. Und zwar unter den Prämissen der „Haltung der präventiven Machtsteigerung“ und des „wechselseitigen Mißtrauen[s]“. (Vgl. Honneth, Axel, *Kampf um Anerkennung, Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main <sup>7</sup>2012 [<sup>1</sup>1994], 13-19.)

<sup>73</sup>Damit soll lediglich darauf hingewiesen sein, dass es sich nicht um Prädikatkonstanten handeln kann, also auch nicht in der Prädikatenlogik erster Stufe darstellbar sein kann.



denn es ist egal, welche Mittel gewählt werden, solange gesichert ist, dass das erwartbare Resultat (Verhalten) *äquivalent* ist. – Auch wenn die Individuenvariablen hier Platzhalter für physische, psychische oder intentionale Zustände der Individuen sein mögen, wird hier noch keine ontologische Festlegung eingegangen.

#### Modell c: Mittel als hinreichende Bedingungen

Die (behavioristische) Technik besteht darin, die umweltlichen Umstände so zu manipulieren, dass dadurch Stimuli (physische Zustände) bei einem Individuum ausgelöst werden, um ein bestimmtes Verhalten (Reaktion, *responses*) hervorzurufen oder zu *erwirken*. Die Techniken und die Stimuli sollen dabei die *hinreichenden Bedingungen* sein, um das Verhalten auszulösen. Die Technik beinhaltet schon eine operante Konditionierung, also dass es sich um ein verstärktes Verhalten handelt, was eben die Reaktion *wahrscheinlicher* werden lässt:

$$(11) \quad \text{Technik}_{\text{hinreichende Mittel}}(\text{Stimuli}) \rightarrow \text{Reaktionen (Verhalten des Individuums } x)$$

oder:

$$(12) \quad F(\{x_1, \dots, x_n\}) \rightarrow \{y_1, \dots, y_n\}^{74}$$

Die Stimuli oder Reize sind die Argumente der Funktion.<sup>75</sup> Als Input werden sie als gegebene oder „externe[] unabhängige[] Variablen“ betrachtet, während die Reaktionen die „abhängige[n] Variablen“ sind.<sup>76</sup> – Dispositionen sind in diesem Fall auch „abhängige Variablen“ der umweltlichen Umstände.<sup>77</sup> – Entweder schließt jemand via Abduktionen von der realisierten Wirkung auf die Ursache, was bedeutet, dass das Verhalten schon ausgedrückt worden ist, oder jemand schließt via Induktion und die Ursachen werden entweder unter Laborbedingungen isoliert oder aufgedeckt über statistische Methoden<sup>78</sup>, somit kann aber nur die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Verhaltens ‚kalkuliert‘ werden. Die Techniken als Bedingun-

<sup>74</sup>Ich entnehme diese Schemata HUBIGS Darstellung des Behaviorismus. Sie sind dort aber lediglich implizit vorhanden. (Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 47.)

<sup>75</sup>Im Behaviorismus ist es die umweltliche Umgebung, die die Stimuli hervorruft. Die umweltliche Umgebung ist damit aber nicht einfach die Bedingung der Stimuli, sondern, wie hier, die Bedingung innerhalb der Subjunktion (Antecedens). Sie wird unterteilt in Technik und Stimuli.

<sup>76</sup>Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 47 und vgl. Quine, Willard Van Orman, *Wort und Gegenstand*, übersetzt von Joachim Schulte, Stuttgart 2002, 149.

<sup>77</sup>Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 47.

<sup>78</sup>Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 47.

gen haben so einen theoretischen Status, da sie über abduktive und induktive Schlüsse aufgedeckt werden: ‚hypostatische Präsuppositionsabduktionen‘<sup>79</sup>. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass die behavioristischen Theorien nicht ‚immer‘ funktionieren, auch wenn es sich um eine Darstellung menschlichen Verhaltens innerhalb eines mechanistisch-funktionalen Paradigmas handeln *soll*, denn, wenn die ‚kausale‘ Verbindung von Input und Output ‚klar‘ wäre und über ein verstärktes Verhalten abgesichert wäre, dann *sollte* ja die Verbindung im Individuum stabilisiert und verfestigt sein.

In (11) und (12) handelt es sich um eine Festlegung im Rahmen einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“, die ich dem Behaviorismus zuschreibe. Es werden im folgenden Exkurs über den Behaviorismus Einwände von Seiten des Behaviorismus gegen diese Zuschreibung vorgebracht. Ich werde diese widerlegen, um so zu zeigen, dass ich zu dieser Festlegung berechtigt bin.

#### 3.1.4.2.1 *Exkurs: Behaviorismus*

Bestimmte Probleme treten auf, wenn man ein ‚komplettes‘ mechanistisch-funktionales Bild menschlichen Verhaltens angeben will: (1.) Die Techniken werden nicht in ihrem Status hinterfragt, obwohl die wissenschaftliche Praxis und ihre methodische Herangehensweise via abduktive und induktive Schlüsse zeigt, dass sie nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anwendbar sind und auch, dass sie wieder revidiert werden können, so dass ein Grad an Ungewissheit bei diesem Zugang übrigbleibt, und auch, was er als gegeben annimmt. (2.) HUBIG behauptet, dass „Skinners ‚Gesetze‘ nicht empirisch, sondern analytisch, d.h. apriori immer wahr sein müssen“, denn Burrhus Frederic SKINNER definiere „seine tragenden Kategorien in verdeckten Zirkeln“.<sup>80</sup> Allgemein gesprochen mögen auch die Termini „Stimuli“ und „Reaktionen“ zirkulär sein. Stimuli sind definiert als: eine Menge  $\{x_1, \dots, x_n\}$ , die eine Menge Reaktionen  $\{y_1, \dots, y_n\}$  erwirkt. Aber die Menge selbst ist unbestimmt und sie durch die Termini „Ursachen“ oder „Reize“, etc. zu ersetzen, bedeutet nur Synonyme für Stimuli zu gebrauchen. Das Definiendum ist schon Teil des Definiens. Andersherum genauso: Reaktionen sind definiert als: eine Menge  $\{y_1, \dots, y_n\}$ , die von einer Menge Stimuli  $\{x_1, \dots, x_n\}$  erwirkt wird. Nun können Synonyme für Reaktionen die Menge  $\{y_1, \dots, y_n\}$  ersetzen, wie z.B. der Terminus „Wirkung“. (3.) Verstärker(-reize) und Konditionierung wurden bisher nur am Rande behandelt und das dargestellte Bild oder Modell kann als wertneutral betrachtet werden, aber die Einführung der Verstärker(-reize) und der Konditionierung verändert dies. Wer auch

<sup>79</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

<sup>80</sup>Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 52. HUBIGS Beispiel ist über den „Verstärkerreiz“.

immer menschliches Verhalten manipulieren will, muss über Kriterien des „Guten“ verfügen oder angeben können, was „gutes“ Verhalten sein *soll*, d.h. wie ein Leben zu führen sei und wie eine Gemeinschaft geformt werde oder auch nur, weshalb ein Verhalten einem anderen Verhalten vorgezogen werden soll. Man muss sich damit auch schon im ‚*normativen Raum*‘ bewegen, der das Modell des Behaviorismus in vielen Hinsichten übersteigt: Subjekte benötigen Intentionen oder epistemologische Einstellungen, um sich auf Werte zu beziehen (und nicht nur physische Zustände). Sie benötigen die Möglichkeit zu reflektieren und zu überlegen, um zwischen zwei Möglichkeiten, z.B. ein Verhalten zu manipulieren, zu wählen.

„[S]o ist für den Gang der Reflexion das Feld frei für die Forderung nach einer Problemvertiefung, die die Legitimation ihres nächsten Schrittes zur Wesensbestimmung des Tuns finden könnte in der seit dem Aufbruch der Rationalität aus dem Mythos in allen Kulturen verbreiteten Vorstellung, im Unterschied zum Tier sei der Mensch durch intentionale und kognitive Verarbeitungsmöglichkeit der Umweltreize gekennzeichnet. Voraussetzung hierfür ist die Fähigkeit, sich zeichnend und damit distanziert [‚vermittelt‘] mit der Umwelt auseinandersetzen zu können – eine Kompetenz überdies, für die der Behaviorismus keine oder nur widerlegte Erklärungen anbieten kann.“<sup>81</sup>

Um diese von HUBIG vorgebrachte Kritik genauer zu durchleuchten, sei kurz auf SKINNERS Idee und Verteidigung des Behaviorismus eingegangen: Die obigen Vorwürfe gegen den Behaviorismus finden sich auch in SKINNERS Einleitung zu seinem Buch *Was ist Behaviorismus?* und sind dort noch umfangreicher. Er weist sie aber alle zurück.<sup>82</sup> Es handelt sich dabei um eine Destruktion mentalistischer Redeweisen, wie sie nicht nur im Alltag, sondern auch in der Wissenschaft üblich seien, und zwar unter den Titeln „Sprache“, „Wahrnehmung“, „Denken“, etc. Er will diese mentalistischen Redeweisen, die sich auf mentale Zustände, wie z.B. Gefühle, beziehen, durch behavioristisches Vokabular ersetzen. Ausgangspunkt ist dabei, dass bestimmte Umstände ein Verhalten hervorbrächten, wobei es sich um ein „physikalisches Ereignis“ handle, der einen physischen Zustand bei einem Individuum auslöse. Selbst physiologische Redeweisen werden von SKINNER kritisiert, insofern sie, ähnlich wie mentalistische Redeweisen, die Bedingung des Verhaltens im Subjekt verorteten. Sie sind nur Epiphänomene der Umstände, wobei ein Fortschritt in der Physiologie die deterministisch-mechanistische Erklärungskette schließen könnte, die bisher eine Lücke aufweist.<sup>83</sup> Des Weiteren weist er darauf hin, dass es sich nur um eine wahrscheinliche Voraussage des Verhaltens handle, wie

<sup>81</sup>Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 53.

<sup>82</sup>Vgl. Skinner, Burrhus Frederic, *Was ist Behaviorismus?*, übersetzt von Klaus Laermann, Hamburg 1978, 9-11.

<sup>83</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 17/18 und 237-242.

schon die oben erläuterte induktive und abduktive Methodik des behavioristischen Forschens gezeigt hat<sup>84</sup>, aber dann schreibt er:

„Wir können natürlich nicht beweisen, daß menschliches Verhalten als Ganzes und vollständig determiniert ist; unsere These wird jedoch plausibler, je mehr Fakten uns zur Verfügung stehen.“<sup>85</sup>

Nichtsdestotrotz ist er also einem deterministisch-mechanistischen Paradigma verpflichtet oder im wissenschaftstheoretischen Diskurs auf es festgelegt:

„Eine wissenschaftliche Analyse des Verhaltens muß, so meine ich, voraussetzen, daß das Verhalten einer Person eher von ihrer genetischen Vorgeschichte sowie von der Geschichte ihrer Umwelt kontrolliert wird als von ihr selbst, soweit sie als Träger von Handlungen initiativ und schöpferisch tätig wird.“<sup>86</sup>

Man könnte zeigen wie sich dieser (naturgeschichtliche) Materialismus bei der Festlegung auf ein solches Paradigma in Widersprüche verstrickt, indem man KANTS transzendente Dialektik heranzieht. Ich werde kurz eine andere Entgegnung skizzieren: SKINNER schreibt, dass die Redeweise von Zwecken, Motiven oder Intentionen mehr eine Art Zuschreibung ist, die auf ein verstärktes Verhalten zurückgeht, und durch dieses erklärt werden könnte.<sup>87</sup> Sie könnten also nicht als „Gründe“ des Verhaltens in einer Handlungserklärung auftreten, auch wenn man sich einer solchen Redeweise bedienen mag. SKINNER schreibt, dass das Selbstbewusstsein „sozialen Ursprungs“ sei, d.h. geformt werde anhand der „sprachlichen Kontingenzen“ einer „Gesellschaft“. Diese Mittel seien dann von Nutzen, wenn sich das seiner selbst bewusste Wesen dadurch „in bezug auf die Vorhersage und Kontrolle seines eigenen Verhaltens in einer besseren Position“ befinde. Es sei aber selbst nicht Ursache seines Verhaltens, sondern nur Berichterstatte von „Reaktionen auf Reize“.<sup>88</sup> Wäre dies der Fall, dann könnte es aber selbst

<sup>84</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 57: Es sei aufgrund „der operanten Konditionierung“ so, dass „[w]enn ein Teil eines Verhaltens die Folge hat, die als Verstärkung bezeichnet wird, so wird dieser Teil mit einiger Wahrscheinlichkeit erneut auftreten.“

<sup>85</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 214.

<sup>86</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 214.

<sup>87</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 68/69: „Doch sind Motive und Zwecke ihrerseits bestenfalls Auswirkungen von Verstärkungen. Die Veränderung, die durch eine Verstärkung herbeigeführt wird, wird häufig als ‚Erwerb von Zwecken und Intentionen‘ bezeichnet. Wenn wir einen Menschen in einer bestimmten Weise verstärken [Handlungssteuerung!], geben wir ihm sozusagen ‚einen Zweck‘. Es handelt sich hier gewiß um eine geläufige Redeweise, doch die Tatsache bleibt bestehen, daß ein Mensch, der ‚sich seines Zweckes bewußt‘ ist, sich in einem Zustand fühlt und beobachtet, der durch eine Verstärkung herbeigeführt worden ist.“

<sup>88</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 40/41.

auch nicht Kontrolleur seines Verhaltens sein, denn es müsste sich dabei auch als Instanz begreifen.

Laut SKINNER bestehe die Gefahr, dass die Kontrolle einseitig verlaufen könnte und dadurch Individuen oder Gruppen benachteiligt würden und sich möglicherweise entfremden, außer es existiere eine wirksame „Gegenkontrolle“. Diese soll möglich sein, durch das Aufrechterhalten der Möglichkeit des gegenseitigen Sanktionierens – als eine Art Ermöglichungsgrund des Funktionierens des Zusammenlebens. Sanktionieren solle hier aber nicht einfach als „Bestrafung“ verstanden werden, sondern als Ausdruck von „negativer Verstärkung“ und „positiver Verstärkung“, die in der Herstellung einer bestimmten Umwelt bestehe, um Verhalten auszulösen. („Bestrafungen“ hätten hingegen das „Ziel“ „ein bestimmtes Verhalten aus einem Repertoire zu entfernen.“) Die Herstellung einer „soziale[n] Umwelt“ oder einer „besonderen Umgebung“ führe dann zu einem Verhalten, das auch moralisch sein kann oder zumindest so bezeichnet werden könne.<sup>89</sup> Während er dabei ‚gutes‘ Verhalten dadurch ‚begründet‘, dass „wir selbst verletzt worden sind, wenn wir andere verletzt haben.“<sup>90</sup>

Da nun aber „aus positiver Verstärkung keine Gegenkontrolle erwächst“, sei durch sie auch eine Kontrolle möglich, die „verborgen“ sei. Es könnte sich also ein subjektives Gefühl der Freiheit einstellen, das auf verborgener Handlungssteuerung beruht, was aber für SKINNER nicht an sich zu verwerfen sei, denn es soll „ein wesentlicher Schritt nach vorn in der Einschränkung bestimmter Freiheiten“ bestehen.<sup>91</sup> SKINNER muss sich damit auch nicht dem sogenannten „Kantian paradox“ oder ‚Paradox der Selbstbestimmung‘<sup>92</sup> im Verhalten (und damit auch nicht dem „pädagogische[n] Paradox“<sup>93</sup>) stellen, denn es reicht ihm aus, dass man sich subjektiv frei fühle, aber dennoch objektiv einer Kontrolle oder Handlungssteuerung durch andere Personen, z.B. Lehrer oder Therapeuten, unterstehe. Auch wenn er den Mißbrauch der Kontrolle durch die „Kontrollinstanzen“ immer wieder anreißt, so ist fraglich, wie er „eine wirksame Gegenkontrolle“ einführen will, „die zur ‚Befreiung‘ der Individuen führt“, wie er selbst schreibt; zumindest soll dies „nur durch Planung zu erreichen“ sein. Er verweist auf eine evolutionäre Herausbildung der Kultur, die aus einem Bestand an Problemlösungen bestehen soll, die dem Überleben der Gruppe gedient haben (s. für eine Kritik dieser Vorstellungsweise Kapitel 6 dieser Untersuchung). Und wenn er von einer „Planung“ spricht – also eigentlich einem *intentionalen* Handeln –, so bestehe sie lediglich darin, die (soziale) Umwelt als *hinreichende Bedingung* zu ‚begreifen‘, denn „[n]iemand kann aus dem Kausalstrom

<sup>89</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 73-77 und 216-222.

<sup>90</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 214-217. Er fügt auch noch einen evolutionären Grund an, dass das „Verletzen von Artgenossen die Überlebenschancen der Gattung verringert“.

<sup>91</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 222-227.

<sup>92</sup>Vgl. Pinkard, Terry, *German Philosophy, 1760-1860, The Legacy of Idealism*, Cambridge 2002, 226.

<sup>93</sup>Vgl. Nordström, Karin, *Autonomie und Erziehung, Eine ethische Studie*, Freiburg/München 2009, 23.

heraustreten. Keiner greift wirklich ein. Die Menschheit hat langsam, aber regellos Umwelten geschaffen“.<sup>94</sup> Letztendlich muss er sich also auch paradoxaler Formulierungen (kausal vs. regellos) bedienen, auch wenn er nicht seinen Ausgang von der Freiheit her nimmt, sondern vom „Kausalstrom“. Die Regellosigkeit bedeutet hier hingegen wohl auch, dass sie nicht normativ und frei sein könne (dies wäre ja schon eine bedeutungsvolle ‚Regelhaftigkeit‘), aber das Begreifen der Bedingung ist schon normativ. Da aber nur das verstärkte Verhalten bedeutungsvoll sein soll, hätte das Begreifen des verstärkten Verhaltens, z.B. auch in Form einer Abhandlung über den Behaviorismus, keine Bedeutung.<sup>95</sup>

#### Modell d: Mittel als notwendige Bedingungen

Die Spieltheorie sucht die „adäquaten“ Mittel, um einen bestimmten Zweck hervorzubringen, der im Einklang mit dem unterstellten rationalen Prinzip ist. Dieses Prinzip lautet: Die Mittel sollen das Output bei einem geringen Input maximieren, das bedeutet, dass sie nicht nur effektiv, sondern auch effizient, und dann zudem erfolgreich sein sollen. Die Intension ‚Effektivität‘ ist damit erweitert um die richtige und effiziente Wahl der Mittel, die implizit das rationale Prinzip voraussetzt. Es handelt sich dabei um eine notwendige Voraussetzung. Im Lichte dieses Prinzips sind auch die Mittel notwendig. Die Intension ‚Effektivität‘ „evaluiert“ als Bestimmungsregel schon die Mittel oder Strategien als effizient, denn ein zu hoher Aufwand mit einem geringen Resultat wird schon als ‚wertlos‘ erachtet. Damit hängt auch zusammen, dass die intentionalen Zustände<sup>96</sup> der Individuen schon über das Prinzip und die Mittel „evaluiert“ sind, denn nur diejenigen, die nicht aussortiert wurden, sollen als „rational“ gelten und können damit zu Argumenten in einer solchen Funktion werden:

<sup>94</sup>Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 227-233.

<sup>95</sup>Deshalb wird wohl vor allem das Sprachlernen im Behaviorismus untersucht, das aber auch nur zu einem bloß verbalen Verhalten führt, das im Behaviorismus „bedeutungsvoll“ sein soll, aber eigentlich ‚bedeutungslos‘ ist. Im Behaviorismus soll dies eine Art Entmystifizierung der Sprache sein, im Sinne einer Austreibung ontischer Hypostasierungen. (Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 103-117: „Das verbale Verhalten“ und vgl. z.B. Quine, *Wort und Gegenstand*, 24-44, 66-74 und 148-155; auch SKINNERS Kritiker Noam CHOMSKY scheint unter dieser Hinsicht heranzugehen: vgl. Chomsky, Noam, „A Review of B.F. Skinner’s *Verbal Behavior*“. In: Fodor, Jerry A./Katz, Jerrold J. (Hg.), *The Structure of Language, Readings in the Philosophy of Language*, New Jersey 1964, 547-578). Dagegen macht eine intra-sprachliche Unterscheidung zwischen verbalem Verhalten und Begriffsgebrauch, wie unten erläutert, die ‚wirkliche‘ Differenz aus. Auf QUINES „Flucht vor der Intension“ kann aber hier nicht eingegangen werden.

<sup>96</sup>Die Zustände sind hier sekundär, also nicht ontisch hypostasiert, da die Individuen immer schon auf das „rationale Prinzip“ des Nutzenmaximierens *festgelegt* sind. Es ist ja eine notwendige Bedingung, um überhaupt ein solches Spiel zu spielen; d.h. als Festlegungen haben sie einen theoretischen Status. (Im Modell des rationalen Agenten (Festlegung) sind die materialen Bestimmungsgründe schon ‚enthalten‘.)

- (13) Verhalten eines Individuums x (oder einer Gruppe) → Strategien<sub>notwendige Mittel</sub>(„rationale“ materiale Bestimmungsgründe)

Dieses Modell soll ermöglichen, dass das zukünftige Verhalten von Individuen oder Gruppen „kalkuliert“ werden kann. Die Subjekte sind dabei notwendigerweise rational Handelnde (*rational agents*). Die Mittel sind (*vorgegebene*) „Strategien“ der Problemlösung, die schon *aufgrund* der Unterstellung von rationalen Agenten vorgegeben oder auch vorsortiert sind. Im Vokabular der Spieltheorie kann man dies folgendermaßen ausdrücken: Mindestens zwei Spielerinnen haben jeweils eine „Strategiemenge“ vorgegeben, aus der sie eine „Strategie“ wählen, die in Abhängigkeit von der Strategiewahl der Mitspielerin(nen) eine „Auszahlung“ ergibt. Eine Strategie ist „dominant“<sup>97</sup>, wenn sie eine „höhere Auszahlung verspricht“. Die möglichen „Strategiekombinationen“ ergeben eine „Auszahlungsmatrix“ und es kann eine, aber auch mehrere, Strategiekombination(en) als „Lösung“ geben.<sup>98</sup> Wie dies in nicht-kooperative und kooperative Spiele weiter ausdifferenziert werden kann, ist hier nicht relevant. Angemerkt sei noch, dass die Strategien hier als gegeben und in einer Menge vorgestellt werden, also als eine Art Problemlösungsbestand (Bestand an Mitteln). Sie sind aber nicht unmittelbar gegeben, sondern sie haben eigentlich einen theoretischen Status und werden via Abduktion gefunden: ‚hypostatische Präsuppositionsabduktion‘<sup>99</sup>.

In (13) handelt es sich um eine Festlegung im Rahmen einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“, die ich spieltheoretischen Ansätzen zuschreibe. Es werden im folgenden Exkurs Probleme dieser Ansätze besprochen, die meine Zuschreibung stützen, und mich so zu meiner Festlegung berechtigen.

#### 3.1.4.2.2 Exkurs: Spieltheorie

Die Handlungssteuerung in entscheidungs- und spieltheoretischen Ansätzen wird durch internalisierte Ideen oder die Gefangennahme durch Bilder geleistet. Unter den Titeln „Nutzenmaximierung“ und „*homo oeconomicus*“ sind Menschenbilder vorgestellt, die *eigentlich* die Erstellung von Verhaltensmodellen leiten sollen und nicht direkt die Steuerung von Handlungen. Sie entfalten ihre „Normativität“ innerhalb der Modelle und sind damit Modelle für das Verhalten und nicht Modelle des Verhaltens; auch wenn wohl Modelle des Verhaltens intendiert werden. In dieser Intention unterscheiden sie sich nicht von behavioristischen Ansätzen,

<sup>97</sup>Man kann aber auch Spiele ohne dominante Strategie modellieren. (Vgl. Holler, Manfred J./Illing, Gerhard, *Einführung in die Spieltheorie*, Berlin/Heidelberg/New York <sup>5</sup>2003 [<sup>1</sup>1991], 10/11.)

<sup>98</sup>Vgl. Sieg, Gernot, *Spieltheorie*, München/Wien 2000, 3-7 und vgl. auch Holler/Illing, *Einführung in die Spieltheorie*, 1-7.

<sup>99</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

die auch Modelle des Verhaltens erstellen wollen, aber eben auf empirischem und induktiv-abduktivem Wege.<sup>100</sup> Beiden ist eigen, dass sie ihre Verhaltensmodelle in einen Entwurf vom Menschen einbetten.

Die Aufstellung der notwendigen Bedingungen in entscheidungs- und spieltheoretischen Ansätzen ist ausreichend, um ein Modell für das Verhalten zu erhalten, wobei das „richtige“ oder „rationale“ Verhalten eine weitere Bedingung ist. Sie tritt in Form internalisierter Ideen auf, d.h. die Individuen können sich nur noch als Nutzenmaximiererinnen und strategisch Denkende sehen und setzen so ihre Zwecke. Diese Zwecke werden dann als hinreichende Bedingung unterstellt, die das Modell realisieren sollen. Empirisch treten natürlich immer Zusatzbedingungen auf, die der Realisierung entgegenstehen. Rechnet man diese aber heraus, bleibt das Modell „problemlos“ anwendbar.

David LEWIS untersucht „Probleme der Koordination“ und will zeigen, dass es im „allgemeinen Interesse“ der Handelnden sei, eine Strategie zu wählen, durch die sie eher Erfolg haben. Dies soll auf einem „system of suitably concordant mutual expectations“ gründen.<sup>101</sup> Eine solche Art der Koordination wird auch in den sogenannten „kooperativen Spielen“ der Spieltheorie untersucht. Es handelt sich bei LEWIS also um eine Herausbildung der Kooperation aus Koordinationsproblemen.<sup>102</sup> Er schreibt auch, dass seine „theory of convention had its source in the theory of games of pure coordination“.<sup>103</sup> Für LEWIS sind seine Überlegungen aber auch ein Beitrag zur Philosophie der Sprache und sollen das Sprachverhalten anhand der „Konvention“ erläutern, die er mit ähnlichen Formen kontrastiert („agreement“, „social contracts“, „norms“, „rules“, „conformative behavior“ und „imitations“).<sup>104</sup> Eine „Regularität“ sei eine Konvention, wenn sie in wiederkehrenden Situationen aufgegriffen werde, weil die Mitglieder einer Gruppe erwarteten, dass die anderen Mitglieder auch der Regularität entsprächen („conform“), was dann zu einem „coordination equilibrium“ führen solle.<sup>105</sup> Die Konvention sei ein „Mittel“ zur Koordination, auch wenn es andere geben soll, wie z.B. ein „explicit agreement“.<sup>106</sup> Die Koordination soll aber auch ohne Sanktionierung auskommen, denn eine Sanktionsandrohung führe nur zum Folgen einer Regel, während dies bei Konven-

<sup>100</sup> Auch in spieltheoretischen Ansätzen gibt es diese Basis. Sie wird aber präsupponiert und nicht selbst erfasst.

<sup>101</sup> Vgl. Lewis, David, *Convention, A Philosophical Study*, Cambridge (Mass.)<sup>1</sup> 1969 [ND Oxford 2002], 24/25 und 1-36.

<sup>102</sup> Ich glaube, dass dies auch die These ist, gegen die KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER argumentieren. Ich kritisiere diese These im Verlauf meiner Untersuchung auch, aber aus anderen Gründen als KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER (s. dazu unten). (Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 170-172.)

<sup>103</sup> Vgl. Lewis, *Convention*, 3.

<sup>104</sup> Vgl. Lewis, *Convention*, 83-121.

<sup>105</sup> Vgl. Lewis, *Convention*, 42.

<sup>106</sup> Vgl. Lewis, *Convention*, 83.



tionen nicht der Fall sei, da diese auf einer ‚freien‘ Koordinierung beruhen.<sup>107</sup>

Diese Einseitigkeit der Sanktionierung zeigt sich gerade in nicht-kooperativen Spielen, wie dem sogenannten „Gefangenendilemma“. KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER verstehen dabei den Witz des Dilemmas nicht, wenn sie davon ausgehen, dass es so etwas wie eine „Bandenmoral“ mit einer bestimmten Kooperation gebe<sup>108</sup>, denn diese wird gerade durch die Sanktionsandrohung aufgebrochen. Es handelt sich ja somit um ein nicht-kooperatives Spiel, dessen Zweck es ist, ein strafrechtliches Instrumentarium zu sein.<sup>109</sup> So macht es auch keinen Sinn, wenn sie schreiben, dass „Sanktionen [...] die Stabilität der Konventionen“ sichern sollen<sup>110</sup>, denn je nach Art der Sanktionsandrohung etabliert diese ein kooperatives oder ein nicht-kooperatives Spiel. LEWIS' Ansatz wie auch der der Spieltheorie ist da etwas differenzierter.<sup>111</sup> So zeigt das Gefangenendilemma, dass Nutzenmaximiererinnen in einem solchen nicht-kooperativen Spiel kein ‚pareto-optimales‘ Resultat erzielen können<sup>112</sup>, eben weil die Art der Sanktionierung schon die Kooperation aufgebrochen hat. In nicht-kooperativen Spielen tritt eine dritte Partei auf, die die Kontrolle über die Bedingungen des Spiels hat. Während in kooperativen Spielen Institutionen geschaffen werden sollen, die die Bedingungen im Interesse ‚aller‘ Spielerinnen kontrollieren sollen, d.h. natürlich auch, dass sie Sanktionen verhängen dürfen und sollen.

<sup>107</sup>Vgl. Lewis, *Convention*, 103/104.

<sup>108</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 172.

<sup>109</sup>So ordnet es SIEG ein. Vgl. Sieg, *Spieltheorie*, 4.

<sup>110</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 171/172.

<sup>111</sup>Auch wenn Manfred HOLLER und Gerhard ILLING schreiben, dass bei „**kooperativen Spielen**“ „exogene Mechanismen existieren [müssen], die die Einhaltung von Verträgen bindend durchsetzen können“, also dass es „legale Institutionen“ geben müsse, die „bei Abweichen wirksame Sanktionen“ einsetzen. (Vgl. Holler/Illing, *Einführung in die Spieltheorie*, 23.) KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER kritisieren dies, dass „durch Sanktionsdrohungen die ‚Nutzenserwartungen‘ oder, im technischen Jargon der Spieltheorie, die ‚Auszahlungsmatrix‘ so [verschoben wird], dass es am Ende auch für Nutzenmaximierer einsehbar wird, dass es auch für sie tendenziell ‚gut‘ ist zu kooperieren.“ (Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 172.) – Die Sanktionsandrohung in kooperativen Spielen wie auch im Gefangenendilemma kommt von ‚Dritten‘ und damit haben KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER schon recht, dass es sich nicht um „[r]eine freie Kooperationen“ handeln könne (Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 172.), auch wenn es mir so scheint, als wäre zumindest LEWIS auf eine Art freie Koordination aus. Was diese dann von Kooperation unterscheidet und was freie Kooperation ist, im Gegensatz zu einer mechanistisch-sanktionsbasierten Kooperation in „kooperativen“ Spielen, ist wohl die Verlegenheit der spieltheoretischen Ansätze.

<sup>112</sup>Vgl. Sieg, *Spieltheorie*, 3-5. HOLLER und ILLING schreiben, dass „das Gleichgewicht des **nicht-kooperativen** Spiels **nicht effizient** bzw. **nicht pareto-optimal**“ sei und auch, dass die Lösungen vieler nicht-kooperativer Spiele **ineffizient**“ seien. (Vgl. Holler/Illing, *Einführung in die Spieltheorie*, 6.)

### 3.1.4.2.3 Von Festlegungen zu Erwartungen

Da die Interaktionen der Spielerinnen innerhalb spieltheoretischer Modelle aber vor allem auf der Erwartungshaltung gegenüber anderen Individuen basieren, handelt es sich nicht um eine Kontrolle des Verhaltens (wie im Behaviorismus) oder um eine schlichte Vorstellung des Sanktionierens, sondern Sanktionen werden als ein erwartbares Verhalten verstanden, das es zu meiden gilt. Die Sanktion darf aber auch nicht ‚einseitig‘ sein, d.h. sie ‚muss‘ nicht in Kauf genommen werden, obwohl man sich ‚gerne‘ anders, auch ‚besser‘, verhalten hätte. – Hier stößt man schon an Grenzen des Ansatzes von LEWIS wie auch an die Grenzen der Spieltheorie, denn die Evaluierung der Strategien ist ausgeschlossen, da sie immer schon unter einer „rationalen“ Hinsicht gedeutet werden. Wie will man aber von einer freien oder guten Kooperation sprechen, wenn diese Modelle Evaluierungen ausschließen?

Aus dem oben erläuterten Sprachspiel des Rechtfertigens wird ein Sprachspiel der Erwartungshaltungen, das die Festlegungen der interagierenden Individuen auf gegebene Strategien reduziert, zu denen sie eine Erwartungshaltung einnehmen müssen. Damit soll es möglich sein, das Verhalten der Individuen vorherzusagen oder zu kalkulieren; zumindest innerhalb des spieltheoretischen Modells, das hier höherstufig auch als Festlegung innerhalb einer „Hermeneutik des Normativen und Deontischen“ betrachtet worden ist.

### 3.1.4.3 Fazit

In allen vier Modellen sind die Zwecke oder „Gründe“ *gegeben*: entweder als externe oder interne „Gründe“ oder als behavioristische Techniken der Handlungssteuerung oder als Strategien, die schon durch das Menschenbild des *homo oeconomicus* eine Prägung erhalten haben. Die Techniken oder Strategien als Mittel werden hier dahingehend betrachtet, dass sie Kräfte auslösen – die Erörterung des Analogieschlusses greift *mutatis mutandis* auch bei den Modellen c. und d. –, wobei damit die Intension der ‚Effektivität‘ eine Erweiterung hin zur ‚Dienlichkeit‘ erfährt, was eine implizite Vorstellung der Mittel als Mittel einschließen muss. Diese Modelle zeigen aber auch, dass die Rolle der Mittel und Zwecke nicht durchschaut ist. Dies wird weiter unten rekonstruiert.

Die obigen Schemata modellieren entweder Zwecke oder Mittel anhand der Intension ‚Effektivität‘, die in ihrem ‚Bedeutungsspektrum‘ leicht variieren kann. Es handelt sich dabei um eine Festlegung zu der sie *nicht berechtigt* sind, denn sie präsupponieren sie, ohne sie zu hinterfragen oder ihren Status zu validieren. Die naturalistischen und normativ-realistischen Herangehensweisen in der ersten Debatte schlagen fehl, weil sie nicht das vermittelnde Subjekt verorten oder situieren, d.h. in seinem situativen Kontext einordnen konnten. Die hier unter-

suchten Zugänge schlagen fehl, weil sie keine Vorstellung, geschweige denn einen Begriff, der Vermittlung oder auch der Mittel und Zwecke haben. Alle Zugänge betrachten das Individuum als eine unbestimmte Variable und in der „Handlungssteuerung“ ist das Individuum als Variable Teil des Mitteleinsatzes und damit auch fragwürdig in Bezug auf eine Formulierung des kategorischen Imperativs.<sup>113</sup> Die Individuen sind entweder als unbestimmte Variablen Platzhalter in Handlungserklärungen (Modelle a und b) oder – etwas weiter bestimmt – entweder Wesen, die stimuliert werden müssen (Modell c), oder „rationale Agenten“ (Modell d).

#### 3.1.5 Mittel und Zweck

Wie schon im zweiten Kapitel herausgestellt wurde, dass Fakten oder Gegenstände nicht als bedeutungsverleihend betrachtet werden können, so wird auch in den obigen Modellen der Versuch unternommen, dem bloßen – also bedeutungslosen – Verhalten von Individuen Bedeutung via bestimmte Bedingungen zu verleihen. Es gibt nicht lediglich bloßes (verbales) Verhalten oder bedeutungslose Zeichen, dem und denen Bedeutung verliehen werden muss. Diese Vorstellungsweise übersieht die entscheidende Rolle, die Begriffe spielen. Sie ‚operiert‘ deshalb auch ‚begriffsblind‘ und reflektiert nicht, wie z.B. die Bedeutungen (Intensionen) von „Mittel“ und „Zweck“ ihre Vorstellungsweise schon bestimmen. Wenn man diesen ‚begrifflichen Gehalt‘ nicht offen legt, dann lässt man sich unreflektiert von Bestimmungen tragen und verbleibt in einem dogmatischen Lehrgebäude.

Die Untersuchungen in diesem Kapitel drehen sich um instrumentelle Rationalität, aber ohne zwei Vorstellungen zu berücksichtigen, die einer weitergehenden Analyse unterzogen werden müssen: die Vorstellung des Mittels und des Zweckes. Wie dargestellt wurde, sind Kräfte nicht zureichend, um Handlungen zu begreifen, oder wie es HEGEL zusammenfasst:

„Der Zweck ist daher der subjektive Begriff, als wesentliches Streben und Trieb, sich äußerlich zu setzen. [...] Er ist weder eine *Kraft*, die sich äußert, noch eine Substanz und Ursache, die in Akzidenzien und Wirkungen sich manifestiert. Die Kraft ist nur ein abstraktes Inneres, indem sie sich nicht geäußert hat; oder sie hat erst in der Äußerung, zu der sie solliziert werden muß, Dasein; ebenso die Ursache und die Substanz; weil sie nur in den Akzidenzien und Wirkungen Wirklichkeit haben, ist ihre Tätigkeit der Übergang, *gegen den sie sich nicht in Freiheit erhalten*. Der Zweck kann wohl auch als Kraft und Ursache bestimmt werden,

<sup>113</sup> „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ (Kant, Immanuel, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Hamburg 1999, 54/55.)

aber diese Ausdrücke erfüllen nur eine unvollkommene Seite seiner *Bedeutung*; wenn sie von ihm nach seiner Wahrheit ausgesprochen werden sollen, so können sie es nur auf eine Weise, welche *ihren Begriff aufhebt*: als eine Kraft, welche sich selbst zur Äußerung sollizitiert, als eine Ursache, welche Ursache ihrer selbst oder deren Wirkung *unmittelbar* die Ursache ist.“<sup>114</sup>

### 3.1.5.1 Die Intensionen von Mittel und Zweck

HUBIG legt im Ausgang von HEGEL und DEWEY offen, dass Mittel und Zweck einen intensionalen und einen extensionalen Kontext haben. Die Intension des Mittels („Mittelhaftigkeit“) sei ihre „Dienlichkeit“ zu einem Zweck<sup>115</sup> und die Intension des Zwecks („Zweckhaftigkeit“) sei, „dass dieser als *herbeiführbar* erachtet wird“ („Herbeiführbarkeit“).<sup>116</sup> Die Extension des Mittels sei ein „äußeres Mittel“ und die Extension des Zwecks sei der „realisierte Zweck“ oder „ausgeführte Zweck“.<sup>117</sup>

In Modell a. und b. gibt es keine Vorstellung des Mittels. Die Zwecke oder „Gründe“ sind Kräfte, die sich unmittelbar äußern, während in Modell c. und d. die Kräfte durch Mittel ausgelöst werden. Es gibt, laut HUBIG, zwei „konstitutive[] Kriterien für Mittelhaftigkeit (ihre Intension)“: 1. „Effektivität als Dienlichkeit“, wobei dann die Frage gestellt werden kann: „zu welchen Zwecken?“.<sup>118</sup> Dies bedeutet, dass es für Modell c. einen höherstufigen Zweck gibt, der das Modell übersteigt: die Intention der behavioristischen Experimentatorin bestimmt den Zweck; im Gegensatz zur objektstufigen Intention des Untersuchungsgegenstandes, der bestimmt wird.<sup>119</sup> 2. „Effizienz als optimales Verhältnis von Aufwand und Ertrag“, wobei man hier die Frage stellen kann: „welchen Ertrages?“.<sup>120</sup> Der Ertrag ist ein höherstufiger Zweck. Es sollte damit eigentlich schon ein „Diskurs“ im Gange sein, der zuallererst die „rationalen“ materialen Bestimmungsgründe klären und finden sollte, oder zumindest sollten schon die Kriterien verhandelt worden sein, um dann einen solchen „Diskurs“ zu etablieren, wobei in der Spieltheorie dieser „Diskurs“ schon stattgefunden hat, indem es eine Reduktion auf „bestimmte“ Strategien gegeben hat. Eigentlich würde die Eröffnung eines solchen „Diskurses“ das Modell d. schon übersteigen. In den nächsten Abschnitten werde ich deshalb die Evaluierung von möglichen Mitteln und Zwecken, im Versuch höherstufige Kriterien für die

<sup>114</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 189/190. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>115</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 194 und 201.

<sup>116</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 192/193.

<sup>117</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 113-115, 128 und vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 195-204.

<sup>118</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 114.

<sup>119</sup>SKINNER lehnt Absichten und Zwecke als Motivationen des Handelns ab (vgl. *Was ist Behaviorismus?*, 67-69), aber sein Bemühen Voraussetzungen für ein ‚gutes‘ Leben in einer Gemeinschaft aufzuzeigen, unterstellt schon bei ihm ein Motiv, zu welchem der Behaviorismus dienlich sein soll.

<sup>120</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 114.

Validierung des Status des Normativen zu etablieren, untersuchen.

#### 3.1.5.2 Unterwegs zu einem antidogmatischen Gebrauch von Mittel und Zweck?

Die Vorstellung eines Zwecks als Zweck eröffnet die Möglichkeit, den Zweck zu evaluieren, wie auch die Vorstellung des Mittels als Mittel die Möglichkeit eröffnet, einen flüchtigen Blick auf die Vermittlung zu werfen. Diese Züge innerhalb eines Sprachspiels sind Versuche, einen antidogmatischen Diskurs zu etablieren. Die bisher implizite instrumentelle Rationalität wird explizit gemacht, um antidogmatische Charakteristiken ins Spiel zu bringen. Nur bleiben sie eben auch der instrumentellen Rationalität verhaftet. Diese Problematik lässt sich gut im Ausgang von Überlegungen zur Sprache darlegen. Damit wird der objektstufige und implizite Gebrauch der instrumentellen Rationalität der obigen Modellen abgeschlossen, da sie auf einer höherstufigen Ebene reflektiert wird.

Praxen sind vermittelt durch Handlungen und auch durch den Gebrauch der Sprache. Das bedeutet, dass Praxen nur via Individuen ‚existieren‘, die solche Praxen verwirklichen. Im Alltag und über Gewohnheit eingeübte Schemata oder über obige Modelle ist die Vermittlung nicht begriffen, d.h. die Rolle der Vermittlung beim Verhalten und Sprechen. Eine meiner Thesen ist: Verhalten – wie auch verbales Verhalten – ist kein Begriffsgebrauch – oder Begreifen. Das bedeutet jedoch nicht, dass einem bloß verbalen und bedeutungslosen Verhalten der Begriffsgebrauch übergestülpt wird oder werden muss. Die (natürliche) Sprache ist hier *mehr* als ein Modell, um diese Überlegungen weiter zu verfolgen, denn es lassen sich mit ihr Versuche kritisieren, die bedeutungslosem verbalem Verhalten Bedeutung *von außen* verleihen wollen.

##### 3.1.5.2.1 Verhalten und sprachliches Verhalten

Den Unterschied zwischen Verhalten, das ohne die Äußerung von Worten stattfindet, und verbalem Verhalten zu erörtern, mag als ein interessantes Projekt erscheinen und ist es in der Tat auch von einem evolutionsbiologischen oder paläoanthropologischen Standpunkt aus. Dabei will man die Bedingungen biologischer Charakteristiken verstehen, die notwendig sind, um Laute hervorzubringen, also anatomische Veränderungen im Laufe der Evolution. Damit ist aber die Semantik dieser Laute nicht verstanden und die semantische Signifikanz wäre auch nur ein Hinzukommendes. Ähnlich wäre auch eine behavioristisch-sozialwissenschaftliche, aber auch evolutionsbiologische Herangehensweise, die das Sprachlernen von Kindern als Einführung in eine soziale Praxis untersucht. Dies soll zu einer Unterscheidung von Wesen

führen, die sprechen können und solchen, die es nicht können – zumindest ist es dies, was man hofft zu verstehen. Sie folgen der gleichen Problemstellung: „Wie ist Sprache möglich?“ Wir behandeln aber nicht jeden, der ein Wort äußert, als ein Mitglied unserer Gruppe, und damit als Teilnehmer an unseren Praxen. BRANDOMS Beispiel dafür ist ein Papagei, der das Wort „rot“ äußert, immer wenn er ein rotes Ding sieht. Auch wenn der Papagei in jedem Fall das Wort korrekt anwendete, behandelten wir ihn, laut BRANDOM, nicht als einen Teilnehmer an der Sprachpraxis oder als fähig, eine Sprache zu gebrauchen.<sup>121</sup> Somit scheint es, dass es eine intra-sprachliche Unterscheidung geben muss, die wichtiger ist als die Unterscheidung zwischen verbalem und non-verbalem Verhalten.

### 3.1.5.2.2 Das Einführen von Begriffen

Richard RORTY schreibt in seiner Einleitung zu SELLARS' *Empiricism and the Philosophy of Mind*:

„Sellars, like the later Wittgenstein but unlike Kant, identified the possession of a concept with the mastery of the use of a word. So for him, mastery of a language is prerequisite of conscious experience.“<sup>122</sup>

Diese „Erfahrung“ („experience“) sei nicht auf Wahrnehmung beschränkt, sondern schließt „all awareness of *sorts, resemblances, facts*, etc., in short, all awareness of abstract entities“<sup>123</sup> ein, und ist deshalb „eine sprachliche Angelegenheit“ („a linguistic affair“)<sup>124</sup>. Aber das „Meistern des Gebrauchs eines Wortes“ („mastery of the use of a word“) könnte auch als eine verlässliche Disposition eines Papageis angenommen werden und deshalb, wie ich denke, ist der Gebrauch von Begriffen das Meistern oder ‚Beherrschen‘ einer Praxis und nicht nur der Gebrauch eines Wortes als Anwendung eines „Begriffs“.<sup>125</sup>

---

<sup>121</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 88/89.

<sup>122</sup>Rorty, Richard, „Introduction“. In: Sellars, Wilfrid, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.)/London (42003) [1997], 4.

<sup>123</sup>Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Abschnitt 29.

<sup>124</sup>Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Abschnitt 29.

<sup>125</sup>Die negative Abgrenzung von SELLARS ist hier mehr der Hintergrund, um meine eigenen Überlegungen zu entwickeln. Dass SELLARS' Absicht in manchen Punkten meiner Intention ähneln mag, will ich nicht bestreiten, beziehe mich hier aber eher auf terminologische Ungereimtheiten, die vielleicht eher in RORTYS Wortwahl liegen.

#### 3.1.5.2.3 Der Mythos der gegebenen Zwecke und die Freiheit der Mittel

Die Zwecke sind in dem Sinne gegeben, dass sie in jedem menschlichen Wesen präsupponiert werden, z.B. als elementare oder alltägliche Bedürfnisse. Und da sie da sind oder gegeben, muss man sich „nur“ auf das Mittelfinden fokussieren, um den gegebenen Zweck realisieren zu *können* (Bedürfnisbefriedigung). Auf einer höherstufigen Ebene kann das Individuum aber auch um die Mittelsicherung besorgt sein und zwar durch das Etablieren von Institutionen, die bestimmtes strategisches Verhalten ermöglichen oder verunmöglichen, was z.B. kooperative Ansätze der Spieltheorie nutzen und zeigen wollen. Aber das Mittelfinden basiert auf oder gründet in der Geschicklichkeit des Individuums und die Folge ist der Ausschluss von Individuen aufgrund ihrer (immer schon) begrenzten Anzahl an Geschicklichkeiten – und den ggf. widrigen Umständen diese auszubilden –, von der Befriedigung bestimmter Bedürfnisse, die sie haben. Sie werden damit von der Teilnahme und damit der Kooperation z.T. ausgeschlossen.<sup>126</sup> Die Frage nach der Ermöglichung der Ausbildung von Geschicklichkeiten auch und gerade jenseits der Bedürfnisbefriedigung und Nutzenmaximierung, aber dann auch der Bildung ‚aller‘, die eine Teilnahme an der sozial-kooperativen Praxis ermöglicht, kann in einem Ansatz, der das ‚Handeln‘ auf das geschickte Hantieren mit Strategien reduziert, nicht gestellt werden. Die „Institutionalisierung“ der Strategien in Verfahren der Mittelsicherung bleibt einseitig. Die „unsichtbare Hand“ („invisible hand“) (Adam SMITH), die das Finden und Sichern der Mittel lenkt (Marktwirtschaft), benötigt eine institutionalisierte Form der Sicherung von Zwecken (Staat), um Kooperation zu ermöglichen.<sup>127</sup>

Im Bereich der Sprache mag Rhetorik ein gutes Beispiel für ein strategisches Verfahren oder eine Technik sein, um einen gegebenen – oder einen angeblich selbst gewählten – Zweck zu erreichen, und zwar auch ohne Rücksicht auf den ‚Wert‘ oder die ‚Güte‘ des Zweckes. Ein ähnlicher Fall ist das collagenartige Zusammenstellen von Textbausteinen, ohne ‚wirklich‘ den Inhalt zu verstehen, oder im Falle des Sprechens mag jemand einfach etwas oder jemandem nachplappern, ohne ‚wirklich‘ den Inhalt und den Zweck zu verstehen (vgl. HEIDEGGERS Begriff „Gerede“, dieses ist ja ‚bedeutungslos‘); vielleicht auch nur, um einer anderen Person

<sup>126</sup>Zwänge man sie durch Sanktionen zum Ausschluss, dann handelte es sich ja schon um nicht-kooperative Spiele.

<sup>127</sup>Vgl. Siep, Ludwig, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“, Ein Einführender Kommentar zu Hegels „Differenzschrift“ und „Phänomenologie des Geistes“*, Frankfurt am Main 2000, 196. SIEP glaubt, dass diese wechselseitige Bedingtheit in HEGELS *Rechtsphilosophie* dargestellt sei:

„Nach Hegels *Rechtsphilosophie* müssen beide ‚Integrationsformen‘ jeweils die andere in sich enthalten und deren Aufgaben übernehmen. In der bürgerlichen Gesellschaft muß neben den ‚invisible hand‘-Prozessen auch die bewußte Förderung des Gemeinwohls institutionalisiert sein, durch berufsständische Organisationen und durch administrative Maßnahmen der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Im Staat muß umgekehrt sowohl für die materielle Existenz des Individuums wie für seine Rechte und seine sittliche Verwirklichung in öffentlichen Aufgaben Sorge getragen werden.“

oder einer Gruppe zu gefallen. Dies heißt aber nicht, dass der (,gute') Zweck die Bedeutung erschöpft, also einem Gerede semantische Signifikanz verleiht. – Die einfachen Anführungszeichen in diesem Abschnitt sollen darauf hinweisen, dass in dieser Art des „Diskurses“ noch keine strategischen Verfahren etabliert wurden, um die ,Güte' von Zwecken oder die ,Vernünftigkeit' des Inhalts zu evaluieren, d.h. es gibt innerhalb dieses Paradigmas überhaupt keinen Diskurs, oder er wird bewusst ausgeblendet, um ein abstraktes Modell zu erstellen, wie in der Spieltheorie.

Die *Freiheit der Mittel* als ein ,zweckloses' und auch ,ziellooses' Geschicklichkeitsspiel ist hier nur die eine Hälfte der Geschichte und bedeutet, dass wir nicht durch die Mittel determiniert sind und es uns möglich ist, die Mittel frei zu wählen. Es ist natürlich so, dass im Alltag und durch Gewohnheit und Konvention das ,richtige' Mittel normalerweise und auch mit einem gewissen normativen Zwang ,vererbt' wird, aber die Vorstellung des Mittels als Mittel ist schon ein erster Schritt, sich von dieser „Normativität“ zu distanzieren. – Wie HEGEL diese Vorstellung im Rahmen der logischen Genese des Selbstbewusstseins entwickelt, wird weiter unten Thema sein, von diesem Punkt aus wird die Validierung des Status des Normativen über Anerkennungsbeziehungen ihren ,logischen' Anfang nehmen.

#### 3.1.5.2.4 Der Mythos der gegebenen Mittel und die Freiheit der Zwecke

HEIDEGGER fragt: „Welcher Art ist das Sein der Sprache, daß sie ,tot' sein kann?“<sup>128</sup> Wenn wir nur die Mittel der Sprache hätten, d.h. die Grammatik und die Semantik als ,vorhandene' oder gegebenen Mittel, z.B. in der Form eines Lehrbuches der Grammatik und eines Wörterbuches und es keine Sprecher dieser Sprache mehr gäbe, dann wäre die Sprache tot. Die Sprecher müssen in der Sprache im Dialog sein, um im Sprechen die Mittel der Sprache weiter zu entwickeln, dass sie lebendig bleibt. Auch Texte können z.T. die Voraussetzung für einen „Dialog“ sein, z.B. im wissenschaftlichen Diskurs, auch wenn sie gegeben sind. Sie können oder müssen auch nicht mehr von der Autorin oder vom Autor geändert werden, denn sie oder er kann auf Rückfragen antworten, um ein Sinnverstehen zu fördern. Bei Texten aus einer sogenannten toten Sprache oder bei Texten eines toten Autors besteht immerhin die Möglichkeit eines *Dialogs* im Konjunktiv.<sup>129</sup> Es kann also nach den elementaren oder erststufigen Mitteln, wie Grammatik und Semantik, in einer gesprochenen Sprache auch noch höherstufige Mittel geben, die als transzendental gegeben vorgestellt werden und Hypostasierungen des Sprach-

<sup>128</sup>Heidegger, *SuZ*, 166. Eine Frage, die eher ,von außerhalb' gestellt wird, d.h. von einem Standpunkt aus, der normative oder auch semantische Signifikanz als ein Hinzukommendes betrachtet.

<sup>129</sup>Zu dieser Problematik unter dem Titel „Philosophiegeschichte“ s.u. den Epilog dieser Arbeit.



gebrauchs sind. Höherstufige Mittel werden etabliert, um Zwecke zu erörtern oder inhaltlich zu bestimmen (Zweckfindung) und werden dabei als transzendental betrachtet, d.h. sie sollen die notwendigen Bedingungen der Möglichkeit eines dann und dann bestimmten Zweckes oder Zieles offenlegen. Dies könnten z.B. die Bedingungen für eine erfolgreiche Koordination (LEWIS) sein oder sogar für eine Kooperation von Mitgliedern einer Gruppe oder für die faktisch ‚erfolgreiche‘ Kommunikation als Konsens „im Vorgriff auf eine ideale Sprechsituation“<sup>130</sup> (HABERMAS).

Diese höherstufigen Mittel sind strategische Verfahren, um an ein bestimmtes Ende zu kommen und um eben den Weg dorthin abzusichern (Zweck- und Zielsicherung), d.h. die Mittel sollen bedeutungsverleihend sein. Das Ziel selbst ist nicht bestimmt, hat also keinen Inhalt und keine Bedeutung, wenn es diese überhaupt ‚irgendwann‘ einmal haben wird. Nur die Mittel, die dorthin führen sollen, sollen bedeutungsvoll sein oder Signifikanz haben. Dieser Zustand wird manchmal auch noch als jenseits eines jeden Erreichens vorgestellt: ein jenseitiges Sollen – ein inhaltsleerer und bedeutungsloser Zustand. Damit unterscheiden sie sich von Utopien, auf die sich Handlungen ausrichten können, da sie schon inhaltlich bestimmt sind.

#### 3.1.5.2.5 Vom Diskurs zum Dialog

Das Sichern des Zwecks oder des Ziels auf der einen Seite und das Sichern der Mittel (über strategische Verfahren) auf der anderen Seite *produziert* „nur“ eine gemeinsame Sprachpraxis und diese beruht dabei auf dem Aspekt der *ποίησις*. In diese Richtung geht auch die „Dialogische Logik“. KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER schreiben über diese:

„Denn ‚dialogisch begründet‘ heißt in diesem Rahmen eine These erst dann, wenn einsichtig gemacht werden kann, dass sie sich *gegen jeden Gesprächspartner*, genauer: in *jedem Gesprächsverlauf*, ‚erfolgreich‘ (‚überzeugend‘) vertreten lässt.“<sup>131</sup>

Damit ist ein erfolgreicher Gesprächsverlauf synonym mit einem überzeugenden Gesprächsverlauf, was eher an die rhetorische *τέχνη* der Sophisten erinnert als an einen Dialog im Sinne PLATONS. Sie weisen dann auch darauf hin, dass eben eine „Begründung“ in der „Dialogischen Logik“ nicht im Dialog stattfindet, sondern „durch die Beschreibung von Gewinnstrategien“, die die Proponentin, d.h. diejenige, die eine Behauptung aufstellt, und diese über eine Gewinnstrategie zu verteidigen sucht, schon durchgespielt haben müsse. Sie nennen dies

<sup>130</sup>Habermas, „Wahrheitstheorien“, 180.

<sup>131</sup>Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 218.

auch ein „*meta-dialogisches* Gewand“. <sup>132</sup> Dies erinnert wiederum an spieltheoretische Überlegungen, die hier schon dargelegt worden sind. KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER charakterisieren dann die ‚Regeln‘ der „Dialogischen Logik“ als in einem transzendentalen Rahmen verortet, d.h. man müsste sie einhalten, um einen ‚vernünftigen‘ Gesprächsverlauf zu gewährleisten. Ihre Kritik an der „Dialogischen Logik“ endet dann in einem Appell an „öffentliche[] Diskurse[]“, die die aktuellen dialogischen und auch gewinnstrategisch-monologischen Denkweisen übersteigen sollen <sup>133</sup>; wohl auch, weil mehr Menschen beteiligt sein sollen <sup>134</sup> und dann auch, weil Kriterien für diese Diskurse schon institutionalisiert sein müssten. Hier scheint aber auch problematisch, ob nicht, wie zuvor die Sinnkriterien der „Dialogischen Logik“, die bedeutungsverleihenden Sinnkriterien des öffentlichen Diskurses überschätzt werden?

Ob nun die operativen ‚Regeln‘ einer „Dialogischen Logik“ oder BRANDOMS deontische ‚Regeln‘/Begriffe oder die Kriterien der öffentlichen Diskurse, es handelt sich um die oben ausgeführte „Freiheit der Zwecke“, zu der diese ‚Regeln‘ und Begriffe führen sollen. Sie ermöglichen damit den Dialog oder Diskurs. Objektiv und wahr werden die Sätze dieser Sprachspiele dann durch den aktuellen Verlauf. Zusätzlich zu den bedeutungsverleihenden Sinnkriterien führt der aktuelle Verlauf zu objektiven und wahren Sätzen. Sie gründen sich aber auf die falsche Frage: „Wie ist ein Dialog oder Diskurs möglich?“. Die oben geschilderten Elemente, um einen antidogmatischen Diskurs zu formen, wie die „Freiheit der Mittel“, die nur unter gegebenen Zwecken operieren und ihre Strategien verfolgen (spieltheoretische Ansätze) und die „Freiheit der Zwecke“, die die Zweckfindung im Verlauf des „Diskurses“ anstreben, bleiben aber immer abstrakt, wenn ihnen der aktuelle Verlauf fehlt oder im ersten Fall, wenn ihre Zwecke nur innerhalb von Modellbildungen herangezogen werden können. Die „Freiheit der Zwecke“ und die „Freiheit der Mittel“ bilden beide zusammen den Versuch, einen Diskurs zu ermöglichen. Der Dialog als modifizierende Bestimmung des *wechselseitigen* Vollzugs zwischen ‚selbstbewussten Wesen‘ müsste erst durch die Fallstricke der Anerkennung hindurch entwickelt werden, d.h. nachdem Problemstellungen, die die Frage nach der Möglichkeit der Anerkennung stellen (s. Teil III), durchgearbeitet worden sind. Dialog und Anerkennung sind aber lediglich im Ausgang vom Wissens des Wissens ‚da‘, das realisiert wird und nicht ermöglicht wird, also nicht als Zweck auftreten kann, denn es ist Realisationsgrund und nicht Seinsgrund (wie auch der aktuelle Verlauf oder die operativ-deontischen ‚Regeln‘ nicht den Seinsgrund darstellen sollten). Hierbei handelt es sich aber um eine Aufgabe, die in dieser Arbeit nicht weiter entwickelt werden kann. Es muss hierzu die Rede von selbstbewussten

<sup>132</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 220/221.

<sup>133</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 216-221.

<sup>134</sup>Vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 216.

Wesen geklärt werden (s. 3.2.2.). Dies wird anhand eines Rückbezugs, auf die hier verhandelte metaethische Debatte über die Normativität des praktischen Verstandes, vorbereitet. Durch die Herausstellung ihrer zugrunde liegenden Grammatik kann die Rolle des Individuums in dieser Debatte allererst problematisiert werden.

## 3.2 Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs II

Das Individuum nimmt in der logischen Objektsprache die Rolle einer Variablen ein, wie oben in den vier Modellen dargestellt wurde, und dies erlaubt dann einen reibungslosen Übergang zu einem metasprachlichen „deductive paradigm“<sup>135</sup> (MCDOWELL) in der Anwendung von Normen. Das Individuum ist passiv und es gibt keinen „Widerstand“ bei der Anwendung der Normen, d.h. dies findet dann in einer „widerstandslosen Atmosphäre“<sup>136</sup> statt.<sup>137</sup> Das Individuum ist hier sowohl in der logischen Objektsprache als auch in der Metasprache nur formal „vermittelt“, aber nicht vermittelnd – die Vermittlung vollziehend:

„Ein eigentliches Schicksal hat nur das Selbstbewußtsein, weil es frei, in der Einzelheit seines Ich daher schlechthin an und für sich ist und seiner objektiven Allgemeinheit sich gegenüberstellen und sich gegen sie *entfremden* kann. Aber durch diese Trennung selbst erregt es gegen sich das mechanische Verhältnis eines Schicksals. Damit also ein solches Gewalt über dasselbe haben könne, muß es irgendeine Bestimmtheit gegen die wesentliche Allgemeinheit sich gegeben, eine Tat begangen haben.“<sup>138</sup>

### 3.2.1 Die Grammatik der „Gründe“

Die „Gründe“ können als ‚Regeln‘ kodifiziert werden und sind damit Gesetze (Handlungserklärungen) oder Techniken und Strategien (Handlungssteuerung). Nur um was für ‚Regeln‘ handelt es sich? Um eine Oberprämisse in einem Modus ponens oder um generische Sätze? Letztere wären hier vorzuziehen, da sie den theoretischen Status der „Gründe“ miteinbeziehen.

Zur logischen Hypostasierung tritt hier eine ontische Hypostasierung hinzu und verändert damit auch die Charakteristik des logischen Vokabulars. Es handelt sich nun um eine Ontologie, die nach einem objektivistisch-mechanistischen Paradigma operiert. Das Subjekt wird

<sup>135</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 62-70. MCDOWELL kritisiert diese Vorstellungsweise.

<sup>136</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 163.

<sup>137</sup>Vgl. hierzu auch HEGELS Kritik des formal-mechanistischen Paradigmas in der *Begriffslogik*. (Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 160-169.)

<sup>138</sup>Hegel, *Begriffslogik*, 168. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

aber so auch nur noch als Objekt vorgestellt und sein „Vollzug“ kann nur noch als kausalnotwendig vorgestellt werden. Es handelt sich hierbei um eine konsequente Erweiterung der obigen Modelle, die noch ontisch „neutral“ gehalten wurden. Fügt man ihnen ontische Zustände hinzu, dann wird eine objektivistisch-mechanistische Ontologie entworfen.

### 3.2.1.1 Zustände und „deduktives Paradigma“

Die Zugänge wurden oben anhand der Subjunktion dargestellt. Es ist aber auch möglich, sie als eine Deduktion zu modellieren, die eine notwendige Verbindung ausdrückt. Wie ich denke, zielen diese Zugänge implizit gerade darauf ab, die Notwendigkeit zwischen dem Antecedens und dem Consequens *abzusichern*, die dann aber in einer logischen Metasprache erwähnt<sup>139</sup> werden.<sup>140</sup> Es ist ein Versuch, die objektsprachliche Subjunktion zu erweitern, indem man physiologische oder mentale Zustände als Input und Output *hinzunimmt*. Damit wird aber das formal-mechanistische Paradigma um eine ontische Hypostasierung erweitert. Die metasprachlichen Zeichen repräsentieren diese Zustände, so dass das Argument, welches die Aussagefunktion saturierte, als ein physisch-organischer, psychischer oder mentalistisch-intentionaler Zustand eines Individuums betrachtet werden kann ( ${}^m\varphi^m$ ). Und dann wird anhand des Modus ponens ein Zustand *produziert*: das Verhalten des Individuums als Output oder Konklusion ( ${}^m\psi^m$ ):

$$(14) \quad \varphi, \varphi \rightarrow \psi \models \psi$$

In Modell a. wäre der Input-Zustand ein physisch-organischer oder auch psychischer Zustand, in b. wäre er irgendeine Art kognitiv-intentionaler Zustand, in c. ein umweltlicher Weltzustand, der einen physisch-organischen Zustand hervorruft, und in d. wäre er irgendein kognitiv-psychischer Zustand, der in Einklang mit dem „rationalen Prinzip“<sup>141</sup> ist. Wenn ein Zustand besteht, dann *muss* ein Verhalten folgen

<sup>139</sup>Vgl. Quine, *Grundzüge der Logik*, 67-69 and vgl. Link, *Collegium Logicum*, 79.

<sup>140</sup>Godehard LINK schreibt: „Anders als das Konditional drückt diese Art von Wenn-dann-Verknüpfung keinen neuen Satz der Objektsprache aus, sondern besitzt den Status einer *metasprachlichen* Relation zwischen objektsprachlichen Sätzen.“ Diese Relation und der „Übergang“ stellt eine „logische Notwendigkeit“ dar. (Vgl. Link, *Collegium Logicum*, 79.) Er spricht explizit von einem „Zustand“ und ontisiert dabei die logisch-metasprachliche Redeweise.

<sup>141</sup>Dies könnte auch als eine Art der Natur inhärierende Effektivität in ein mechanistisches Paradigma verwandelt werden und so evolutionsbiologisch „erklärt“ werden, auch ohne ein teleologisches Moment der Zwecksetzung. Skinner lässt solche evolutionsbiologischen Erklärungen in seinen Behaviorismus einfließen. (Vgl. Skinner, *Was ist Behaviorismus?*, 229-233.) Der Spieltheorie fehlt m.W. ein solch umfassendes Begründungsbedürfnis. Sie setzen dennoch schon ein bestimmtes Bild vom Menschen als gegeben voraus.

„as a psychological mechanism that, aside from lapses of attention and so forth, churns out the appropriate behaviour with the sort of reliability that a physical mechanism, say a piece of clockwork, might have.“<sup>142</sup>

Die Problematik ist hier nicht nur die inferentielle Verbindung, die nur gültig in einer abstrakten Metasprache ist, sondern dass es sich auch um ein rein extensionales Paradigma handelt. Der logischen Hypostasierung des Modus ponens wird eine ontische Hypostasierung (Zustände) zur Seite gestellt und somit würde auch die Frage nach der Metaphysik dieser Zustände wieder eröffnet werden. Man müsste die ontologisch-metaphysische Debatte also auch wieder aufführen. Das kann sicherlich nicht der richtige Weg sein.

Die (natürlichen und/oder sozialen) Gesetze der Handlungserklärung und die Techniken und Strategien der Handlungssteuerung werden via eine „hypostatische Abduktion“<sup>143</sup> erschlossen. Die Ersteren sind „Kausalabduktionen“<sup>144</sup> und die Letzteren „Präsuppositionsabduktionen“<sup>145</sup>. Somit ist der Status der Gesetze, Techniken und Strategien, die das Verhalten hervorbringen sollen, nicht als ein unmittelbar Wirkendes darstellbar, sondern ein vermittelter theoretischer Status. Der Grund, weshalb es so viele verschiedene Theorien gibt, die darstellen wie Verhalten hervorgebracht wird, ist, dass sie auf dem instabilen und unsicheren abduktiven Schluss aufruhen, auch wenn natürlich die Gesetze und Techniken getestet werden, und so stabilisiert werden. Nur können die Subjunktionen nicht so weit stabilisiert werden, dass sie in einem „deduktiven Paradigma“ kulminieren.

#### 3.2.1.2 Objektstufige Gründe

Die Oberprämisse, die eine Regel darstellt, sei, laut MCDOWELL, nicht „kodifizierbar“ („codifiable“).<sup>146</sup> Aber es müsste zumindest ein ideales  $\varphi$ -en geben, um Handlungserklärungen aufzustellen:

„Reason-giving explanations require a conception of how things ideally would be, sufficiently independent of how any actual individual's psychological economy operates to serve as the basis for critical assessment of it. In particular, there

<sup>142</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 58. MCDOWELL bespricht das Regelfolgen, aber ich denke, dass seine Kritik auch hier anwendbar ist. (Vgl. ebd., 58-64.)

<sup>143</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

<sup>144</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

<sup>145</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 204-214.

<sup>146</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 65-69.

must be a *potential gap* between the ideal and the specific directions in which a given agent's motivations push him."<sup>147</sup>

Da man das Haben der Vorstellung eines idealen  $\varphi$ -ens nicht innerhalb eines deduktiven Paradigmas darstellen kann, könnte man diese Vorstellung anhand eines „bundle of individual conditionals“<sup>148</sup> als einen ‚generischen Satz‘<sup>149</sup> ausdrücken. Das ideale Handlungsschema oder die ‚Regel‘ wären dabei der Grund des Handelns. Dieser müsste nicht, analog zu einem notwendigen Mechanismus, ein Verhalten veranlassen und hervorbringen. Es handelt sich um eine Vorstellung, wie etwas sein *soll* – eine normativ-ideale Vorstellung, die offen für eine Beurteilung ist. Nur handelt sich dabei um einen *objektstufigen Grund*, denn er ‚repräsentiert‘ ein Handlungsschema für einen realen Handlungsvollzug, der durch eine „singuläre Handlungsprädikation“<sup>150</sup> ausgedrückt wird. (Der generische Satz ist zudem aber die logische Ausdrucksweise einer weiteren ontischen Hypostasierung: Dispositionen, die als Veranlasser aufgefasst werden, und so eine weitere Debatte über das Normative formen. Diese wird im vierten Kapitel behandelt werden.) – Es gibt auch noch andere Arten von generischen Sätzen, die als „höherstufige“ Gründe betrachtet werden können, da sie nicht unmittelbar objektstufig auf singuläre Handlungsprädikationen bezogen sind, sondern das Instanzsein der Handlungsgründe in eine gegensätzliche Bestimmung treten lassen.

### 3.2.1.3 Der Gegensatz generischer Sätze

Generische Sätze, die das „Wesen“ des Menschen ausdrücken, sind:

(A) Der Mensch ist ein Sinnenwesen, d.h. fähig zu  $\varphi$ -en.

und

<sup>147</sup>McDowell, „Might There Be External Reasons?“, 105. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.) Jan MÜLLER weist auch auf diese Überlegungen MCDOWELLS hin und verortet sie auch bei HUBIG. (Vgl. Müller, „Das Handeln und die Eule der Minerva“, 88 Anm. 5.)

<sup>148</sup>Quine, Willard Van Orman, *Methods of Logic*, New York <sup>4</sup>1982 [<sup>1</sup>1950], 22.

<sup>149</sup>KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER schlagen vor, Wenn-dann-Sätze wie „Wenn Salz in Wasser geschüttet wird, löst es sich auf.“ als generische Sätze zu verstehen: „Als generische Regel wird sie auch nicht dann falsch, wenn sich das Salz manchmal nicht löst. Denn generische Regeln und generische Sätze werden nie ohne einen Gebrauchsfilter verwendet. Sie dürfen insbesondere nicht rein schematisch verwendet werden. Sie artikulieren eher ein Allgemeinwissen. Dieses bestimmt das Verständnis des jeweils Gesagten in der Form von *Defaultinferenzen*, d.h. von *Normalinferenzen*.“ (Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 156.) Ich denke, dass HEGEL diese Thematik unter dem Titel „*Das universelle Urteil*“ bespricht. (Vgl. Hegel, *Begriffsslogik*, 84-88.)

<sup>150</sup>Müller, „Das Handeln und die Eule der Minerva“, 88 Anm. 5.

(B) Der Mensch ist ein moralisches Wesen, d.h. fähig zu  $\mu$ -en.

Welcher Satz drückt *das* „Wesen“ des Menschen aus? Wenn A generisch für Modell a ist und B für Modell b, dann ist es nur möglich, diese Sätze über die logische Rolle zu unterscheiden, die die einzelnen Subjunktionen der generischen Sätze in der Objektsprache spielen: entweder als hinreichende oder als notwendige Bedingungen. Damit sind aber A und B in Bezug zur Intension ‚Effektivität‘ äquivalent (vgl. HEGELS Kategorie „Verschiedenheit“). Wird diese Intension jedoch ontisch zu einer Kraft hypostasiert und damit als gegeben angenommen, dann drücken die generischen Sätze gegensätzliche Bestimmungen (Setzungen) des „Wesens“ des Menschen aus: *Gegensätze* (vgl. HEGELS Kategorie „Gegensatz“). Die Kräfte, die das Verhalten der Individuen auslösen sollen, dienen dann als Instanzen. Damit ergibt sich aber ein Widerspruch selbstständiger Instanzen, da beide als ‚unbedingter Anfang‘ des Verhaltens gelten sollen, wobei man den Widerspruch hinter sich lassen kann, indem man gerade das Instanz-*sein* als Grund begreift, auch wenn dies mit sich bringt *eigensinnig* (HEGEL) zu sein (s. 3.2.2.). KANT ist dabei schon einen Schritt weiter, denn er erkennt das Sein des „*homo noumenon*“ als (logische) Instanz an und nicht interne oder externe Gründe (Bedingungen) als ontische Instanzen. Hier wird im Ausgang von HEGEL an diese Problematik herangegangen, um anhand einer Formanalyse einen ersten flüchtigen Blick auf das Instanz-*sein* zu werfen, welches dann wieder als ein Seiendes (als Disposition) verstanden werden kann, und damit versinkt dieser Appell an das Sein wieder (s. dann viertes Kapitel).

Hier wurde dem Menschen als phänomenalem Wesen, Objekt im „Räderwerk“ des mechanistischen Paradigmas, eine Wesensbestimmung als noumenales Wesen gegenübergestellt, die angibt, dass der Mensch auch zur „Freiheit begabt sei“ – was das auch immer heißen mag. Es zeigt sich aber auch, in welcher Starre die Vorstellungsweisen gefangen gehalten werden. Beiden unterliegt implizit die transzendente Dialektik KANTS, dass entweder die Kausalkette selbst absolut sei oder ein absoluter Anfang angenommen werde. Aus der Starre der Gegensätze kommt man so nicht heraus, denn man kann dabei nur eine Als-ob-Freiheit behaupten, die im Folgenden gerade als verfehlt aufgezeigt wird. Hier wird der Vollzug des Subjekts zurückgewonnen, ohne diesen theoretisch zu überfrachten. Die Selbstständigkeit ist dann eine modifizierende Bestimmung, denn versteht man sie als determinierende Bestimmung, dann versteht man sie als eine Art absoluten Anfang. Man fände sich dann auf einer Seite des Gegensatzes wieder, der von einer transzendentalen Dialektik aufgedeckt wird, und es bliebe dann nur zu sagen, dass es sich um eine Als-ob-Selbstständigkeit handelte, die *nur* einen *möglichen* Status hätte, aber es handelt sich hierbei um einen ‚*wirkenden*‘ Status.

### 3.2.2 Die Entwicklung des Selbstbewusstseins – Anerkennung – Arbeit: Vom Vermitteltsein zum Vermitteln

„Das Bewußtsein hat erst in dem Selbstbewußtsein, als dem Begriffe des Geistes, seinen *Wendepunkt*, aus dem es aus dem *farbigen* Scheine des sinnlichen Diesseits und aus der *leeren* Nacht des übersinnlichen Jenseits in den geistigen Tag der Gegenwart einschreitet.“

Hegel, *PhG*, 145.

(Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

Die besprochenen Modelle (a, b, c und d) gehen von hinzukommenden Veranlassern für das Verhalten aus. Die Individuen sind lediglich Variablen und unbestimmt in dem Sinne, dass die Modelle auf jedes Individuum anwendbar wären, ohne dass diese „Widerstand“ leisten könnten. Sie werden „überwältigt“, denn der „Widerstand“ des Einzelnen als Einzelnes („Bestimmtheit“ des Einzelnen als „Einzelheit“) ist dem Allgemeinen der Kraft „nicht angemessen“. Durch seine „Einzelheit“ hat es „nicht die Kapazität für das Mitgeteilte“ der Kraft. Das Individuum wird „zersprengt“, „weil es sich an diesem Allgemeinen nicht als Subjekt konstituieren“ kann, d.h. als Instanz begreifen, also die Kraft oder das Allgemeine „nicht zu einem Prädikat machen kann.“<sup>151</sup> Es ist nur „bestimmt“ durch die Kraft und „vermittelt“ oder ein Mittel zu einem außer ihm liegenden Zweck: und zwar ein „bestimmtes“ Verhalten hervorzu- bringen. Macht es sich selbst zum Prädikat, dann handelt es sich um ein modifizierendes Prä- dikat – hier: „...als selbstständig“ – und nicht um ein determinierendes Prädikat, das in einen Gegensatz zu einem anderen determinierenden Prädikat treten kann. Eine (modifizierende) Vorstellung<sup>152</sup> vom Mittel als Mittel zu entwickeln, ist Thema unter dem Titel „Selbstbewußt- sein“ in HEGELS *Phänomenologie des Geistes (PhG)*<sup>153</sup>, wobei zum ersten Mal auch eine Vorstellung der „Anerkennung“ entwickelt wird, die das Movens der Validierung des Status des Normativen ist. Drei Punkte sind dabei hervorzuheben: (1.) Bei der Bewegung der Aner- kennung handelt es sich um einen Reflexionsprozess, der keinen Metastandpunkt impliziert, (2.) es ist eine modifizierende Bestimmung des ‚Tätig-seins‘ und (3.) es handelt sich um einen Schritt weg von theoretischen Modellen der Validierung des Status des Normativen via Kräfte,

<sup>151</sup>Vgl. für diesen Gedankengang: Hegel, *Begriffslogik*, 167.

<sup>152</sup>Den Begriff des „Mittels“ entwickelt HEGEL in der *Begriffslogik*.

<sup>153</sup>Andreas LUCKNER weist darauf hin, dass HEGEL fragt, „was ein Mittel überhaupt ist“, er also „Mittel als Mittel“ untersucht, während HEIDEGGER fragt, „wie dies geschieht. Wie, in welcher Weise, konstituieren wir Mittel als Mittel?“ D.h. er entwickelt „eine Phänomenologie des Mittelgebrauchs“. (Vgl. Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 45.)



Strategien und Techniken, die solche Kräfte auslösen sollen, oder, wie HUBIG schreibt:

„Die Vielfalt der Möglichkeiten, solche Regeln zu modellieren, die in konkurrierender Weise in der Lage sind, ihr ‚Anderes‘ (das jeweilige Bewusstsein vom Ding) als Wahrheit auszuzeichnen, verlangt, dass dieses Bewusstsein selbst zum Thema der Reflexion wird. Als Vorgestelltes wäre es aber selbst nur ein Ding. Im Modus der Theorie ist ein Einheit stiftender archimedischer Punkt nicht zu finden. Kant hatte dies zutreffend auf die Formel gebracht, dass das Ich nicht Gegenstand einer Vorstellung sein kann, sondern diese Vorstellungen immer schon (unthematisiert) begleitet. Damit sind aber die Möglichkeiten der Reflexion nicht erschöpft [...], [wenn] also ein wechselseitiges Anerkennungsverhältnis an die Stelle des Erkenntnisverhältnisses tritt, kann die Selbsterschließung auf eine neue Basis gestellt werden.“<sup>154</sup>

Die Formanalyse des Selbstbewusstseins wird in der *Phänomenologie des Geistes* auf verschiedenen Stufen dargestellt. Ich werde hier die Stufe untersuchen, die auch den Titel „Selbstbewußtsein“ trägt und drei Punkte herausheben: (1.) Die Beziehung von „Herr“ und „Knecht“ ist keine Beziehung zweier Individuen. Diese Lesart wurde von HUBIG<sup>155</sup> entwickelt und von Andreas LUCKNER<sup>156</sup> und STEKELER-WEITHOFER<sup>157</sup> aufgenommen. Sie bezeichnen dies als die „Hegellesart der Leipziger Schule“. Unabhängig von ihnen hat auch McDOWELL<sup>158</sup> eine solche Lesart vorgeschlagen. (2.) Die Beziehung von „Herr“ und „Knecht“ kann aber nicht einfach in ein Individuum verschoben werden, denn dann würde es sich um einen individuellen Bildungsgang handeln und nicht um eine Formanalyse, worauf MÜLLER hinweist.<sup>159</sup> (3.) Ich werde den Inhalt des Kapitels „Verstand“ berücksichtigen, um die Thematik der obigen Modelle wieder aufzunehmen.

<sup>154</sup>Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 214/215.

<sup>155</sup>Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 163–169.

<sup>156</sup>Luckner, Andreas, *Genealogie der Zeit, Zu Herkunft und Umfang eines Rätsels*, Dargestellt an Hegels *Phänomenologie des Geistes*, Berlin 1994, 155–163.

<sup>157</sup>Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Wer ist der Herr, wer ist der Knecht? Der Kampf zwischen Denken und Handeln als Grundform jedes Selbstbewußtseins“. In: Vieweg Klaus/Welsch, Wolfgang (Hg.), *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne*, Frankfurt am Main 2008, 205–237.

<sup>158</sup>McDowell, John, „The Apperceptive I and the Empirical Self: Towards a Heterodox Reading of ‚Lordship and Bondage‘ in Hegel’s *Phenomenology*“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 147–165.

<sup>159</sup>Vgl. Müller, Jan, „Bilden und Anerkennen“, 2011 (unveröffentlichtes Manuskript). Er kritisiert dabei vor allem Axel HONNETH.

### 3.2.2.1 „Verstand“ und *practical reason* – „Spiel der Kräfte“

Der Gegensatz von „Externalismus“ und „Internalismus“ innerhalb der Debatte über den praktischen Verstand (*practical reason*) kann dahingehend rekonstruiert werden, dass Handlungserklärungen unter der Form von Gesetzen, die die Kräfte darstellen, gegeben werden. HEGELS Thema im Kapitel „Verstand“ sind Kräfte und Gesetze, aber welche Art von Gesetzen? Gewiss keine Gesetze zur Handlungserklärung, sondern einfach Gesetze natürlicher Kräfte, wie z.B. die Gravitationskraft. Das „*Spiel der Kräfte*“ oder die „Bewegung der *Erscheinung*“ ist erklärt durch „ein *ruhiges Reich von Gesetzen*“. <sup>160</sup> Für meine Zwecke ist es nicht wichtig, dass dabei interne Schwierigkeiten auftauchen, wie z.B., dass ein Gesetz das Phänomen nicht fassen kann, da „unter immer anderen Umständen“ auch das Gesetz variiert wird, um eine andere „Seite“ oder einen anderen Aspekt des Phänomens zu erklären. Dies führt zu einer „Vielheit“ der Gesetze und zur Problematik, wie sie in einer „allgemeine[n] *Einheit*“ zusammengefasst werden sollen. <sup>161</sup> – Das „Prinzip des Verstandes“ aufzustellen, bedeutet dabei, in der Seinsweise des Verstandes, auf das Unbedingte bezogen zu sein, welches sich, in dieser Seinsweise, so darstellt, dass der Verstand die „vielen Gesetze [...] darum vielmehr in *ein* Gesetz zusammenfallen lassen“ muss. Wird dies aber begriffen, dann erhält man den „*Begriff des Gesetzes selbst*“: „alle Wirklichkeit ist *an ihr selbst* gesetzmäßig.“ Bei dem „*bloßen Begriff des Gesetzes selbst*“ handelt es sich nicht um ein inhaltlich-bestimmtes Gesetz. Es „drückt keinen Inhalt weiter aus“ als den Begriff selbst <sup>162</sup>, denn würde es sich bei der unbedingten und obersten Einheit um ein inhaltliches Gesetz handeln, dann würde man eine Hypostasierung begehen, die schon KANT in seiner transzendentalen Dialektik unter dem Titel „Gott“ kritisiert.

Es gibt auch eine Parallele zur Debatte über die Normativität des praktischen Verstandes: Wie ich es beschrieben habe, muss das Verhalten ausgeführt worden sein, um dann abduktiv auf eine Kraft zu schließen. Dies ist auch der Fall, wenn natürliche Kräfte ins Spiel kommen: „die in sich zurückgedrängte Kraft *muß* sich äußern“ <sup>163</sup> oder „die *Kraft als wirkliche* ist schlechthin nur in der *Äußerung*“ <sup>164</sup>. Diese Parallele kann es nur geben, weil in der Debatte über den praktischen Verstand die Handlungserklärungen in Entsprechung zu Naturgesetzen modelliert oder vorgestellt werden. Messungen anhand von Vergleichsgrößen und die Dar-

---

<sup>160</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 116 und 120.

<sup>161</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 120/121. Siehe für eine Darstellung dieser internen Schwierigkeiten auch: Luckner, *Genealogie der Zeit*, 141-154.

<sup>162</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 121/122. Dies hat den folgenden Vorteil: „Der Ausdruck *der allgemeinen Attraktion* hat darum insofern große Wichtigkeit, als er gegen das gedankenlose *Vorstellen* gerichtet ist, welchem alles in der Gestalt der Zufälligkeit sich darbietet und welchem die Bestimmtheit die Form der sinnlichen Selbständigkeit hat.“ (Hegel, *PhG*, 122.)

<sup>163</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 110.

<sup>164</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 115.

stellung in Funktionen und Gleichungen wird durch naturwissenschaftliche Forschung geleistet<sup>165</sup> und so können die Kräfte in Gesetzen ausgedrückt werden. HEGEL nennt diese Form der Darstellung natürlicher Bewegungen eine „Erklärung“: „die Erklärung faßt alsdann das Gesetz in die Kraft zusammen, als das Wesen des Gesetzes.“<sup>166</sup> Das Erklären von Bewegungen in der physikalisch-natürlichen „Welt“ ist ein Schritt auf dem Weg zum Selbstbewusstsein:

„Die Erscheinung oder das Spiel der Kräfte stellt sie [die ‚Unendlichkeit‘ oder ‚absolute Unruhe des reinen Sichselbstbewegens‘] selbst schon dar, aber als *Erklären* tritt sie zunächst frei hervor; und indem sie endlich für das Bewußtsein Gegenstand ist, *als das, was sie ist*, so ist das Bewußtsein *Selbstbewußtsein*.“<sup>167</sup>

#### 3.2.2.2 Handlungssteuerung *revisited*

Die behavioristische Experimentatorin bestimmt die Antecedens- oder Testumstände und veranlasst oder verursacht das Verhalten der Objekte. Die Experimentatorin wäre daher das „*Solizitierende*“<sup>168</sup>, die veranlassende Kraft und wäre ein Teil des „*Spiel[s] der Kräfte*“<sup>169</sup>, aber eine Erklärung zu geben und sie bei der Durchführung eines Experiments zu gebrauchen, ist schon eine Art „proto“-selbstbewusstes Tun und damit kein Moment dieses Spiels. Die behavioristischen Untersuchungen präsupponieren eine Vorstellung des Wissens um technische Mittel, wie auch ein Wissen um empirische Forschung und Naturgesetze, was auch schon auf dem „Standpunkt“ des Verstandes präsupponiert werden muss. – Dies ist eine generelle Problematik, wenn man die *PhG* interpretiert, denn die Entwicklung des Selbstbewusstseins beinhaltet einen begrifflichen Rahmen, der entweder in späteren Kapiteln oder in der *Wissenschaft der Logik* explizit gemacht wird.

#### 3.2.2.3 Handlungserklärung *revisited*

Die internalistische Sichtweise basiert auf ‚sinnlichen Neigungen‘ oder generell ‚materialen Bestimmungsgründen‘ (KANT), die ein Verhalten verursachen oder zu einem Verhalten motivieren sollen. Rekonstruierte man Verhalten von einem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, dann wäre dies angemessen und der Internalismus könnte so auch auf naturwissenschaftlichen oder auch sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und Methoden für seine Handlungs-

<sup>165</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 123 und vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 145.

<sup>166</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 125.

<sup>167</sup>Hegel, *PhG*, 133.

<sup>168</sup>Hegel, *PhG*, 113.

<sup>169</sup>Hegel, *PhG*, 116.

erklärungen aufrufen und zurückgreifen. HEGELS Einführung der „Begierde“ ist hingegen nicht Teil der Erklärungen des Spiels der Kräfte, denn er begreift sie als ein Tun des Subjekts, d.h. als den elementaren Vollzug der animalischen Lebewesen: „Selbstbewußtsein in seiner Unmittelbarkeit ist *Einzelnes* und *Begierde*“.<sup>170</sup> Aber auf dieser basalen Stufe ist das Tun vom Subjekt nicht als sein Tun begriffen oder auch, um es mit HEGEL zu sagen: das Subjekt hat sich nicht selbst zum Prädikat gemacht. – Ein erster flüchtiger Blick eines solchen Versuches wird in der Diskussion des Verhältnisses von „Herr“ und „Knecht“ gegeben. – Damit kann der internalistische Standpunkt auch nicht in den Begriff des Selbstbewusstseins einverleibt werden, denn bei jenem gibt es keinen Versuch des Begreifens des Tuns des Subjekts als einen Vollzug des Subjekts:

„This immersion in life is at first conceived mainly as a matter of *theoretical* cognition, in line with the experience of mere consciousness. But with the temporary success, which turns on finding oneself in one's formative activity, immersion in life becomes centrally a *practical* matter.“<sup>171</sup>

Auch der externalistische Standpunkt liegt falsch, wenn er Handlungserklärungen gebraucht und wäre wohl besser mit einem Modell beraten, das auf Dispositionen beruht, denn Verhalten, das von normativen Phänomene „verursacht“ wird, könnte wohl besser durch eingeübte mechanische Schemata „erklärt“ werden. Das Verhalten ist dabei verfestigt und wird zu einer Verhaltensdisposition oder vielleicht auch zu einer Tugend. Aber das Verhalten ist dann immer noch ohne *Geist*, denn der entsprechende historisch gewachsene Hintergrund (*Sittlichkeit*) wird nicht berücksichtigt, und damit auch nicht reflektiert oder validiert als die Herkunft des Normativen. Zu Anfang ist eine passive Einführung in die Kultur, Sprache, Wissenschaft oder andere Institutionen durch die Einübung anhand und in Schemata auch nicht schlecht und auf einem mehr oder weniger mechanischem Wege, auch der einzig Mögliche, worauf STEKELER-WEITHOFER hinweist.<sup>172</sup> (Weniger bedeutet hier auf eine eher spielerische Weise.) – Wenn die internalistischen und externalistischen Denkmuster weiterhin einverleibt sind, dann wird man auch das sog. „Paradox der Autonomie“ nach wie vor als rätselhaft betrachten, das sich gerade aus der Vorstellung speist, dass „Gründe“ von außerhalb *hinzukommen*. *Es gibt keine internen oder externen „Gründe“, die dem Verhalten normative oder semantische Signifikanz verleihen können* – um diese These zu stützen, muss zuvor muss aber der Vollzug des Subjekts untersucht werden.

These

<sup>170</sup>Hegel, *Enz.*, § 426.

<sup>171</sup>McDowell, „The Apperceptive I and the Empirical Self“, 165. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>172</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Analytische Philosophie*, 395.

#### 3.2.2.4 Das Herausarbeiten aus der Welt – ‚Proto-Freiheit‘

„Mit dem Selbstbewußtsein sind wir also nun in das einheimische Reich der Wahrheit eingetreten.“  
Hegel, *PhG*, 138.

MCDOWELL schreibt:

„Self-consciousness can have individuality only as the individuality of a living being, bound up with its specific immersion in the world.“<sup>173</sup>

Und via diese „immersion in the world“ steht es unter Naturgesetzen, auch wenn die Naturgesetze für es nicht explizit sind. Unsere Körper funktionieren in Übereinstimmung mit physischen, chemischen und biologischen Gesetzen, ohne dass wir wissen müssen, wie dies abläuft. HEGEL schreibt, dass wir nicht Physiologie studieren müssen, um zu verdauen.<sup>174</sup> Dies ist unserem Gebrauch der Grammatik beim Sprechen einer natürlichen Sprache ähnlich, denn wir müssen nicht die expliziten Regeln wissen, um eine Sprache zu sprechen, wie Christoph HALBIG im Anschluss an HEGEL erläutert.<sup>175</sup> Beiden Beispielen ist gemein, dass das Leben und das Sprechen einer natürlichen Sprache nicht schon ein expliziter Gebrauch von Begriffen ist, denn darin ‚gibt‘ es keine Vorstellung von Objekten der Begierde oder Zwecken in einer zeichenhaften Darstellung und Gesetzen oder Regeln, die dem Tun ‚zugrunde liegen‘. Das Kapitel über „Herrschaft und Knechtschaft“ kann dahingehend interpretiert werden, dass der „Knecht“ Begriffe anwendet, während er arbeitet oder Regeln folgt, aber sie sind für ihn nicht explizit. Wie im Falle des Verdauens oder auch des Essens, bei dem die physiologischen Gesetze nicht explizit sein müssen, so kann die Bewegung des Knechts als ein Regelfolgen oder eine Begriffsanwendung dargestellt werden, auch wenn er selbst sein Tun nicht begreift oder auf den Begriff bringen kann. Der Herr kann dies aber auch nicht, denn er ist nicht gesetzgebend und zwar in dem Sinne, dass er sich selbst eine Norm, ein Gesetz, eine Vorstellung oder eine Idee auferlegt, und dem Knecht so eine Handlungsvorgabe macht, dass dieser dann z.B. einer Regel *gemäß* handelte.<sup>176</sup>

Damit handelt es sich aber um eine andere Lesart als die der „Leipziger Schule“. STEKELER-WEITHOFER z.B. behauptet, dass der „Herr“ über „Maximen, Grundsätze, Pläne oder Absich-

<sup>173</sup>McDowell, „The Apperceptive I and the Empirical Self“, 164.

<sup>174</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 2.

<sup>175</sup>Vgl. Halbig, Christoph, *Objektives Denken, Erkenntnistheorie und Philosophy of Mind in Hegels System*, Stuttgart 2002, 160.

<sup>176</sup>Wie könnte der Knecht frei sein, wenn er einer Regel *gemäß* handelt, die ihm *vorgegeben* wurde. Diese paradoxe Vorstellung kommt aber bei HEGEL nicht vor, denn es handelt sich „lediglich“ um die ‚Erfahrung‘ des Instanz-seins.

ten“ verfüge und er kämpfe für deren „reale Anerkennung“ durch den „Knecht“, denn, wenn der „Herr“ nicht gewänne, dann würde der Plan oder die Absicht zu einem „*leeren verbalen Wunsch*“ werden.<sup>177</sup> Aber – wie auch STEKELER-WEITHOFER wissen sollte – es siegt nicht der „Herr“. Zudem ist das Setzen von Absichten ein Thema, das in einem anderen Kapitel der *PhG* („Die gesetzgebende Vernunft“) untersucht wird.<sup>178</sup> LUCKNER unterscheidet „Herr“ und „Knecht“, indem er sich einer „modale[n] Ausdrucksweise wie in der aristotelischen Bewegungslehre“ bedient, folgendermaßen: der „Herr“ als „Instanzbewußtsein ist pures Im-Stande-Sein, d.h. dynamis, Möglichkeit“ und der „Knecht“ als „Prozeßbewußtsein dagegen ist energiea, Am-Werke-Sein, Vollzug.“<sup>179</sup> Und er spricht von „zunächst [als] unrevidierbar sich ausgebenden Setzungen der Herr-Instanz“<sup>180</sup>, aber:

<sup>177</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, „Wer ist der Herr, wer ist der Knecht?“, 228. Dies würde auch bedeuten, dass der Herr schon entschieden hat, welche Vorstellung ein Zweck sein kann, d.h. herbeiführbar ist. Damit könnten auch leere verbale Wünsche als seine Zwecke erachtet werden, wenn er sie für herbeiführbar hält. Deren Verwirklichung scheiterte also letztendlich nur daran, dass der Knecht nicht genügend geknechtet wurde. Die intentionale Bestimmung des Zwecks als herbeiführbar erläutert zwar, dass der Zweck vom bloßen Wunsch unterscheidbar ist (vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 125), aber zur extensionalen Bestimmung wird noch ein Mittelwissen und damit Erfahrung im Umgang mit Zwecken und Mitteln benötigt. Die Unterscheidung von Wunsch und Zweck kann aus der Perspektive des Herrn gar nicht erfolgen, denn nur durch die ‚Erfahrung‘ im Handeln ist eine Vorstellung der Herbeiführbarkeit von bestimmten Zwecken entwickelbar. Auch wenn STEKELER-WEITHOFER dies anerkennt, so beruhen seine Überlegungen auf der vermeintlich schon siegreichen Perspektive des Herrn und sind damit aus der Sicht *ex ante*.

<sup>178</sup>HUBIG schreibt dennoch: „Denn nun kann das Bewusstsein sich als Einheit der Differenz zweier Vorstellungen, derjenigen der Herr-Seite des Bewusstseins (*Idee, Vorgabe, Zweck*) und derjenigen der (äußeren) Zweckrealisierung im Werk erfahren, und zwar als die im Werk ‚gehemmte Begierde‘. Diese Differenzerfahrung macht ein ‚knechtisches Bewusstsein‘ aus, welches ‚die Wahrheit des selbständigen Bewusstseins‘ [...] also des Selbstbewusstseins ist. Nur in der Tätigkeit erweist sich das ‚Andere‘ relativ zum *vorgegebenen Zweck* der Herstellung als Widerstand der Natur. Es bedroht nicht mehr das Bewusstsein als dessen Konkurrent, als Gesamtheit vorgestellter Gegenstände, in der das Bewusstsein nur ein Gegenstand unter vielen ist (die Option naturalistischer Erkenntnis, die sich ihres Standpunktes nicht vergewissert und in der Welt verschwindet). Indem die Idee der Herr-Seite jedoch anerkannt bleibt, kann sich das knechtische Bewusstsein auch nicht in der Zufälligkeit seiner Werke ‚verlieren‘ [...], sich bloß über seine Früchte identifizieren. Solcherlei würde zum Fatalismus führen. Es ist die Differenzerfahrung selbst, die das Selbstbewusstsein ausmacht.“ (Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 215. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)) Er nennt auch die „Vorgabe der Herr-Seite“ ein „Handlungsschema“, aber dann unterscheidet er zwischen den Stufen des Selbstbewusstseins, des geistigen Tierreiches und des Geistes in der *PhG*: „Vielmehr finden wir hier lediglich die Exemplifikation von Kraft oder Handlungsmacht. Auf dieser Basis exemplifiziert sich Subjektivität als irgendwie agierende, aber keineswegs bereits als handelnde, weil ihr die Bezugnahme auf die normativen Vorgaben einer zeichenhaften Erfassung bedürfen würde.“ (Vgl. Hubig, Christoph, „Identifizierte Subjektivität, Über die Rolle der Sprache für die Genese des Selbstbewußtseins“. In: Hогреbe, Wolfgang (Hg.), *Subjektivität*, München 1998, 79/80.) Somit wären die Handlungsschemata immer noch implizit und dem Herrn und dem Knecht unbekannt, auch weil sie diese nicht sprachlich ausdrücken können. Dennoch glaube ich, dass diese wichtigen Unterscheidungen hinsichtlich der verschiedenen Stufen im Prozess der ‚Erfahrung‘ des Selbstbewusstseins meine These nicht beeinträchtigen, und zwar, dass der „Knecht“ die Instanz ist.

<sup>179</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 155 Anm. 1.

<sup>180</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 160.

„Als die sich bewußte Negativität erarbeitet er [der Knecht] sich selbst die Kenntnis der Instanz seines Tuns, nimmt also die Herrseite in sich auf; dies macht dann seine *Freiheit* aus“.<sup>181</sup>

Das bedeutet, dass der „Herr“ die Instanz war und insgeheim im Verborgenen immer noch die Instanz sein *soll*. Er war aber niemals die Instanz, denn der „Knecht“ erfährt sich selbst als *die* einzige Instanz. In LUCKNERS Interpretation soll aber der „Herr“ vom „Knecht“ als eine mögliche Instanz anerkannt werden. Der „Knecht“ handelt dann nur *als ob* er frei wäre und dies wäre nur eine Art ‚Proto-Freiheit‘ oder ‚Als-ob-Freiheit‘. Bei dieser Vorstellung von Freiheit handelt es sich aber nicht um den „*Eigensinn*“<sup>182</sup>, den HEGEL hier beschreibt.

#### 3.2.2.5 Begriffliche Rekonstruktion

Der begriffliche Rahmen ist implizit in der Entwicklung des Selbstbewusstseins. Wenn dies nicht der Fall wäre, dann wäre die *PhG* nur eine *beliebige* Geschichte über das ‚Entstehen‘ von „Selbstbewusstsein“ und „Geist“. Diese These muss aber mit Vorsicht behandelt werden, denn die hier vorgeschlagene begriffliche Rekonstruktion ist nur eingeschränkt ‚gültig‘. Es wird hier herausgestellt, dass der „Knecht“ sich *als selbstständig* erfährt, aber die Rede, dass er sich selbst zum „Mittel“ (Begriff) macht, ist nicht korrekt, denn das Mittel setzt einen herbeiführbaren Zweck voraus, den der „Knecht“ aber weder selbst setzt noch um ihn weiß. Der „Knecht“ ‚begreift‘ seinen Vollzug *als vermittelnd*. (Dies ist ein formanalytischer Satz.) Dies bedeutet aber nicht, dass der „Knecht“ explizit Mittelbegriffe gebraucht. Anhand der begrifflichen Rekonstruktion sollen diese Unterschiede deutlicher hervortreten.

Der begriffliche Rahmen kann zumindest am Text aufgezeigt werden, denn wenn HEGEL schreibt, dass das „Ich bin Ich“ eine „bewegungslose Tautologie“ ist, so kann dies anhand HEGELS begrifflicher Unterscheidung von „formelle[r] Möglichkeit“ und „reale[r] Möglichkeit“ expliziert werden. Erstere kann nur Tautologien ausdrücken:

„Dies bloß formelle von etwas Aussagen: – es ist möglich, – ist daher ebenso flach und leer als der Satz des Widerspruchs und jeder in ihn aufgenommene Inhalt. A ist möglich, heißt soviel als A ist A.“<sup>183</sup>

Die abstrakte Identität drückt aber nicht das Selbstbewusstsein aus, denn der „Unterschied [hat] nicht auch die Gestalt des *Seins*“.<sup>184</sup> HEGEL schreibt dann zwar in der *Wesenslogik*, dass

<sup>181</sup>Luckner, *Genealogie der Zeit*, 161.

<sup>182</sup>Hegel, *PhG*, 155.

<sup>183</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 177.

<sup>184</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 138.

„[a]lles Mögliche [...] daher überhaupt ein Sein oder eine Existenz“ hat<sup>185</sup>, aber eben nur im Sinne der Gebundenheit durch einen Modaloperator in einer formallogischen Sprache oder wie es bei QUINE heißt: „To be assumed as an entity is, purely and simply, to be reckoned as the value of a [bound] variable.“<sup>186</sup> Die „Entwicklung des Inhalts“<sup>187</sup> ist aber etwas Anderes im Falle des Begriffes der Möglichkeit, wie auch im Falle des Selbstbewusstseins, wo „für es das Anderssein *als ein Sein* oder als *unterschiedenes Moment*“<sup>188</sup> ist, in dem „für es die ganze Ausbreitung der sinnlichen Welt erhalten“<sup>189</sup> ist.

Die Begierde, als einzelner Drang hin zur Welt, ist das wesentliche Tun der tierischen Lebewesen. Sie negiert Objekte dadurch, dass sie sie zerstört, z.B. isst ein hungriges Lebewesen das Objekt der Begierde (Nahrung) und „vernichtet“ es damit.<sup>190</sup> Der „Kreislauf“<sup>191</sup> solcher Bewegungen von Lebewesen „und [das] in dieser Bewegung sich einfach erhaltende Ganze“<sup>192</sup> wird durch den Titel „Leben“ ausgedrückt.<sup>193</sup> – Die „Begierde“ „ist *bedingt* durch“ die „Selbständigkeit“ des „Gegenstandes“ ihrer „Befriedigung“.<sup>194</sup> Gerade aber im Aufheben des Vollzugs als Entzug wird der „Begriff des Selbstbewußtseins vollendet“. Während die „nur *lebendige* Gestalt“ im Vollzug oder „Prozesse des Lebens selbst auch ihre Selbständigkeit auf[hebt]“, d.h. sich in der Welt und im Leben verliert, „setzt“ das „lebendige[] Selbstbewußtsein“ „den Unterschied als einen nichtigen“ und ist „darin selbständig“.<sup>195</sup> Dabei handelt es sich aber nicht um einen vollständigen Entzug vom Vollzug der Begierde, sondern um eine Zügelung des Vollzugs – eine Sublimierung –, die zum „*Genuß*“ führen wird. Durch die (gezügelte) Negation des Lebens, das Vollzug der Begierde ist, soll der „Herr“ angeblich frei von Begierde sein, denn sein „*Genuß*“ („*unmittelbare* Beziehung als die reine Negation“) soll keine „Begierde“ sein<sup>196</sup> und

„was der Begierde nicht gelang, gelingt ihm, damit fertig zu werden und im Genuße sich zu befriedigen. Der Begierde gelang dies nicht wegen der Selbständig-

<sup>185</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 179.

<sup>186</sup>Quine, „On What There Is“, 13.

<sup>187</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 177.

<sup>188</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 138.

<sup>189</sup>Hegel, *PhG*, 138.

<sup>190</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 143.

<sup>191</sup>Hegel, *PhG*, 142: „Dieser ganze Kreislauf macht das Leben aus“: „das sich entwickelnde und seine Entwicklung auflösende und in dieser Bewegung sich einfach erhaltende Ganze.“

<sup>192</sup>Hegel, *PhG*, 142.

<sup>193</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 142/143.

<sup>194</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 143. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>195</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 144.

<sup>196</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 151.



keit des Dinges“.<sup>197</sup>

Der „Herr“ unternimmt dann den Versuch, sich dem lebendigen Selbst zu entziehen und es zu verleugnen:

„Und es ist allein das Daransetzen des Lebens, wodurch die Freiheit, wodurch es bewährt wird, das dem Selbstbewußtsein nicht das *Sein*, nicht die *unmittelbare* Weise, wie es auftritt, nicht sein Versenktsein in die Ausbreitung des Lebens das Wesen, – sondern daß an ihm nichts vorhanden, was für es nicht verschwindendes Moment wäre, daß es nur reines *Fürsichsein* ist.“<sup>198</sup>

Damit versucht der „Herr“ aber nur, von der *Bedingung* des selbstständigen Gegenstandes loszukommen, der nicht mehr Instanz der Bewegung des Individuums sein *soll*, auch wenn es sich „nur“ um ein Hinauszögern (im Genuss) handelt. Um das unmittelbare „Versenktsein in die Ausbreitung des Lebens“ zu ‚vermitteln‘, gebraucht der „Herr“ ein Mittel.

HEGELS Ausdrucksweise für die weitere Entwicklung ist einem Gedanken ähnlich, den er im Kapitel „Teleologie“ in der *Wissenschaft der Logik* behandelt. Dort schreibt er, dass das „Mittel“ zwischen „Zweck“ und „Objekt“ geschoben wird:

„Daß der Zweck sich aber in die mittelbare Beziehung mit dem Objekt setzt und *zwischen* sich und dasselbe ein anderes Objekt *einschiebt*, kann als die List der Vernunft angesehen werden.“<sup>199</sup>

Und vergleiche hierzu die *PhG*:

„der Herr aber, der den Knecht zwischen es [das Ding] und sich *eingeschoben* [hat], schließt sich dadurch nur mit der Unselbständigkeit des Dinges zusammen und genießt es rein; die Seite der Selbständigkeit aber überläßt er dem Knechte, der es bearbeitet.“<sup>200</sup>

Der „Herr“ will selbst die unbedingte Bedingung (Instanz) sein und überläßt dem „Knecht“ das „Versenktsein in die Ausbreitung des Lebens“ und damit das Bedingt-sein – es ist die vermeintliche List des „Herrn“ dem „Knecht“ gegenüber, aber da der „Knecht“ gewinnt, handelt es sich um die List des „Knechts“. In (der begrifflichen Rekonstruktion) der „*Erfahrung*

---

<sup>197</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 151.

<sup>198</sup>Hegel, *PhG*, 149.

<sup>199</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 196. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>200</sup>Hegel, *PhG*, 151. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

des Bewußtseins“<sup>201</sup> ist der „Knecht“ für den „Herrn“ nur ein Mittel zu seinem Zweck („Genuß“), aber der „Herr“ kann weder den Zweck noch das Mittel instantiieren. Er „genießt es rein“<sup>202</sup> bedeutet, dass er sich in einem abstrakten und leeren *Zustand* befindet – ähnlich der formalen und leeren Tautologie des „Ich bin Ich“; nur handelt es sich eben nicht um eine begrifflich-explicite Weise des Ausdrückens, sondern um die ‚Erfahrung‘ des Selbstbewusstseins. Der „Knecht“ hingegen ist „wirklich“ als eine „reale Möglichkeit“<sup>203</sup> (Begriff!), denn „[w]as wirklich ist, kann wirken“<sup>204</sup>. Als ein solches „inhaltsvolle[s] Ansichsein“ handelt es sich um die „Bestimmungen, Umstände, *Bedingungen* einer Sache“.<sup>205</sup> Aber die „reale Möglichkeit“ – ihrem Begriff nach – ist „das *Ganze* von *Bedingungen*“<sup>206</sup>, denn, wenn es nicht so wäre, dann handelte es sich nicht um die „reale Möglichkeit“ eines Wirklichen. Die „reale Möglichkeit“ negiert sich dabei notwendigerweise oder *hebt sich auf*, d.h. verwirklicht sich<sup>207</sup>, ist damit „reale Notwendigkeit“<sup>208</sup>. Dies ist die Entwicklung des Begriffs, auch wenn – auf der Stufe des ‚arbeitenden Selbstbewusstseins‘ – diese Art der Notwendigkeit modifizierbar oder veränderbar ist, wenn sie durch die Welt gehemmt wird: „*gehemmte* Begierde“ – das *objektstufige* Kriterium, um im „fomierende[n] *Tun*“<sup>209</sup> re-formierend zu sein – also modifizierend. Es handelt sich hierbei nicht nur um eine modifizierende Bestimmung, sondern das *Tun* ist selbst modifizierend und *damit liegt die ‚Quelle‘ der modifizierenden Bestimmungen im ‚Selbstbewusstsein‘*.

<sup>201</sup>Hegel, *PhG*, 80.

<sup>202</sup>Hegel, *PhG*, 151.

<sup>203</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181. Dies ist wohl ähnlich zu HUBIGS Charakterisierung des „Knechts“ als „Potential“: „An der Differenz zwischen der Vorgabe als abstrakter Form und ihrer Realisierung lesen wir dasjenige ab, was wir heute Fähigkeit oder Kompetenz nennen. Das ‚wahre‘ Selbstbewusstsein als ‚knechtisches‘ ist das Bewusstsein der eigenen Fähigkeiten als Potential.“ (Hubig, „Identität und Nichtidentität“, 16.) Vgl. auch: „Die beiden lat. Übersetzungen von ‚*dynamis*‘ – ‚*possibilitas*‘ und ‚*potentia*‘ – verweisen bereits auf zwei Sichtweisen: Letztere richtet sich auf ein Können, welches auf Vermögen, Fähigkeit, Macht gründet, also den Inhalt einer Aussage der Art ‚Für a ist es möglich, x zu sein‘ (oder zu werden, oder zu tun). ‚Möglich‘ wird hier – als Modalität *de re* – prädikativ gebraucht, ist Prädikat oder Teilintension eines Prädikates (z. B. wasserlöslich, zeugungsfähig, berechenbar, robust, zerstörerisch etc.).“ (Hubig, Christoph, „Möglichkeit“. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 2, I - P, Hamburg 2010, 1642.)

<sup>204</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 181.

<sup>205</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181/182. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>206</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>207</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 184 und ebd.: „Die Negation der realen Möglichkeit ist somit ihre Identität mit sich; indem sie so in ihrem Aufheben der Gegenstoß dieses Aufhebens in sich selbst ist, ist sie die reale Notwendigkeit.“ Und: „Was daher real möglich ist, das kann nicht mehr anders sein; unter diesen Bedingungen und Umständen kann nicht etwas anderes erfolgen. Reale Möglichkeit und die Notwendigkeit sind daher nur scheinbar unterschieden; diese ist die Identität, die nicht erst wird, sondern schon *vorausgesetzt* ist und *zugrunde liegt*.“ (Hervorhebungen vom Autor, F.R.) Hierbei handelt es sich nicht um metaphysisch-ontologische Aussagesätze über Zustände, sondern um spekulative Sätze.

<sup>208</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 185.

<sup>209</sup>Hegel, *PhG*, 154.

### 3.2.2.6 Die Pathologie des „Herrn“<sup>210</sup>

Laut MCDOWELL handelt es sich bei der „pathology of the master“ um die Versuche des „Herrn“, seine Verbindung zur Welt zu verleugnen und frei von ihr zu sein. Um dies zu tun, schiebt der „Herr“ zwischen sich und die Welt den „Knecht“.<sup>211</sup> Jegliche Versuche, den „Eigensinn“ oder die „Freiheit“ des „Knechts“ durch seine „Arbeit“ oder sein „formierende[s] Tun“<sup>212</sup> als eine Art ‚Proto-Freiheit‘ oder ‚Als-ob-Freiheit‘ zu verstehen, scheitern, denn es handelt sich um Versuche aus der Perspektive des „Herrn“. Im „Stoizismus“ und im „Skeptizismus“ ist deshalb die „Freiheit des Selbstbewußtseins“ auch immer nur eine Pathologie des Herrn und führt zum „*unglückliche[n], in sich entzweite[n] Bewußtsein*“.<sup>213</sup> Was macht nun aber der „Knecht“? Er arbeitet, was ein selbstständiges und selbst-bewusstes Tun ist, das jetzt noch nicht vom ausführenden und vollziehenden „Knecht“ begriffen werden kann. Auf dieser Stufe ist das Kriterium für eine neue Formierung des Tuns lediglich „*gehemmte Begierde, aufgehaltenes Verschwinden*“<sup>214</sup> und das „*lebendige[] Selbstbewußtsein*“<sup>215</sup> wird zum ‚arbeitenden Selbstbewusstsein‘<sup>216</sup>. Das ist nicht viel, auch wenn wir sein Tun begrifflich rekonstruieren können, aber es liegt immer noch viel Arbeit durch die *Phänomenologie des Geistes* hindurch vor dem armen „Knecht“. Es handelt sich damit um den Startpunkt der ‚Bildung‘ des Selbstbewusstseins, wie HEGELS Gebrauch des Verbs ‚bilden‘<sup>217</sup> nahelegt, aber eben als Aufgabe und nicht als Lösung.<sup>218</sup>

<sup>210</sup>Ich danke John MCDOWELL für seine Kommentare, die sehr hilfreich waren und die Darstellung in diesen Unterkapiteln beeinflusst haben. Er hat auch die Ausdrucksweise „pathology of the master“ gebraucht, um mich auf seine Einwände hinzuweisen, dass jeglicher Versuch, eine Art von ‚Proto-Freiheit‘ zu konstruieren, verfehlt sei. Er hat mich so vor übereilten Interpretationen bewahrt.

<sup>211</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 151.

<sup>212</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 153-155.

<sup>213</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 155-177 und vgl. auch McDowell, „The Apperceptive I and the Empirical Self“, 164.

<sup>214</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 153. „Genuß“ kann kein „aufgehaltenes Verschwinden“ sein, denn er verschwindet ebenfalls.

<sup>215</sup>Hegel, *PhG*, 144.

<sup>216</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 154.

<sup>217</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 153/154.

<sup>218</sup>Ich denke, dass dies auch die Argumentationslinie ist, die in MÜLLERS Versuchen, sich den Begriffen „Bildung“ und „Anerkennung“ zu nähern, vorherrscht, und damit auch in HEGELS logischer Genese des Selbstbewusstseins angelegt sein muss. (Vgl. Müller, *Bilden und Anerkennen* und Müller, Jan, „Anerkennen‘ und ‚Anrufen‘, Figuren der Subjektivierung“. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 61-78.)

### 3.2.2.7 Fazit

Skeptizismus<sup>219</sup> und Stoizismus verstehen die Freiheit als einen Zustand. Entweder als Rückfall in das lebendige Selbstbewusstsein oder als Zustand des Enthobenseins von der sinnlichen Welt. Die Freiheit des Knechts ist aber als Appell an die ‚geistige‘ Natur (Status) zu begreifen. Das Unbedingte in der Seinsweise des Verstandes ist die Einheit der Gesetze und in der Seinsweise des Selbstbewusstseins ist das Unbedingte der selbstständige Vollzug des Knechts im Umgang mit der Welt. In der begrifflichen Rekonstruktion hat sich aber schon angedeutet, dass der Knecht eine „reale Möglichkeit“ darstellt, bei der es sich um ein „Ganze[s] von Bedingungen“<sup>220</sup> handelt, damit wird aber das Sein dieser Formanalyse wieder zu einem Seienden oder Veranlasser und der Appell an die ‚geistige‘ Natur oder „zweite Natur“ (MCDOWELL) ‚verkommt‘ zu einer Disposition. Was ‚vorher‘ das freie Arbeiten des Knechts war, wird zu einem dispositionalen Verhalten.

---

<sup>219</sup>Der Skeptizismus erkennt nur den Zustand des „tierische[n] Leben[s]“ an und dies ist „ein Zurückfallen in die *Unwesentlichkeit* und [...] ein Herumtreiben in ihr“. Das „skeptische Selbstbewußtsein“ kann dabei aber sein eigenes Tun als freies Anerkennen dieses Zustandes nicht begreifen, d.h. welchen Status es ihm zuweist, denn wenn es sich so auch als „*verlorenes* Selbstbewußtsein gilt, macht es sich im Gegenteile auch wieder zum *allgemeinen sichselbstgleichen*“. (Vgl. Hegel, *PhG*, 161/162.) Es unterscheidet nicht zwischen Status und Zustand und ist nicht nur im Zustand des tierischen Lebens verloren, wie ‚andere‘ Tiere, sondern eben auch noch als „Selbstbewusstsein“.

<sup>220</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181.

## 4 Die behavioral-dispositionale Debatte über Normativität – Forschungsstand III

Bisher wurden Fakten und „Gründe“ als normative Signifikanz verleihend untersucht, während dies hier nun Dispositionen zufällt. Diese Vorstellung über „Normativität“ wird in allen Theorien, die in den letzten Kapiteln und in diesem Kapitel behandelt wurden und werden, unterstellt. Damit gelten alle drei Debatten als Varianten einer Sichtweise auf die „Normativität“, dass ein Seiendes als Auslöser oder als „normativ“ betrachtet wird. Im Hintergrund dieser hier behandelten Debatte stehen auch Überlegungen zum Begriff der „Tugend“ und auch des Themenkomplexes „Willensschwäche“. Tugenden könnten auch als dispositionale Eigenschaften von Subjekten betrachtet werden, das richtige – hier ‚tugendhafte‘ – Verhalten in bestimmten Situationen verlässlich hervorzubringen. Dabei übt die normativ durchtränkte Situation einen normativen Zwang aus, sodass das schon ‚tugendhafte‘ Individuum sich in dieser Situation auch entsprechend verhält. Dies sind natürlich nur skizzenhafte Ausführungen zu weit ausdifferenzierten Debatten, die hier und auch im Argumentationsgang des Kapitels nicht explizit gemacht werden können.

Zudem können die behavioral-dispositionalen Problemstellungen nicht mit tugendethischen verglichen werden, da jene normative Phänomene einführen, die durch eine dispositionale Eigenschaft oder ein rezeptives Vermögen wahrgenommen werden können sollen. Zu behaupten, dass hingegen die Tugend keine Disposition sei, also dass tugendethische Konzeptualisierungen dispositionalen begrifflich überlegen seien, vermindert die begrifflichen Differenzierungen, die durch die behavioral-dispositionalen Problemstellungen geleistet werden.

### 4.1 Behavioral-dispositionale Theoriemodelle

#### 4.1.1 Problemstellung

Behavioral-dispositionale Zugänge versuchen, zu zeigen, wie normative Phänomene erfahren werden können. Vorausgesetzt wird dabei, dass gewisse Umstände *auch* normativ durchtränkt

seien. Ich gebrauche hier den Terminus „Phänomen“, um anzuzeigen, dass es sich nicht um unmittelbare Weltzustände handelt (vgl. hierzu Kapitel 2), sondern um eine schon vermittelte Unmittelbarkeit. Diese ist vermittelt über Dispositionen, die dem Subjekt allererst *ermöglichen*, dass sich ihm Normativität zeigt. Geht man also von der Problemstellung „Wie ist Normativität möglich?“ aus, dann wäre hier die Antwort: über Dispositionen. Ob es nun normative Phänomene gibt oder nur Phänomene, die sich durch die sinnliche Wahrnehmung zeigen, muss hier nicht behandelt werden, denn es hat sich ja auch gezeigt, dass die Debatte über den ontischen Status nicht ergiebig ist. Statt einer extensionalen Unterscheidung zweier ontischer Bereiche wird hier eine intensionale Unterscheidung verschiedener Weltzugänge favorisiert. Die behavioral-dispositionalen Zugänge verwenden diese Unterscheidung implizit. Ich werde hier die intensionale Unterscheidung ausarbeiten und zeigen, dass sie auch nur begrenzt aufrechterhalten werden kann.

Die Termini, mit denen die Zugänge arbeiten, sind z.B. „receptivity“ vs. „spontaneity“<sup>1</sup>, „passive“ vs. „active“<sup>2</sup>, aber sie arbeiten nicht an ihnen.<sup>3</sup> Die Theorien vermischen normalerweise diese Gegensätze in ihren Herangehensweisen, was aber schon problematisch scheint, da es sich ja um Gegensätze handelt. Dies ist wohl auch dadurch verursacht, dass die Positionierung auf einer Seite der Gegensätze zu einer einseitigen Herangehensweise führt. Ich werde kurz eine einseitige Herangehensweise untersuchen, die sich nur im Rahmen der Rezeptivität bewegt und dann die behavioral-dispositionalen Theorien diskutieren, die beide Seiten der Gegensätze vermischen.

##### 4.1.1.1 Rezeptivität – Eine einseitige Vorstellung

Es gibt keinen Zugang, der nur auf der Vorstellung der Rezeptivität aufruht. Zumindest betrifft dies die hier diskutierte Problemstellung. Betrachtet man aber das umfassendere Theorieumfeld, dann kann hier wohl der sogenannte „Logische Empirismus“ genannt werden, wie auch non-kognitivistische Ansätze in der Metaethik, die z.T. an den „Logischen Empirismus“ anschließen. Ich werde hier nur kurz auf die allgemeine Problematik eines solchen rezeptiven

<sup>1</sup>Vgl. Skorupski, John, „Irrealist Cognitivism“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 117 und passim. Es ist wohl nennenswert, dass John SKORUPSKIS Zugang nur auf der Vorstellung der Spontaneität aufruht.

<sup>2</sup>Vgl. Hookway, Christopher, „Epistemic Norms and Theoretic Deliberation“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 70-73 und passim.

<sup>3</sup>HUBIG diagnostiziert dies mit Bezug zu den Begriffen „Technik“, „Kultur“ und „Natur“: „Es wird *mit* den Begriffen und kaum *an* den Begriffen gearbeitet – das bestimmt den Pluralismus der Meinungen.“ (Vgl. Hubig, Christoph, „„Natur“ und „Kultur“, Von Inbegriffen zu Reflexionsbegriffen“. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 5,1 (2011), 101.)

Zugangs hinweisen, da ich denke, dass ich hierzu schon ausreichend Kritikpunkte in den vorigen Kapiteln geliefert habe, wie z.B. im Exkurs zum Behaviorismus.

Wenn man „unmittelbar“ unter bestimmten Umständen oder in einer bestimmten Situation normative Phänomene aufnahm, dann reagierte man auch auf eine bestimmte Weise. In solchen Fällen macht es dann eigentlich auch keinen Unterschied, welche Phänomene aufgenommen werden. Es könnte sich um normative Phänomene, sinnlich wahrgenommene Phänomene oder sogar um manipulierte Umstände einer behavioristischen Experimentatorin handeln. Was auch immer die ‚beste‘ Erklärung liefert, ‚sollte‘ gewählt werden, aber auch diese Erklärungsgründe können nur abduktiv aufgedeckt werden. Es handelt sich um ein theoretisches Modell des menschlichen Verhaltens, das die Fähigkeit des Individuums unberücksichtigt lässt, gegen den Zwang der Phänomene zu handeln, d.h. nicht so zu reagieren, wie es müsste.<sup>4</sup> Will man hierunter nicht nur ‚Willens‘-schwäche verstehen, die ggf. einer stärkeren Konditionierung bedarf, man also den Ansatz nicht in einen Behaviorismus kollabieren lassen will, sondern man dies als ein Symptom der Frage nach Spontaneität und Freiheit begreift, dann muss man einen anderen Weg beschreiten. – Ein bloß rezeptiver Zugang wäre zudem so radikal unmittelbar und würde auch nicht über (angeeignete) Dispositionen vermittelt werden können oder müsste diese in ein mechanistisch-rezeptives Paradigma funktional einfügen.

##### 4.1.1.2 Die Vorstellung der Passivität – Eine andere Form des normativen Realismus

Zwei Besonderheiten können in den meisten Zugängen gefunden werden: (1.) eine Vorstellung der „Passivität“ („passivity“)<sup>5</sup>, des ‚automatischen Funktionierens‘ („automatic func-

---

<sup>4</sup>Man sollte hier noch erwähnen, dass andere Ursachen die ursprüngliche Ursache verdrängt haben könnten, aber die Erweiterung des Vokabulars um Termini, wie „spontan“ und „aktiv“, verschleiert nur, dass dieser Debatte eine modallogische Struktur zugrunde liegt, die die Zugänge zu überwinden trachten, aber dennoch von dieser Struktur gefangen gehalten werden (s.u. 4.2.1.2.).

<sup>5</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 70-73. Joseph RAZ verwendet z.B. den Ausdruck: „respond to reasons“. (Raz, Joseph, „Explaining Normativity: On Rationality and the Justification of Reason“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 44.).

SKORUPSKI entwirft seine Überlegungen entlang der Leitdifferenz „receptivity“ und „spontaneity“, vermischt aber beide nicht, da seine Position nur die Fähigkeit der Spontaneität benötigen solle, um bedeutungsvoll zu sein: „Irrealism about the normative says that normative knowledge of normative propositions *rests on no receptive awareness*. The only capacity it requires is the non-receptive cognitive capacity of rationality, a capacity which involves spontaneity and regulation by the universality of reasons, not receptivity.“ (Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 136 und vgl. 119 Anm.) Er spricht aber auch von einer „spontaneous normative response“, die die Dinge doch etwas vermischt. (Vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 127.)

tioning‘)<sup>6</sup>, der „automatischen Evaluationen“ („automatic‘ evaluations“)<sup>7</sup> oder der „Kraft“ („force“)<sup>8</sup> und (2.) ein Verzicht auf den (unmittelbaren) Bezug zu normativen Fakten oder Zuständen.<sup>9</sup> Ich gehe davon aus, dass die Vorstellungen unter (1.) nicht lediglich ein unmittelbares Aufnehmen von Entitäten oder Zuständen darstellen sollen, sondern dass diese „Passivität“ vermittelt über Dispositionen oder Fähigkeiten sein soll, die auf irgendeine Weise angeeignet worden sind. Christopher HOOKWAY spricht z.B. von einer „second nature“, aber ohne Bezug zu ARISTOTELES oder MCDOWELL.<sup>10</sup> Zu (2.): Diese Zugänge vermeiden damit die problematische extensionale Redeweise eines normativen Bereichs, der mit normativen Entitäten angefüllt sein soll. Dies habe ich ja schon im ersten Forschungsstand diskutiert. Es sollte daher hier für eine intensionale Unterscheidung von Weltzugängen votiert werden und nicht für zwei extensionale ‚Welten‘ normativer und deskriptiver Fakten. Diese intensionale Unterscheidung ist repräsentiert durch ihre Ergänzung des passiven Vokabulars durch Termini, wie „active“<sup>11</sup>/„activity“<sup>12</sup>, „spontaneous normative response“<sup>13</sup>, „control“<sup>14</sup>, „spontaneity“<sup>15</sup>

<sup>6</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 39/40 und: „To be rational she, and we, must function properly and that functioning must be automatic, rather than a product of deliberation and decision.“ Es ist wohl erwähnenswert, dass RAZ behauptet, dass „the accounts of normativity and of reason and rationality, though not identical, are inter-related.“ (Raz, „Explaining Normativity“, 35.)

<sup>7</sup>Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 77.

<sup>8</sup>Vgl. Railton, Peter, „Normative Force and Normative Freedom: Hume and Kant“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000.

<sup>9</sup>Auch wenn RAZ die Rede von Fakten verwendet: „Given that rationality is the capacity to realise the normative significance of facts, that is to realise whether they constitute reasons, and which reasons they constitute, and to respond appropriately, the capacity to see the significance of inferences is high among the constituents of capacity-rationality.“ (Raz, „Explaining Normativity“, 37 und vgl. 46.) SKORUPSKI auf der anderen Seite plädiert für einen „Irrealist Cognitivism“ (vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“), aber die Art und Weise wie er diesen Zugang verfolgt, führt zu anderen Problemen (s.u.).

Julie ZAHLE spricht von „normative states“ und auch, dass „true beliefs about normative states are sometimes phenomenologically immediate“, aber für sie sei „direct perception“ auch vermittelt über angeeignete Fähigkeiten. (Vgl. Zahle, Julie, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part II“. In: *Philosophy of the Social Sciences* 44,1 (2014), 80 und 82/83.) In diese Richtung geht auch ihre Anmerkung, dass ihre Untersuchungen „equally [...] be endorsed by the realist [...] and by the irrealist“. (Vgl. Zahle, Julie, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part I“. In: *Philosophy of the Social Sciences* 43,4 (2013), 499 Anm. 7.)

<sup>10</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 64.

<sup>11</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 44. RAZ unterscheidet zwei Arten des Aktivseins: (1.) „deliberation or awareness“ und (2.) „functioning“ oder „the ability to recognise reasons and respond to them“. (Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 39/44.)

<sup>12</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 70-73.

<sup>13</sup>Vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 127.

<sup>14</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 44. HOOKWAY scheint John DEWEY in einer Passage zu folgen, dass wir „no control over [...] habits and dispositions“ haben, was er zuerst „problematisch“ findet, aber Kontrolle wäre „Reflexion“ („reflection“), was er auch problematisch zu finden scheint, obwohl er für ein Art von „freedom of mind“ votiert. (Vgl. Hookway, *Epistemic Norms and Theoretical Deliberation*, 67.) In diesem Fall handelt es sich bei RAZ und HOOKWAY mehr um eine terminologische Unterscheidung als um eine auf inhaltlicher Ebene.

<sup>15</sup>Vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 117 und 119.



oder „freedom“<sup>16</sup>, also Andeutungen von Vollzugsformen des sich verhaltenden Subjekts.

## 4.1.2 Analogien – Probleme innerhalb der Debatte I

Die Fähigkeit, normative Phänomene aufzunehmen und auf sie zu reagieren, wird, in den erwähnten Ansätzen, anhand verschiedener Analogien dargestellt. Im Folgenden werde ich diese Analogien untersuchen und ihre problematischen Punkte intern entwickeln, um dann in Kapitel 4.2 eine erweiterte Kritik anzufügen.

### 4.1.2.1 Wahrnehmung

Joseph RAZ schlägt vor, dass die Fähigkeit, auf normative Phänomene zu reagieren, in Analogie zur Wahrnehmung vorgestellt wird<sup>17</sup>, und dies bedeutet,

„that the capacity to realise that C follows from P is like the capacity to see that the house is on fire. They are ways of realising the existence of facts which constitute reasons“.<sup>18</sup>

Obwohl RAZ glaubt, dass es sich dabei nur um eine „precondition of being able to become aware of the normative significance of those facts“ handeln soll<sup>19</sup>, so bedeutet dies auch, dass es sich um eine *objektstufige* Vorstellung solcher Fakten handelt, d.h. um eine ontische Hypostasierung. Ein Urteil oder einen Aussagesatz aufgrund der ‚Existenz‘ eines Fakttes aufzustellen und dann ein bestimmtes Verhalten hervorzubringen, konstituiert also die Ähnlichkeit zwischen der normativen und der sinnlichen Wahrnehmung, aber es gibt auch eine Unähnlichkeit zwischen ihnen:

„Alternatively, it is arguable that reasoning is unlike perception in that it is involved in almost any recognition of the normative significance of anything. Even recognising that since C follows from P one has, other things being equal, reason

<sup>16</sup>Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom: Hume and Kant“.

<sup>17</sup>Peter RAILTON diskutiert auch eine Analogie zur ästhetischen Erfahrung. (Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 12-21.)

<sup>18</sup>Raz, „Explaining Normativity“, 37. Später schreibt er explizit: „When discussing rationality we discuss our perceptions of, and responses to, reasons.“ (Raz, „Explaining Normativity“, 43.)

<sup>19</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 37.

not to believe P and reject C involves reasoning. The close involvement of reasoning in capacity-rationality would justify, on this view, regarding the ability to reason as a constituent of rationality.“<sup>20</sup>

Eine Art rationale Aktivität soll damit sinnliche und normative Wahrnehmung unterscheiden. Aber auch wenn normative Wahrnehmung in diesem Sinne interpretiert werden soll, würde damit der sinnlichen Wahrnehmung nicht Unrecht getan, wenn man sie nur als ein rezeptives Verhalten ohne rationale Aktivität auffasst? – In der Epistemologie werden daher auch Positionen vertreten, die eine rationale Aktivität an der sinnlichen Wahrnehmung miteinschließen, wie z.B. MCDOWELLS Zugang in *Mind and World*<sup>21</sup> oder BRANDOMS Herangehensweise, die ihm ermöglicht, zwischen einer „merely responsive classification“ und einer „conceptual classification“ zu unterscheiden, wobei Letztere nur von einem Individuum ausgeführt werden könne, das „die Praxis des Gebens und Nehmens von Gründen“ („the practices of giving and asking for reasons“) beherrsche.<sup>22</sup>

Julie ZAHLE folgt in diesem Punkt BRANDOM und auch SELLARS. Sie nennt dies das „reason-based criterion of conceptual content“ und behauptet auch, dass der Inhalt von „perceptual states“ „begrifflich“ („conceptual“) sei.<sup>23</sup> Des Weiteren geht sie davon aus, dass Individuen die „Fähigkeit“ („ability“) haben, „direkt verschiedene alltägliche Phänomene wahrzunehmen“ („directly to perceive various everyday phenomena“). In Analogie zu dieser Darstellung plädiert sie dafür, dass „individuals may sometimes be seen as having the ability directly to perceive normative states too.“<sup>24</sup> Die „Fähigkeit“, „direkt normative Zustände wahrzunehmen“ („directly to perceive normative states“), führe zu der Formierung eines „perceptual belief“, der einen Bedingungs- oder Input-Zustand darstellen soll, der, „teilweise wenigstens“, die „Fähigkeit entsprechend zu handeln“ „verursacht“, und das angebrachte Verhalten sei dann der Folge- oder Output-Zustand.<sup>25</sup> Damit kann die „Fähigkeit entsprechend zu handeln“ („ability to act appropriately“) nicht „unabhängig von der Umwelt, in der sie ausgeübt wird, verstanden und erklärt werden“ („be understood and explained apart from the environment in which it is exercised“).<sup>26</sup> Hier wird nun nicht in Frage gestellt, dass man aufgrund einer in einer bestimmten Hinsicht normativ wahrgenommenen Situation sich so und so ver-

<sup>20</sup>Raz, „Explaining Normativity“, 38.

<sup>21</sup>Vgl. z.B. McDowell, *Mind and World*, 87/88.

<sup>22</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 88/89 und vgl. ebd., Kapitel 4 „Perception and Action“. Meine Emphase liegt hier beim Begreifen des begrifflichen Inhalts der Wahrnehmung und nicht bloß beim noninferentiellen Wahrnehmen. Ich denke, dass es sich dabei auch um BRANDOMS zentralen Punkt seiner Untersuchung der Wahrnehmung handelt.

<sup>23</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part I“, 505/506.

<sup>24</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part I“, 494.

<sup>25</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part II“, 83.

<sup>26</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part II“, 84.

hält. ZAHLE bringt das Beispiel, dass man für eine ältere Person im Bus aufstehe, wenn alle Plätze besetzt seien und diese gerade zusteige. Man müsse hierbei auch nicht nachdenken.<sup>27</sup> Die Frage ist aber, wie eine Kritik und Unterscheidung von normativen Inhalten möglich ist, wenn man sich immer schon unmittelbar ‚korrekt‘ verhält oder wenn gar Normen kollidieren? Sie können zwar in das Spiel des Gebens und Nehmens von Gründen eingebunden sein, aber folgt man MCDOWELL, dann bringt eine wahrgenommene Situation andere *mögliche* Gründe zum „Verstummen“.<sup>28</sup> Wie ist es dennoch *möglich*, Normen zu validieren? Dies wird weiter unten genauer ausgeführt.

##### 4.1.2.2 Dispositionen

RAZ beschreibt Rationalität auf die folgende Weise:

„it is the ability to respond appropriately to (perceived) normative aspects of the world, and this means that rational beings respond appropriately to perceived normative aspects of the world, when no failure of attention, emotional upset, mood, memory, will, etc. interferes.“<sup>29</sup>

Er nennt dies auch eine „dispositional ability“.<sup>30</sup> HOOKWAY verwendet auch die Termini „habits and dispositions“, aber er scheint nur wenig über ihre Verwendung besorgt, denn ein „Missverständnis“ („misunderstanding“) mag zwar auftreten, aber nur wenn man sie als „rigid, inflexible, repetitive patterns in behaviour“ betrachte.<sup>31</sup> Er bietet deshalb eine andere Interpretation an, die zeigen soll, dass wir nicht nur „passive recipients“ seien.<sup>32</sup> Damit erweitert er den Terminus „disposition“ auch um ein aktives Moment.<sup>33</sup> Trotz dieser idiosynkratischen Bedeutungserweiterung, ist die Rede von Dispositionen eher in passivischen Vorstellungen verwurzelt, die sich durch eine Empfänglichkeit (*responsiveness*) für normative Phänomene ausdrücken. Der Terminus wird normalerweise gebraucht, um die Modalität *de re* physischer Objekte auszudrücken, z.B. die Wasserlöslichkeit von Zucker. Die Rede von dispositionalen

<sup>27</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part I“, 494-500.

<sup>28</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 55/56.

<sup>29</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 45.

<sup>30</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 45.

<sup>31</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 64/65.

<sup>32</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 67.

<sup>33</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 72: „The observant person has a disposition to take note of things, attending to them and examining them further; and the benevolent person has a tendency to respond to suffering by taking an immediate active interest in its degree and the ways in which it might alleviated. The responses already involve active attention and investigation.“

Prädikaten wird weiter unten aufgegriffen, um die logische – hier modallogische – Hypostasierung dieser Debatte herauszustellen (s. „Grammatik der Dispositionen“).

#### 4.1.2.3 Fazit – Die Grenzen analogischen Denkens

In den obigen Analogien werden Eigenschaften, wie die Wahrnehmung sinnlicher Objekte oder dispositionale Eigenschaften von physischen Objekten, auf die Eigenschaft des Verhaltens gemäß normativer Phänomene übertragen. In beiden Fällen handelt es sich um eine Angleichung, die sich innerhalb einer mechanistischen Vorstellungsweise bewegt, und damit das Sollen auch in Analogie zu einem kausalen Müssen setzt. So verdeckt man aber den Phänomenbereich normativer Rede, dass *man*<sup>34</sup> sich nicht so verhalten *muss*, wie einem normative Phänomene „vorschreiben“, sondern *man* sich eben „nur“ so verhalten *solle*.

### 4.1.3 Begriffliche Differenzierungen – Probleme innerhalb der Debatte II

#### 4.1.3.1 Ethische und dianoetische Tugenden – Aristoteles

ARISTOTELES führt aus, dass es sich bei Tugenden *nicht* um Affekte handelt:

„Ferner werden wir zornig und geraten wir in Furcht ohne vorausgegangene Selbstbestimmung, die Tugenden aber sind Akte der Selbstbestimmung oder können doch von diesem Akt nicht getrennt werden. Überdies sagen wir, daß wir durch die Affekte bewegt, durch die Tugenden und Laster aber nicht bewegt werden, sondern in eine bestimmte bleibende Disposition gebracht werden.“<sup>35</sup>

Aber auch *nicht* um Vermögen:

„Aus diesen Gründen sind die Tugenden auch keine Vermögen. Denn wir heißen nicht darum gut oder böse, weil wir das bloße Vermögen der Affekte besitzen, noch werden wir darum gelobt oder getadelt. Überdies sind die Vermögen Naturgabe, gut oder böse aber sind wir nicht von Natur, wie wir schon oben ausgeführt haben.“<sup>36</sup>

<sup>34</sup>Der Ausdruck „man“ zeigt hier an, dass es sich noch um eine unreflektierte Redeweise vom Normativen handelt.

<sup>35</sup>Aristoteles, *EN*, II 4, 1106a.

<sup>36</sup>Aristoteles, *EN*, II 4, 1106a.

Er unterscheidet dann auch zwischen ethischen (oder sittlichen) und dianoetischen (oder Verstandes-)Tugenden. Die ersteren werden durch „Gewohnheit“ erworben und letztere durch „Belehrung“ und dies „bedarf deshalb der Erfahrung und der Zeit“.<sup>37</sup> Die Verstandestugend *φρόνησις* sei Titel für ein ‚situitives Orientierungswissen‘ aus erstpersonaler Perspektive<sup>38</sup> und sie beruhe auf „Überlegung“<sup>39</sup>:

„Nur was die Überlegung bejaht, muß der Lebenstrieb erstreben, wenn die Vorzugswahl gut ausfallen soll. Dies ist das Denken und die Wahrheit, die man praktisch nennt.“<sup>40</sup>

HOOKEYWAY differenziert die Debatte mit Bezug auf den Begriff der Tugend, erwähnt aber ARISTOTELES nicht<sup>41</sup>, der ähnliche Überlegungen darlegt, speziell in seiner Diskussion dianoetischer Tugenden, wobei er aber auch einen Schritt weiter geht als HOOKEYWAY. Dieser verwendet den Terminus „praktische Überlegung“ („practical deliberation“), „to refer to an activity of conscious reflection that can both lead up to, and accompany, action.“<sup>42</sup> Die bewusste Reflexion, die unser Tun begleite und kontrolliere, „enables us to monitor our behaviour, and if we could not do that, we would often not be able to act successfully.“<sup>43</sup> ARISTOTELES ist aber eher auf das bewusste Überlegen *vor* dem Handeln fokussiert, wenn er schreibt:

„Das Wohlüberlegtsein [*euboulía*] ist eine Art Überlegen [*boulé*], und wer überlegt, sucht etwas und zieht Schlüsse. Aber auch ein glückliches Erraten ist es nicht. Denn dieses ist kein Nachdenken, sondern die rasche Eingebung des Augenblicks, während das Überlegen Zeit kostet.“<sup>44</sup>

Für HOOKEYWAY scheinen Überlegungen, die sich über einen längeren Zeitraum hinziehen, nur notwendig, „if and only if their doing so is important for the success of our activity“.<sup>45</sup> Auch wenn er die „Überlegung“ („[d]eliberation“) einen „process of conscious reflection“ nennt<sup>46</sup>,

<sup>37</sup>Vgl. Aristoteles, *EN*, II 1, 1103a.

<sup>38</sup>Vgl. Luckner, Andreas, *Klugheit*, Berlin 2005, 84/85.

<sup>39</sup>Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik VI*, hrsg. und übersetzt von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt am Main 1998, VI 2, 1139a.

<sup>40</sup>Aristoteles, *Nikomachische Ethik VI*, VI 2, 1139a.

<sup>41</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 62, 72-76.

<sup>42</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 62.

<sup>43</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 63.

<sup>44</sup>Aristoteles, *Nikomachische Ethik VI*, VI 10, 1142a/b.

<sup>45</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 64.

<sup>46</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 64.

so sollen zu viele Überlegungen die „Erfolgschancen“ („chances of success“) des Handlungsvollzugs aufs Spiel setzen.<sup>47</sup> Ähnliche Betrachtungen finden sich in anderen Ansätzen, wenn SKORUPSKI von einer „spontanen normativen Antwort“ („spontaneous normative response“) spricht<sup>48</sup> oder RAZ von einer Art ‚automatischem Funktionieren‘ („automatic functioning“)<sup>49</sup>. Bei allen handelt es sich um ein augenblickliches oder unmittelbares Geschehen. HOOKWAY schreibt auch: „deliberation is guided by a kind of sensitivity to the salience of questions and considerations which is largely automatic or even habitual.“<sup>50</sup> Die hier vorgestellten Ansätze folgen auch in dieser begrifflichen Differenzierung der Grammatik der Dispositionen, die keinen Begriff der Spontaneität zulässt (s. hierzu u.).<sup>51</sup>

##### 4.1.3.2 Der Begriff der Fähigkeit<sup>52</sup>

Die internen Probleme der behavioral-dispositionalen Zugänge werden zu einem Scheitern der Validierung des Status des Normativen via Dispositionen führen. Aus einer behavioristischen Sichtweise sind „Dispositionen“ im Individuum verfestigte Sequenzen des Verhaltens.<sup>53</sup> Der Behaviorismus, dessen Untersuchungsobjekt das menschliche Verhalten ist, mag den Terminus „Disposition“ verwenden – wobei hier als eine begriffliche Differenzierung wohl eher die Rede von Fähigkeiten als ‚menschliche‘ oder subjektive Dispositionen angebracht wäre. Allerdings wird sich auch der Begriff der Fähigkeit als nicht angemessen erweisen, da er nicht in der Lage ist, ein ‚umfassendes‘ „Bild“ des Selbstbezugs und damit auch des menschlichen Verhaltens zu geben.<sup>54</sup>

<sup>47</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 70.

<sup>48</sup>Vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 127.

<sup>49</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 39/40: „The point I am striving to make is that our rationality expresses itself not only in our deliberation and reasoning, nor in any other specific act or activity, but more widely in the way we function, in so far as that functioning is, or should be, responsive to reasons.“ Oder: „To be rational [...] we [...] must function properly and that functioning must be automatic, rather than a product of deliberation and decision.“

<sup>50</sup>Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 73.

<sup>51</sup>Inwiefern ARISTOTELES eine solche Kritik träge, bleibt offen. Im obigen Zitat ist von „Selbstbestimmung“ die Rede, die ganz grob in die Richtung der Spontaneität gehen könnte. Ich halte es aber für eine verfehlte Übersetzung. Die Problematik, dass es sich um eine tote Sprache handelt und auch die begriffliche Entwicklung, versperren hier die Möglichkeit einer tiefergehenden Auseinandersetzung mit ARISTOTELES.

<sup>52</sup>Es handelt sich hier um eine lose Interpretation des Kapitels „Das geistige Tierreich und der Betrug oder die Sache selbst“ der *PhG*.

<sup>53</sup>Vgl. hierzu Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 49.

<sup>54</sup>Selbstbezug erschöpft nicht das Selbstbewusstsein, sondern ist nur ein Moment oder eine Folge von Momenten, die auf verschiedenen Stufen durch ihr Scheitern genealogisch entwickelt werden können. Nach dem Wechsel von der theoretischen Vernunft (bis dahin: Weltbezug; auch noch im Kapitel „Selbstbewußtsein“) zur praktischen Vernunft handelt es sich erst um den Versuch eines Selbstbezuges, welcher dann im Kapitel „Der Geist“ (Bezug zu Anderen via Institutionen) aufgehoben wird.

Fähigkeiten ‚existieren‘ nur als Möglichkeiten, das bedeutet, dass sie nur in den Blick kommen während oder nachdem sie exemplifiziert oder ausgedrückt werden oder geworden waren. HEGEL nennt dieses Phänomen die „Nacht der Möglichkeit“<sup>55</sup>. Fähigkeiten oder Dispositionen<sup>56</sup> verbleiben in der „Nacht der Möglichkeit“ solange wie sie nicht via Verhalten ausgedrückt oder exemplifiziert wurden. HEGEL bezeichnet die Exemplifikation als ein „reines Übersetzen“.<sup>57</sup> Laut STEKELER-WEITHOFER mangelt es einer Fähigkeit, die man sich selbst oder anderen zuschreibt, an Verifikation, außer sie wurde eben exemplifiziert, zeige oder bestätige sich im „realen Tun“.<sup>58</sup>

Erstes Problem: Die Fähigkeit als etwas Mögliches kann nur ex post via Verhalten ‚verifiziert‘ oder ‚angeschaut‘ werden. Zweites Problem: Die Exemplifizierung des Verhaltens kann nicht vom Individuum selbst verifiziert werden. Was wäre die Norm, das Kriterium oder der Maßstab?<sup>59</sup> Nur ein stärkerer Ausdruck der Disposition oder der Fähigkeit – also über eine quantifizierbare Norm? Aber z.B. das Klavier mit Vehemenz zu spielen, bedeutet nicht, dass man es ‚besser‘ spielt. Drittes Problem: Die exemplifizierte Fähigkeit wird wieder verschwinden. (Ein gespieltes Stück Musik endet mit der letzten Note, aber auch ein Bild oder eine Skulptur oder ein geschriebener Text werden (zumindest eines Tages) von Naturkräften zerstört, wenn sie nicht vorher schon durch die Verhaltenskräfte Anderer zerstört werden (s. nächstes Problem).) Viertes Problem: Die Verhaltensreaktionen Anderer reformieren oder deformieren<sup>60</sup> den Ausdruck des eigenen Verhaltens, denn es fehlt ihnen (zumindest auf dieser Stufe) ein normativer Maßstab.<sup>61</sup> – Ein Appell an Fähigkeiten, wie man ihn bei MCDOWELL findet, bleibt immer ‚normativer Maßstäbe‘ schuldig, dies spielt HEGEL im weiteren Verlauf der *PhG* durch. Hier sollte nur darauf hingewiesen werden, wie problematisch dieser Appell sein kann, wenn man ihn konsequent weiter denkt.

Dem Verhalten als Exemplifikation einer Fähigkeit fehlt normative Beurteilung via eines ‚Maßstabes‘, was den Status gegenseitiger Verhaltenskräfte zu einem Zustand ‚*homo homi-*

<sup>55</sup>Hegel, *PhG*, 299.

<sup>56</sup>STEKELER-WEITHOFER scheint hier nicht weiter zwischen diesen Begriffen zu differenzieren. Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein dialogischer Kommentar*, Bd. 1, Gewissheit und Vernunft, Hamburg 2014, 1134.

<sup>57</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 296: „Das Tun ist nämlich nur reines Übersetzen aus der Form des noch nicht dargestellten in die des dargestellten Seins“. Und vgl. Hegel, *PhG*, 299: „Was es sei, das es tut und ihm widerfährt, dies hat es getan und ist es selbst; es kann nur das Bewußtsein des reinen Übersetzens *seiner selbst* aus der Nacht der Möglichkeit in den Tag der Gegenwart, des *abstrakten Ansich* in die Bedeutung des *wirklichen* Seins und die Gewißheit haben, daß, was in diesem ihm vorkommt, nichts anderes ist, als was in jener schief.“

<sup>58</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Phänomenologie des Geistes*, 1135.

<sup>59</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 298/299.

<sup>60</sup>Vgl. zu diesem formierenden Tun auch das dritte Kapitel.

<sup>61</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 300/301 und 301: „Das Werk ist also überhaupt etwas Vergängliches, das durch das Widerspiel anderer Kräfte und Interessen ausgelöscht wird und viel mehr die Realität der Individualität [ausgedrückte Fähigkeit, Anm. d. Verf., F.R.] als verschwindend denn als vollbracht darstellt.“

*ni lupus*‘ macht<sup>62</sup>, deshalb nennt HEGEL diesen Abschnitt auch ein „geistige[s] *Tierreich*“<sup>63</sup>, aber auf der anderen Seite ist es auch schon ‚geistig‘, denn es basiere implizit auch auf einem „technische[n] Mittelwissen“<sup>64</sup>. Das einzige Kriterium oder der einzige Maßstab kann also dann auch nicht nur die Vehemenz des Ausdrucks der Fähigkeit sein, sondern setzt schon ein Wissen-wie (*knowing how*) voraus und damit dessen meist impliziten Erfüllungs- und Erfolgsbedingungen. Zudem wurde hier schon die modallogische Struktur angedeutet, die auch der begrifflichen Differenzierung der Disposition zur Fähigkeit zugrunde liegt, also folgt der hier vorgestellte Begriff der Fähigkeit auch derselben ‚Grammatik‘ wie der Begriff der Disposition (s. hierzu u.).

#### 4.1.4 Normative Standards und Rechtfertigung – Probleme innerhalb der Debatte III

Wie der Status des Normativen *nicht* validiert werden sollte

Die Frage, die von diesem Standpunkt aus aufkommt, ist: Wie kann es normative Standards geben, d.h. wie werden sie aufgestellt oder gerechtfertigt? ZAHLES Überlegungen gehen in die Richtung, wie Normen phänomenologisch aufgesammelt werden können, d.h. sie listet auf, wie und wo sich Besonderheiten normativ durchtränkter Situationen zeigen.<sup>65</sup> Die Evaluierung normativer Standards geht sie somit nichts an, da diese in solchen Situationen irgendwie implizit vorhanden sein sollen. Wenn nun RAZ schreibt, dass „rationality [...] consists in the ability to recognise the normativity of features of the world“<sup>66</sup>, dann wird er immer noch von einer ontischen Vorstellungsweise des Normativen gefangen gehalten. Er modelliert damit auch die normativen Standards im Einklang mit dieser Vorstellungsweise:

„The standards by which success of episodes of thinking is judged depend on the reliability of the process of thinking which meets them in yielding justified intentions, decisions and beliefs, that is ones which are adequate, given the normative aspects of the world.“<sup>67</sup>

<sup>62</sup>SIEP bietet diese Lesart als eine mögliche Interpretation an und es scheint, dass er dazu neigt, sich auch für sie zu entscheiden, da er hervorhebt, dass es sich eher um das „animalische[] Leben“ als um „Anspielungen auf den Kampf um Ehre“ handele. (Vgl. Siep, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“*, 161/162.)

<sup>63</sup>Hervorhebungen vom Autor, F.R.

<sup>64</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Phänomenologie des Geistes*, 135.

<sup>65</sup>Vgl. Zahle, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part II“, 77-79.

<sup>66</sup>Raz, „Explaining Normativity“, 39.

<sup>67</sup>Raz, „Explaining Normativity“, 50. Dies sei eine der „essential properties“, der, wie er es nennt, „substantive doctrine of reason“, und er behauptet: „I will, therefore, proceed on the assumption that the substantive principles of reason are historical products which can be challenged on grounds of self-contradiction, incoherence, and unreliability, and which can change to avoid such challenges.“ (Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 50/55.)



RAZ erwähnt hier zwei Aspekte, wie normative Standards gerechtfertigt werden können, die auch die ontische Vorstellungsweise normativer Zustände und Fakten übersteigt: (1.) Der „Prozess des Denkens“ („process of thinking“) muss verlässlich sein. (2.) Irgendeine Art von Rechtfertigung muss involviert sein.<sup>68</sup> Er schlägt vor, dass „normativity as such“ nicht gerechtfertigt („justified“) sein müsse, während „the validity of specific normative principles can be called into question.“ Im Normativen als solchem zu sein, kann nicht hinterfragt oder verlassen werden, außer natürlich wir verlören diese Fähigkeit („vollständig“) und „become creatures incapable of being guided by normative considerations“<sup>69</sup>; wahrscheinlich eher durch physiologische Schäden als grundsätzlich durch ‚falsche‘ Erziehung, die auch schon eine Art normative Lenkung wäre. HOOKWAY spricht auch von „standards“, die „an important part of the normative structure of deliberation“ seien, und dass „normative standards“ „are embodied in [...] habits or dispositions“.<sup>70</sup> Und: „[w]e rely upon relatively stable character traits.“<sup>71</sup> – Es zeigt sich hier, dass (1.) Normativität an Fähigkeiten rückgebunden sei, die diese allererst *ermöglichen*, sie also nicht in einen normativ-ontischen Bereich verschoben werde, sondern nur *vermittelt* über diese Fähigkeiten zugänglich sei. (2.) Das Normative selbst oder als solches könne nicht in Frage gestellt werden, d.h. muss selbst nicht gerechtfertigt werden. Es handelt sich hier mehr um eine Art transzendente *Bedingung*, ohne die man überhaupt nicht an einer Praxis oder auch der menschlichen Lebensform teilnehmen könnte. Die Rechtfertigung normativer Standards ist aber eine andere und offene Frage, die keiner transzendentalen Rechtfertigung bedarf, also allererst verhandelt werden müsste. Es bleibt also offen, wie normative Standards gerechtfertigt oder entwickelt werden, auch wenn manche Autoren zumindest schon einmal diese Frage stellen. (3.) Der Appell an die transzendente Natur des Normativen bleibt hier dennoch offen und mysteriös. Etwas klarer wäre die Debatte, wenn sie die Frage „Wie ist Normativität möglich?“ als Problemstellung ablehnten, selbst der Verweis auf die Unhintergebarkeit oder transzendente Natur wäre hier ein Zuviel an Gesten.

#### 4.1.5 Fazit

Was hier in Frage gestellt werden soll, ist nicht, dass es falsch oder unmöglich wäre, Dispositionen oder Fähigkeiten in Überlegungen zum Normativen einzubinden. Sie sind als ver-

<sup>68</sup>Vgl. auch: „the rationality of action depends on the way in which the person’s own mental activity is involved in its production, not just on its accidental conformity to some external standard.“ (Korsgaard, Christine M., „The Normativity of Instrumental Reason“. In: Cullity, Garrett/Gaut, Berys (Hg.), *Ethics and Practical Reason*, Oxford 1997, 236.)

<sup>69</sup>Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 58/59.

<sup>70</sup>Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 64 und 66.

<sup>71</sup>Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 77.

lässliche Eigenschaften des verhaltenden Subjekts nötig, um in Situationen, die keine lange Überlegung gestatten, ein *erwartbares* und (hoffentlich dann auch) ‚gutes‘ Verhalten *hervorzubringen*. Was hier aber in Frage gestellt wird, ist, ob Dispositionen oder Fähigkeiten als *die* Instanzen betrachtet werden sollen, um den Status des Normativen zu validieren. Es handelt sich hierbei um das Kernproblem, das in den hier untersuchten Ansätzen nicht auftaucht, auch wenn, wie oben geschildert, das Normative selbst als eine zu machende Voraussetzung behandelt wird.

Die behavioral-dispositionalen Theoriemodelle haben mit den behavioristischen Zugängen gemeinsam, dass das Verhalten unmittelbar verfügbar sein soll, *aber* die Reaktionen oder Instantiierungen der Dispositionen oder Fähigkeiten sollen vermittelt sein über eine Einführung in eine schon etablierte Praxis und zwar durch wiederholte Einübung („aus gleichen Tätigkeiten erwächst der gleiche Habitus“<sup>72</sup>), die „gemeinsam kontrolliert“ („jointly controlled“)<sup>73</sup> werden soll. Dies steht im Gegensatz zum Behaviorismus, der die Kontrollinstanz auf die einzelne behavioristische Experimentatorin verlagert oder eine Gruppe jener ‚Eingeweihten‘. In STEKELER-WEITHOFERS Ausdruck sollte aber auch ein impliziter Appell an die Universalisierbarkeit von Normen mitschwingen, die eine „bloße“ gemeinsame Kontrolle einer noch so großen Gruppe übersteigt. – „Gewöhnung“ („ἔθος“)<sup>74</sup> führt zur Formierung einer Haltung oder eines Habitus (ἥξις). Die Übungen sichern ab, dass das Verhalten, wenn es ‚benötigt‘ wird, unmittelbar verfügbar ist. Die sprachlichen, sozialen, sittlichen oder kulturellen Normen sind angewöhnt oder eingeübt und leiten so implizit das Verhalten.

Wie aber werden die Normen evaluiert? Was sind die Kriterien für ihre Güte? Die gemeinsame Kontrolle scheint auch nur die Konformität mit den schon etablierten Normen abzusichern. Wie aber können Normen entwickelt und geprüft werden? Auch ein Adäquatheitskriterium für Gelingensbedingungen würde hier nur Konformität unterstützen. Eine weitere Vorstellung von Freiheit muss eingeführt werden<sup>75</sup>, um die hier vorgestellten Theorien zu erweitern, dass man nicht nur aktiv eine Norm bekräftigt als *Bedingung* des eigenen Verhaltens, sondern dass Subjekte selbst als bedingend begriffen werden. Dies führt dann auch in einen antidogmatischen Diskurs.

---

<sup>72</sup>Vgl. Aristoteles, *EN*, II 1, 1103b.

<sup>73</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“, 20 und vgl. Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 163.

<sup>74</sup>Vgl. Aristoteles, *EN*, II 1, 1103a.

<sup>75</sup>Vgl. oben das Arbeiten des Knechts als erstes Aufscheinen der Freiheit.

## 4.2 Unterwegs zu einem antidogmatischen Diskurs III

Die Darlegung der internen Probleme der Debatte hat gezeigt, dass der Begriff der „Rezeptivität“ wie auch die Grammatik der Dispositionen kritisch zu betrachten sind, selbst wenn die Dispositionen begrifflich zu Fähigkeiten oder Tugenden differenziert werden. Die Verwendung des Begriffs „Spontaneität“ in den untersuchten Ansätzen ist aber auch problematisch, weil das spontane Setzen einer anderen Grammatik folgt als die Grammatik der Dispositionen, der eine modallogische Hypostasierung zugrunde liegt. Man kann beide Grammatiken nicht kombinieren. Die Grammatik der Dispositionen muss zugunsten der Grammatik der Spontaneität abgelöst werden. Zuvor werde ich die Grammatik der Dispositionen darlegen, um ihre ontische und logische Hypostasierung als eine Auslegung des Seins herauszuarbeiten.

### 4.2.1 Die Grammatik der Dispositionen

Die analogischen Ausdeutungen wie auch die begrifflichen Ausdifferenzierungen haben gezeigt, dass sie auf modallogischen Überlegungen aufruhen, die weiter untersucht werden müssen, um die Grenzen der dispositionalen Redeweise darzulegen. Diese äußert sich auch in einer ihr eigenen prädikativen Struktur.

#### 4.2.1.1 Die Rede von Prädikaten ohne Subjekt<sup>76</sup>

Ludwig SIEP glaubt, dass „die *Sache selbst*“<sup>77</sup> etwas sei, mit dem sich ein Individuum identifizieren könne, als eine Art „Partei-Ergreifen“<sup>78</sup>, und HEGEL schreibt auch:

„ist es sonst eine Weltgegebenheit, die es weiter nichts angeht, so macht es sie ebenso zu der seinigen, und *tatloses Interesse* gilt ihm für *Partei*, die es dafür oder dawider genommen und *bekämpft* oder *gehalten* hat.“<sup>79</sup>

Dies würde SIEPS Interpretation stützen und alle Arten von Ismen scheinen hier vorstellbar, für die man Partei ergreift. SIEP ist wahrscheinlich sehr nah am Text, aber ich will HEGELS Gedankengang etwas variieren, um ihn an meine Zwecke anzupassen. HEGELS Thema sind

<sup>76</sup>Auch hierbei handelt es sich um eine lose Interpretation des Kapitels „Das geistige Tierreich und der Betrug oder die Sache selbst“. Vgl. besonders: Hegel, *PhG*, 305 und 310.

<sup>77</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 304-311.

<sup>78</sup>Vgl. Siep, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“*, 164-166.

<sup>79</sup>Hegel, *PhG*, 306.

immer noch Fähigkeiten und unter den Titel „die *Sache selbst*“ fallen abstrakte Prädikate *de re*, unter die jedes Individuum als Subjekt fallen könnte – Prädikate, denen ‚Subjekte‘<sup>80</sup> fehlen.<sup>81</sup> Jedes Individuum mag als Variable geeignet sein, um in das Schema zu passen, und könnte so die Fähigkeit ausführen, wie z.B. das Schauen eines Fußballspiels, aber auch die Rede von rationalen Lebewesen oder moralischen Lebewesen kann übersetzt werden in eine Rede, der Prädikate *de re* zugrunde liegen:

(15) x ist fähig zu  $\rho$ -en – x ist fähig, rational zu sein

oder

(16) x ist fähig zu  $\mu$ -en – x ist fähig, moralisch zu sein

Dies sind generische Prädikate *de re*, denen generische Sätze entsprechen, wie „Der Mensch ist ein moralisches Lebewesen.“ oder „Der Mensch ist ein rationales Lebewesen.“ Sie sind generisch, da es möglich ist, dass es Menschen gibt, denen die Fähigkeit rational zu sein fehlt, da z.B. physiologische Beeinträchtigungen es ihnen unmöglich machen, eine solche Fähigkeit auszubilden, oder sie haben sie durch Hirnverletzungen verloren und können nicht mehr an einer ‚rationalen Praxis‘ teilnehmen – es handelt sich aber nicht um Gegenbeispiele, die die generischen Sätze falsch werden lassen.

Den abstrakten Fähigkeiten sind konkrete oder einzelne Fähigkeiten entgegengesetzt, wie beispielsweise die Fähigkeit die *Phänomenologie des Geistes* zu schreiben.<sup>82</sup> Wie können wir solche konkreten Fähigkeiten verstehen? Dies führt zu einem Dilemma: entweder man erklärt nicht nur das Produkt der Fähigkeit, sondern auch die Fähigkeit selbst als durch soziale oder historische Umstände verursacht, damit auch durch die gesamte Umwelt, der das Individuum ausgesetzt ist – also nur durch rezeptive Faktoren – oder verursacht durch irgendeine Art geniale Inspiration oder Eingebung – also nur durch einen spontanen Faktor. Im ersten Fall wird die konkrete Fähigkeit historisch-biographisch erklärt, wobei das Individuum und seine

<sup>80</sup>Das grammatische Subjekt ist hier nur eine Variable. Es fehlt damit das Subjekt als Vollzugsinstanz.

<sup>81</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 305.

<sup>82</sup>Ich danke Bob BRANDOM für den Hinweis, dass es konkrete Fähigkeiten geben mag. Er schlug auch als abstrakte Fähigkeit das Schauen eines Fußballspiels im Stadion vor. Ich glaube, er hat recht, denn es ist eine einfache Aufgabe und es ist sehr einfach daran teilzunehmen und (fast) ‚jede‘ kann es tun. Der entscheidende Punkt müsste aber sein: Die Kriterien der ‚Güte‘ für die Fähigkeit, das Prädikat *de re* und die Gelingensbedingungen der Handlungen sind auf dieser Stufe noch nicht klar vorhanden – es fehlt der ‚Geist‘. Für eine abstrakte Fähigkeit, wie das Schauen eines Fußballspiels, müssen auch ein paar Gelingensbedingungen vorhanden sein, aber sie werden normalerweise nicht explizit diskutiert. Viele dieser abstrakten Fähigkeiten sind uns implizit verfügbar, sobald wir in eine Praxis eingeführt worden sind.

besondere(n) Fähigkeit(en) verschwinden. Im zweiten Fall bleibt sie mysteriös, wie die Eingebung selbst. Zumindest kommt man hier in eine Sackgasse, wenn man sich auf konkrete Fähigkeiten beruft und an diese appelliert.

Das Wesen des Menschen liegt nicht in bestimmten Fähigkeiten oder einer Ansammlung von Fähigkeiten, die durch abstrakte oder generische Prädikate *de re* ausgedrückt werden. Dies würden nämlich vom Aneignen der Fähigkeiten als einem Habitus („second nature“) via „Bildung“<sup>83</sup> zu konkreteren Fähigkeiten führen und damit wieder in obige Sackgasse oder von der Gewöhnung (*ἔθος*) zur Sitte (*ἥθος*), die dann, wie ihre Fähigkeiten, abstrakt bleibt, und damit kulminierte die abstrakten Fähigkeiten in einem „*Tun Aller und Jeder*“. Dann gibt es aber auch kein Vollzugssubjekt, denn es handelt sich um eine Rede von Prädikaten ohne Subjekt. Das „Partei-Ergreifen“ ist auch nur eine abstrakte Fähigkeit und damit kann man auch sehen, weshalb die Parteinahme für einen Ismus so leicht fällt und man sich auch leichter an dogmatische Setzungen klammert, als die Mühen eines antidogmatischen Diskurses und dann Dialogs auf sich zu nehmen, der nicht eine Selbstaufgabe des Subjekts als Subjekt ist.

### 4.2.1.2 Die zugrunde liegende modallogische Struktur – Logische Hypostasierung

In den Debatten der Wissenschaftstheorie schlage, laut HUBIG, die Modellierung dispositio-naler Prädikate in Wenn-dann-Sätzen, wie der Implikation, fehl, denn sie wären wahr, wenn der Antecedens nicht realisiert ist oder nicht realisierbar ist („Unterbestimmtheit“), oder müs-sen verworfen werden, wenn das Hinterglied (Consequens) einmal unter den Antecedens-Bedingungen nicht realisiert wurde („Überbestimmtheit“). Innerhalb dieser Debatten wechsel-ten dann wissenschaftstheoretische Ansätze zu irrealen Konditionalsätzen als Darstellungsmit-teln, um nach prognostischen und indikativischen Sätzen zu suchen, die mit ihnen äquivalent seien. Um aber zu vermeiden, dass die prognostischen und indikativischen Sätze konstraintui-tiv werden, sollen pragmatisch gewählte Antecedens-Bedingungen hinzugefügt werden, die „Vorstellungen von Normalität entsprechen“. Auf diese Weise sollen dann die prognostischen und indikativischen Sätze abgesichert werden.<sup>84</sup>

Solche Normalfall-Vorstellungen können nicht als eine vollständige Liste von Bedingun-gen in Form expliziter Regeln dargestellt werden. Wäre dies möglich, dann führte eine Men-ge an Prämissen, die eine vollständige Liste der Umstände oder Bedingungen darstellen soll ( ${}^m\Sigma^m$ ), so wie zusammen mit einer Regel als Oberprämisse ( ${}^mA^m$ ), zur Instantiierung der Re-

<sup>83</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*, 84-86.

<sup>84</sup>Vgl. Hubig, „Möglichkeit“, 1648.

gel ( ${}^m a^m$ ) ( ${}^m \Sigma, A \Rightarrow a^m$ <sup>85</sup>). Es ist aber so, dass wir, worauf HUBIG hinweist, nicht „komplette Weltzustände beschreiben“<sup>86</sup> können (hier  ${}^m \Sigma^m$ ), sondern ‚nur‘ eine Menge an „potential defeasors“<sup>87</sup> – also Antecedens-Bedingungen, die vermieden werden sollen –, wie BRANDOM schreibt, der, unabhängig von HUBIG, auf ähnliche Probleme in Bezug zu seinen Überlegungen zur „material inference“ stößt. Er behauptet, dass die materiale Inferenz „in general non-monotonic“ sei.<sup>88</sup> Für ihn heißt dies nun nicht, dass wiederum die „potential defeasors“ auf eine vollständige Liste gebracht werden sollten, und so handelt es sich auch nicht um eine Forderung oder Herausforderung, solche Inferenzen in eine monotonische Theorie zu übertragen.<sup>89</sup>

„The potential defeasors in this way associated with each material inference endorsed in turn define (by complementation) the range of counterfactual robustness practically associated with that inference.“<sup>90</sup>

So seien dann die „counterfactual robustness“ und die „potential defeasors“ notwendig, um die „conceptual contents of sentences“ zu verstehen oder: „counterfactually robust inferences are an essential aspect of the articulation of the conceptual contents of sentences“.<sup>91</sup> BRANDOM schließt daraus,

„that in view of the non-monotonicity of material inference, the practical task of updating the rest of one’s beliefs when some of them change is tractable in principle only if those who deploy a vocabulary practically discriminate ranges of counterfactual robustness for many of the material inferences they endorse.“<sup>92</sup>

Innerhalb eines solchen Rahmens ist es nicht notwendig, eine Menge an Umständen oder Bedingungen aufzustellen, die (1.) einen ‚vollständigen‘ Weltzustand beschreiben sollen und

<sup>85</sup>Diese Formel ist Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 213 entnommen und vgl. für eine lediglich regellogische Untersuchung ebd.

<sup>86</sup>Vgl. Hubig, „Möglichkeit“, 1648.

<sup>87</sup>Vgl. Brandom, *Between Saying and Doing*, 107. Es ist wohl erwähnenswert, dass, laut BRANDOM, „the potential defeasors are not limited to sentences that are true“, denn ein „non-actual state of affairs is possible“, der wenigstens „not incompatible“ sein sollte. (Vgl. ebd., 125.)

<sup>88</sup>Vgl. Brandom, *Between Saying and Doing*, 106.

<sup>89</sup>Vgl. Brandom, *Between Saying and Doing*, 107 und vgl. auch ebd.: „And no one supposes that such probative reasoning can always be turned into dispositive reasoning by making an explicit, exhaustive list of the potential defeasors.“ Oder: „There need be no definite totality of possible defeasors, specifiable in advance. Even where we have some idea how to enumerate them, unless those provisos are generally left implicit, actually stating the premises so as to draw inferences from them monotonically is impossibly cumbersome in practice.“

<sup>90</sup>Brandom, *Between Saying and Doing*, 108.

<sup>91</sup>Brandom, *Between Saying and Doing*, 125.

<sup>92</sup>Brandom, *Between Saying and Doing*, 109.

so ist es auch nicht nötig, dass man (2.) auf formalem Wege eine ‚unendliche‘ Liste möglicher monotonischer Prämissen haben muss, denn damit würde man entweder einen absolut-deterministischen oder formalen Standpunkt einnehmen. Vom ersten Standpunkt aus würde gefordert werden, dass es keine möglichen Bedingungen gäbe, die als Störgröße (*defeasor*) auftreten könnten, die abgezogen oder auch eingerechnet werden müssten, um das Resultat der Inferenz abzusichern, denn alle Bedingungen wären schon explizit. Letzterer Standpunkt würde darauf hinauslaufen, dass jede wahre Prämisse hinzugefügt werden könnte, da es sich um eine formale und monotone Logik handelt – dies führt entweder zu einer mechanistischen oder einer formalen Notwendigkeit. Eine andere Weise, um das Resultat oder die Folge abzusichern, also die Anwendung oder Instantiierung der Regel, wäre eine Metaregel einzuführen, die die Anwendung regelt, was aber dann zu einem infiniten Regress führt.

### 4.2.1.2.1 Rückkehr zu und Anwendung auf die Vorstellung der Fähigkeit

In Bezug auf Fähigkeiten entfaltet Sebastian RÖDL einen ähnlichen Gedankengang, wobei er gegen Missverständnisse bei Vorstellungen über Fallibilität argumentiert. Er entwickelt „the notion of fallibility from the concept of a power.“<sup>93</sup> Das bedeutet, dass „a fallible power is one whose exercise is liable to be thwarted by unfavorable circumstances“.<sup>94</sup> Dies ist eine Charakterisierung oder ‚Definition‘ von Fähigkeiten und eben nicht eine Forderung, um störende Variablen oder Bedingungen, die die Wahrheit eines Aussagesatzes über die ‚Welt‘ anfechten könnten (*potential defeasors*), auszuschließen. Vor diesem Hintergrund wird dann auch eine Behauptung von Peter RAILTON verständlich, dass

„moral law is normatively, not actually, ‚inviolable‘. Since an *ought* is to apply to us even when we fall short, its force (and recognition thereof) must leave that option open.“<sup>95</sup>

Wobei hier dann normative Kräfte mit kausalen Kräften um die Vorherrschaft rängen und es droht dabei, dass damit auch das normative Sollen und das kausale Müssen vermischt werden. RAILTON weist aber darauf hin, dass die „Notwendigkeit einer ‚Möglichkeit der Inkorrektheit‘

<sup>93</sup>Vgl. Rödl, Sebastian, *Self-Consciousness*, Cambridge (Mass.) 2007, 146.

<sup>94</sup>Vgl. Rödl, *Self-Consciousness*, 151/152 und 151-158.

Auch RAZ Überlegungen gehen in diese Richtung, wenn er schreibt, dass Umstände als Bedingungen vorhanden sein müssten, die wirkende Kräfte sind, „so long as no distorting factors interfere.“ (Vgl. Raz, „Explaining Normativity“, 45.)

<sup>95</sup>Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 3.

oft angemerkt wird in philosophischen Diskussionen über Normativität, normalerweise in Verbindung mit physischer oder kausaler Möglichkeit“ („need for a ‚possibility of incorrectness‘ is often remarked upon in philosophical discussions of normativity, usually in connection with physical or causal possibility“)<sup>96</sup>, so auch schon von BRANDON in *Making It Explicit*. Handelt es sich bei der Möglichkeit von Fallibilität und Inkorrektheit um eine Angleichung des kausalen Müssens an das normative Sollen oder andersherum? Ich denke, dass es sich um eine modallogische Hypostasierung handelt, und damit um eine Angleichung des normativen Sollens an das kausale Müssen. Man könnte auch bei beiden Weisen behaupten, dass sie einen Maßstab in Form eines Gesetzes haben, ob moralisch/normativ oder kausal, doch dabei wären dann beide auch als Darstellungen von Kräften zu verstehen. Damit stellt man aber das Normative wieder analog zu kausalen Kräften vor, die als „normative“ Kräfte das Normative instantiieren sollen.

##### 4.2.1.2.2 Modalität und Validierung

Das modallogische Vokabular ist die zugrunde liegende logische Struktur dieser Debatte. Es beschreibt aber lediglich den Verlauf von Zuständen (*states of affairs*) und Bedingungen als Kräfte, die diese Zustände hervorbringen. Zur (modal-)logischen Hypostasierung kommt also auch eine ontische Hypostasierung hinzu. Das modale Vokabular ist aber nicht in der Lage den Vollzug des Subjekts darzustellen, sondern nur die Bewegungen von Objekten. In den nächsten zwei Unterkapiteln werde ich zeigen, wie problematisch es ist, unter diesen modallogischen Vorzeichen den Status des Normativen zu validieren und im dritten Unterkapitel dann, wie das modale Vokabular durch deontisches Vokabular ergänzt werden kann.

---

<sup>96</sup>Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 3/4. Seine eigene Herangehensweise führt ihn zu ‚moralischer Erfahrung‘ und ‚ästhetischer Erfahrung‘, bei denen fänden wir „the right mix of force and freedom for normative guidance.“ (Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 20 und 12-33.) RAILTON arbeitet diesen „mix“ bei KANT heraus: „a kind of direct liking akin to the experience of the sublime“. (Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 28.) Er schreibt, dass „[a]t the bottom of morality’s normative authority, then, Kant speaks not of an analytic demand of consistency nor a willful exercise of our capacity to govern ourselves by rules, but of an experienced synthetic demand and a free acknowledgement, the subjective expression which is a feeling of a more aesthetic character, akin to the demand upon us that the appreciation for the sublime in nature involves“. (Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 23.)



## 4.2.1.2.2.1 Validierung im Rahmen der formalen Notwendigkeit

Um die Instanz des Normativen zu validieren und seine Notwendigkeit zu sichern, wie das oben erwähnte Herausziehen oder auch Herausrechnen von möglichen Störgrößen (*defeasors*), müsste von jeglichen materialen Bedingungen oder ‚materialen Bestimmungsgründen‘ abstrahiert werden. Sie sollen nicht als Instanzen gelten und werden deshalb herausgezogen. Damit gelangt man zu einem formalen Standpunkt. Dieses Absichern scheint aber eher einem übervorsichtigen Skeptizismus zu entstammen, um an die notwendige Quelle oder Instanz des Normativen zu kommen. Durch ein *Abstrahieren* von Bedingungen, um zum Unbedingten zu gelangen, bleibt aber nur eine formale Notwendigkeit übrig, die nun inhaltsleer geworden ist. Die Abstraktion innerhalb des modallogischen Vokabulars, die dann hin zur Validierung des Status des Normativen führen soll, kann den Vollzug, der aus der Instantiierung ‚entspringen‘ soll, nicht fassen, da er auch inhaltlich vollzogen werden soll, wenn er nicht nur tautologisch sein soll. Des Weiteren stellt sich auch folgendes Problem: Das sogenannte „*T-Axiom*“ ( ${}^m\Box\varphi \rightarrow \varphi^m$ ) ist in der deontischen Logik nicht gültig, zumindest wenn man es auf sie übertragen wollte. Die modale Notwendigkeit als Instanz des Vollzugs forderte diesen und brächte ihn mit Notwendigkeit hervor, was aber bedeutet, dass aus einem Sollen ein Sein abgeleitet werden würde, wenn man dieses Axiom deontisch interpretierte.<sup>97</sup> Hier zeigen sich die Grenzen des modallogischen Vokabulars mit Bezug auf normatives Vokabular.

4.2.1.2.2.2 Validierung im Rahmen der Möglichkeit *de re*

Der Versuch, den Vollzug über eine notwendige Instanz abzusichern, wird im Bereich einer Modalität *de dicto* durchgeführt, aber um den Vollzug des Subjekts anhand von Fähigkeiten oder auch Tugenden abzusichern, kann man sich einer Modalität *de re* bedienen. LUCKNER schreibt, dass „Handlungsoptionen“ „Möglichkeiten *de re*“ seien<sup>98</sup>, und dies mag auch einleuchten, wenn man bedenkt, dass uns immer nur eine begrenzte Zahl an Handlungsoptionen zur Verfügung stehen, die durch die Umstände und dann auch durch unsere sinnlichen Neigungen, Interessen oder Präferenzen, etc. restringiert sind. Oder wie es RAILTON formuliert: „the normative domain must be a domain of freedom as well as ‚bindingness‘.“<sup>99</sup> Das Problem befindet sich hier aber auf einer anderen Ebene, denn „Seinsweisen, wie z.B. Tugenden“, liegen auf einer anderen „modalen Ebene“, da sie „bestimmen“, welche Handlungsoptionen über-

<sup>97</sup>Vgl. Link, *Collegium Logicum*, 62/63.

<sup>98</sup>Vgl. Luckner, Andreas, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“. In: Fischer, Peter/Luckner, Andreas/Ramming, Ulrike (Hg.), *Die Reflexion des Möglichen, Zur Dialektik von Handeln, Erkennen und Werten*, Berlin 2012, 59.

<sup>99</sup>Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 3.

haupt zur Wahl stehen“. So sind sie „den jeweiligen Bereich möglicher Handlungsoptionen allererst konstituierende Möglichkeiten“: „Seinsweisen [sind] demnach reale *Metamöglichkeiten*.“<sup>100</sup> Hier treten die obigen Probleme in Bezug auf dispositionale Fähigkeiten auf; nur eben auf einer höheren modalen Ebene. Modallogisches Vokabular stößt an seine Grenzen, wenn es darum geht den (freien) Vollzug des Subjekts zu erfassen. Die Instanz des Vollzuges wird entweder als eine formale Notwendigkeit oder als eine dispositionale Fähigkeit oder reale Metamöglichkeit vorgestellt.

#### 4.2.1.2.2.3 „Hegels“ Epistemologie – Deontische und alethische Modalität

Ein weiterer Versuch, sich dieser Problematik zu nähern, findet sich in BRANDOMS noch unveröffentlichtem Manuskript *A Spirit of Trust*.<sup>101</sup> Im ersten Teil extrahiert er aus der *PhG* „HEGELS“ Epistemologie.<sup>102</sup> Er parallelisiert dabei eine deontische und alethische Modalität, die erste drücke das Tun des Subjekts aus, wie auch den normativ-deontischen Status, und die zweite drücke objektive Weltzustände aus und ist damit auf die Objektseite bezogen. Beide folgen den rationalen Prinzipien der materialen Inkompatibilität und materialen Folge und seien so begrifflich fassbar.<sup>103</sup> Ein Vorteil soll dabei sein, dass Festlegungen auf der Subjektseite eben auch fallibel sein können, also vertreten werden können, auch wenn es sich ‚wirklich‘ oder ‚objektiv‘ nicht so verhalte. (Hier soll nun nicht eine Kritik dieser Parallelisierung folgen.) Entscheidend scheint mir hier zu sein, dass es sich um einen begriff-

<sup>100</sup>Vgl. Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 59.

RAILTON weist darauf hin, dass „normative guidance“ oder das „normative *must*“ nicht an das „*must* either of natural law or of conceptual necessity“ angeglichen werden sollten, aber „we had better not think of it as simply a matter of free willing. First, many of the *attitudes* (and associated motives and emotions) basic to normative conduct – attitudes of believe, desire, admiration, regret, approval, anger, and so on – appear not to be wholly within the scope of direct willing.“ (Vgl. Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 4/5.) „The compulsion here [im Bereich des ‚moral understanding‘ oder ‚aesthetic understanding‘] is not at bottom that of will, or law, or rule, or consistency. Instead, it is a kind of liking that is free but not simply chosen, and that is regulative for action.“ (Railton, „Normative Force and Normative Freedom“, 27.)

HOOKWAY weist auch darauf hin, dass „virtues“ unsere „Überlegungen“ („deliberations“) und unser „Verhalten“ („behaviour“) formen. Innerhalb des Rahmens einer Tugend haben einige „thoughts“ „ideally [...] no deliberative salience at all. They intrude only when it would be appropriate for them to do so.“ (Vgl. Hookway, „Epistemic Norms and Theoretical Deliberation“, 65.) Parallelen zu MCDOWELL sind hier vorhanden. (Vgl. z.B. McDowell, „Virtue and Reason“, 55/56.)

<sup>101</sup>Brandom, Robert, *A Spirit of Trust, A Semantic Reading of Hegel's Phenomenology*, 2014 (unveröffentlichtes Manuskript) [[http://www.pitt.edu/~brandom/spirit\\_of\\_trust\\_2014.html](http://www.pitt.edu/~brandom/spirit_of_trust_2014.html); abgerufen am 04.08.2014].

<sup>102</sup>Ob es sich nun um HEGELS Epistemologie oder um die Epistemologie von BRANDOMS „HEGEL“ handelt, ist hier irrelevant. Zudem sind meine Überlegungen hier nicht direkt zur Epistemologie und ich verwende nur verschiedene Theoriebausteine aus BRANDOMS Hegelbuch, was BRANDOM nicht gerecht wird.

<sup>103</sup>BRANDOM erachtet dies als großen Vorteil, dass sowohl die Subjekt- als auch die Objektseite ‚begrifflich gegliedert‘ sei.

lichen oder determinierten Inhalt handelt, also auch um ein Bestimmt-sein durch Begriffe und auch Normen. Im letzten Teil von *A Spirit of Trust* behandelt BRANDOM dies aber als eine Charakterisierung der Sittlichkeit, der eine Vorstellung moderner Subjektivität fehle. Aus der Perspektive moderner Subjektivität handelte es sich auch um einen entfremdeten Zustand, wenn Einstellungen ohne Normen vorgestellt würden, also lediglich „adverbiale Modifikationen“ („adverbial modifications“) der Einstellungen vorgenommen würden. (Dies läuft unter der Meta-Einstellung „Niederträchtigkeit“ ab und soll eine Form des reduktiven Naturalismus sein, denn, da Normen nur „wirksam via Einstellungen“ („efficacious via attitudes“) seien, hat der niederträgliche und entfremdete Naturalist diese Normen ‚schlicht‘ verdrängt.) „Moderne Subjektivität“ („modern subjectivity“) „in einer neuen, sittlichen Form“ („in a new, sittlich form“) soll dann den entfremdeten Zustand aufheben, d.h. wohl auch eine Aufhebung des Paradox von bestimmend-sein und bestimmt-sein ermöglichen. – Beim Topos der Normsetzung handelt es sich um ein spontanes Bestimmen und damit um eine adverbiale Bestimmung, die BRANDOM als mögliche Weise der Entfremdung erachtet, aber gerade diese Modifizierung des Bestimmens erlaubt das Setzen als spontan und nicht als fremdbestimmt zu begreifen.

### 4.2.1.3 Fazit

In der Darstellung der Debatte im ersten Abschnitt des Kapitels sowie im Abschnitt „Die Grammatik der Dispositionen“ haben sich zwei Validierungsebenen herausgestellt: (1.) Die (theoretische) Güte der Dispositionen und Fähigkeiten soll in ihrer Unmittelbarkeit bestehen, d.h. dann, dass dispositionale Fähigkeiten in Situationen unmittelbar ein bestimmtes Verhalten hervorbringen. Dies ist aber auch lediglich als ein Appell zu verstehen, der, wie an verschiedenen Stellen und unter variierten Herangehensweisen herausgehoben, problematisch ist, da die Setzung einer Norm oder eines ‚Maßstabes‘ nicht in Betracht gezogen werden kann, wenn man sich auf diese Unmittelbarkeit beschränkt, denn so kann kein Vergleich zwischen So-Sein (Resultat des Verhaltens) und Sollen (Norm) gezogen werden. Man verliert eigentlich eine Charakteristik des Normativen; auch durch und an die zugrunde gelegte modallogische Struktur. (2.) Der Appell an die Güte der Dispositionen und Fähigkeiten als ‚ethisch gut‘ soll durch die Vermittlung der Unmittelbarkeit erreicht werden. D.h. man appelliert an Bildung, Übung, Kultur, etc. oder was auch immer *gewährleisten* soll, dass es sich um ‚ethisch gute‘ Dispositionen oder Fähigkeiten, ‚also‘ Tugenden, handeln soll. Diese sind aber (Meta-)Möglichkeiten *de re*, die das Instanzsein des Subjekts nicht fassen können. Hier wird deshalb die Aufhebung des Bedingtseins durch dispositionale Fähigkeiten via den (spontanen) Vollzug des Subjekts untersucht.

### 4.2.2 Selbstbewusstsein und Spontaneität

Die Verwendung passivischer Verben und die Vorstellung des automatischen Reagierens und Funktionierens legen nahe, dass die Fähigkeiten oder Dispositionen unmittelbar verfügbar sind (s.o.). Hierbei gibt es aber keinen Widerstand gegenüber den zwingenden und nötigen („normativen“) Umständen, denen die Individuen ausgesetzt sind. Dies ist ähnlich zur Unmittelbarkeit der Entitäten und Kräfte („Gründe“) (vgl. die ersten beiden Debatten), wobei letztere auf das Individuum unmittelbar wirken sollen. Zudem werden die Fähigkeiten und Dispositionen, wie die Entitäten oder Kräfte in den anderen Debatten, als unerklärte Erklärer (theoretisch) hypostasiert. Die Unmittelbarkeit der „normativen“ Umstände wird vermittelt über Dispositionen und damit eigentlich hergestellt, aber es handelt sich bei den Dispositionen selbst wieder um eine vermittelte Unmittelbarkeit. Die Dispositionen sind *zuhanden* oder unmittelbar verfügbar als Modalitäten *de re*, um das Verhalten der Individuen abzusichern (eine technische Seinsweise). Sie sind *zuhanden*, um vollzogen zu *werden*. Diese passivische Konstruktion zeigt schon die Schwierigkeit dieser Zugänge auf, das Verhalten als eine aktive und explizite Bekräftigung zu verstehen<sup>104</sup>, d.h. als „Vollzug“. Während also die Notwendigkeit eines aktiven Moments anerkannt wird, auch um einem behavioristischen, naturalistischen oder mechanistischen Bild des Vollzugs des Subjekts zu entgehen, werden sie dennoch in einem passivischen Vokabular rekonstruiert. Die Aufgabe der folgenden Abschnitte ist deshalb das *Tätig-sein* als spontan zu bestimmen.

#### 4.2.2.1 Vollzug der Spontaneität – Setzen

Auch im Vollzug als spontanes Setzen tritt eine Vorstellung der Unmittelbarkeit auf und zwar als (absoluter) Anfang des Vollzuges des Denkens und Handelns. Dies ist auch, was „spontan“ bedeutet: *selbsttätigsein* (Form: *Tätig-sein*) ohne Verursachung durch Umstände, Kräfte oder Entitäten, aber noch nicht selbstbestimmendsein, denn hierfür müssen erst die ‚adäquaten‘ Inhalte in die Betrachtung miteinbezogen werden. Die noch nicht begriffene „Kausalität aus Freiheit“<sup>105</sup> (KANT) ist „Freiheit“ der „absolute[n] Notwendigkeit“ oder „scheinlosen Unmittelbarkeit“<sup>106</sup> (HEGEL) und

„die unmittelbare letztnotwendige Entscheidungsfreiheit über die Berücksichti-

<sup>104</sup>Aktive und explizite Bekräftigung ist immer noch ein vager Ausdruck und wird weiter entwickelt anhand der Vorstellung der Normsetzung.

<sup>105</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 560-586.

<sup>106</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 189.

gung jeweiliger Umstände, unter denen wir das Wirken-Können (= Wirklichkeit) als reale M[öglichkeit] (= bedingte Notwendigkeit) ausdrücken („Naturgesetze“).<sup>107</sup>

Von einem naturwissenschaftlichen oder theologischen Standpunkt<sup>108</sup> – „absolute“ und *objektstufige* Sichtweisen – ist *Wirklichkeit* absolut determiniert, d.h. es kann auch keinen Zufall geben<sup>109</sup>, denn alles *kann* und soll wenigstens auf Regeln gebracht werden. Wir aber wählen und bestimmen die Bedingungen und Umstände eines *Wirklichen* als seine „reale Möglichkeit“ („relative Notwendigkeit“). „Freiheit“ als „Wahrheit der Notwendigkeit“<sup>110</sup> zeigt sich<sup>111</sup>: „Das ‚Wesen jener freien, an sich notwendigen Wirklichkeiten‘ ist also die absolute Notwendigkeit als unbedingte Freiheit (der Veranlassung).“<sup>112</sup> – Man muss hier natürlich beachten, dass es sich bei der Freiheit *nicht* um einen zustandbewirkenden Veranlasser des Vollzuges handeln kann, also *nicht* um einen Seinsgrund oder eine ontische Hypostasierung und auch *nicht* um einen weiteren unerklärten Erklärer. Stellt man sich Spontaneität als Seinsgrund vor, dann kann man sich auch die normativen Phänomene als Veranlasser unter der Vorstellung der Rezeptivität vorstellen. *Spontaneität und Rezeptivität sind dann Gegensätze*. Man könnte im Anschluss daran behaupten, dass Spontaneität der vorrangige Seinsgrund wäre, und annehmen, dass normative Phänomene Als-ob-Veranlasser wären – oder behaupten, dass Rezeptivität die leitende Vorstellungsweise wäre, die den vorrangigen Seinsgrund liefert, dann könnte man noch von einer Als-ob-Spontaneität sprechen. Das Spiel der Als-ob-Bestimmungen verdeckt aber mehr die Problematik, denn die Grammatik der einen Vorstellung hebt die Grammatik der anderen auf. Der Vorstellung der Rezeptivität und ihrer Grammatik liegt aber immer schon die modallogische Strukturierung zugrunde, wie auch die Vorstellung, dass ein Hinzukommendes als Veranlasser (hier: normative Phänomene) hinzutreten müsste. Wenn man vom Vollzug des Subjekts spricht, dann muss diese Grammatik abgelöst werden. Spontaneität ist eine modifizierende Bestimmung des *Tätig-seins*, um den Modus des Vollzuges *als spontan* zu begreifen. Dies nenne ich einen *praktischen Status*. Es handelt sich hierbei um eine ‚logische‘ Formanalyse des Vollzuges und nicht um eine Reflexion auf den Vollzug eines ‚realen‘ Subjekts. Das Spontan-sein, das hier als Sein des Vollzuges rekonstruiert wurde, ist nicht mit dem Selbstständig-sein des Vollzuges des knechtischen Selbstbewusstseins zu verwechseln und auch nicht der Begriff der Freiheit.

<sup>107</sup>Hubig, „Möglichkeit“, 1647.

<sup>108</sup>Vgl. Hubig, „Identität und Nichtidentität“, 18-20.

<sup>109</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 168: Zufälliges „kann nicht auf Regeln gebracht werden“.

<sup>110</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 6.

<sup>111</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, Kapitel „Die Wirklichkeit“.

<sup>112</sup>Hubig, „Möglichkeit“, 1647.

Die Frage ist nun, wie die praktische Wahrheit und der praktische Status evaluiert werden können und Willkürlichkeit verhindert werden kann? Entweder im Sinne HEIDEGGERS als „existenziale Möglichkeit“ von „bestimmte[n] Möglichkeiten (de re)“ als „geworfene Möglichkeit[en]“<sup>113</sup> oder im Sinne KANTS könnte man die Wahrheit dadurch absichern, indem man behauptet, dass der ‚act of willing‘<sup>114</sup> durch Universalisierung abgesichert werde. Das spontane Setzen als praktischer Status mag dahingehend als problematisch erscheinen, dass es als willkürlich erachtet wird, und deshalb eine Prüfung der Setzungen stattfinden soll. Dem praktischen Status soll so moralische Signifikanz verliehen werden. Er soll zu einem moralischen Status werden. Dabei verbleibt eine solche gesetzprüfende Vernunft aber innerhalb der Vorstellungsweise der instrumentellen Vernunft.

##### 4.2.2.2 „Die gesetzprüfende Vernunft“ – Kantianischer Formalismus

Eine kantianische Herangehensweise beruht auf einer Modalität *de dicto* (s. auch o.). Sie abstrahiert von jeglichen Bedingungen oder „materialen Bestimmungsgründen“, um den Weg für eine notwendige Rechtfertigung „praktische[r] Gesetze“ zu ebnen. Es werden die freien Wahlmöglichkeiten nicht durch Seinsweisen oder Tugenden restringiert<sup>115</sup>; sehr wahrscheinlich auch aufgrund einer zu skeptischen Haltung und wenig Vertrauen in Tugenden. Die Wahlmöglichkeiten werden dagegen durch das Kriterium der Universalisierung<sup>116</sup> und das Krite-

<sup>113</sup> „Die Möglichkeit als Existenzial bedeutet nicht das freischwebende Seinkönnen im Sinne der ‚Gleichgültigkeit‘ (libertas indifferentiae). Das Dasein ist als wesenhaft befindliches je schon in bestimmte Möglichkeiten hineingeraten, als Seinkönnen, das es ist, hat es solche vorbeigehen lassen, es begibt sich ständig der Möglichkeiten seines Seins, ergreift sie und vergreift sich. Das besagt aber: das Dasein ist ihm selbst überantwortetes Möglichsein, durch und durch *geworfene Möglichkeit*. Das Dasein ist die Möglichkeit des Freiseins für das eigenste Seinkönnen. Das Möglichsein ist ihm selbst in verschiedenen möglichen Weisen und Graden durchsichtig.“ (Heidegger, *SuZ*, 144.) „Dasein ist Möglichsein; es ist existenziale Möglichkeit, indem es als Verstehen sein Sein auf bestimmte Möglichkeiten (de re) hin entwirft.“ (Luckner, Andreas, *Martin Heidegger: „Sein und Zeit“, Ein einführender Kommentar*, Paderborn/München/Wien/Zürich <sup>2</sup>2001 [<sup>1</sup>1997], 69.)

<sup>114</sup> „[W]illing, unlike desiring, is an act, one we can decide to refrain from, or to cease to do.“ (Korsgaard, „The Normativity of Instrumental Reason“, 237.) „[W]illing an end just is *committing* yourself to realizing the end. Willing an end, in other words, is an essentially first-personal and normative act. To will an end is to give oneself a law, hence, to govern oneself. That law is not the instrumental principle; it is some law of the form: Realize this end.“ (245) „[I]t’s just that you must take the act of your own will to be normative for you. And of course this cannot mean merely that you are *going* to pursue the end. It means that your willing the end gives it a normative status for you, that your willing the end in a sense makes it good. The instrumental principle can only be normative if we take ourselves to be capable of giving laws to ourselves – or, in Kant’s own phrase, if we take our own wills to be *legislative*.“ (245/246)

<sup>115</sup> LUCKNER behauptet, dass alle Tugenden Seinsweisen seien, aber nicht alle Seinsweisen seien Tugenden. (Vgl. Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 57.)

<sup>116</sup> Vgl. Kant, *KpV*, § 1, 23 [AA 19] und seine Formulierung des kategorischen Imperativs in: ebd., § 7, 41 [AA 30] oder auch Kant, *GMS*, 41 [AA 421].

rium der Konsistenz der Maximen<sup>117</sup> eingeschränkt, um so das Verhalten evaluativ abzusichern. Das bedeutet, dass die Wahlmöglichkeiten, dargestellt als Maximen, nicht in sich widersprüchlich sein dürfen, ebenso, dass die Einführung eines Allquantors benötigt wird, um eine Quantifikation über alle möglichen ‚vernünftigen‘ Lebewesen<sup>118</sup> zu gewährleisten. Damit bewegt man sich lediglich in einer formalen und operativen Sprache, die aber nur über Variablen quantifiziert und nicht über ‚vernünftige‘ Lebewesen; auch das Konsistenzkriterium ist nur ein formales Kriterium.

Wird Spontaneität nicht, wie hier, als Modus des Vollzuges, sondern als Veranlassung oder Verursachung durch ein (‚reales‘) Subjekt *verstanden*, dann tritt sie in Gegensatz zur Rezeptivität als Veranlassung oder Verursachung durch Phänomene (oder Umstände). KANTS Gegenüberstellung dieser Standpunkte findet ihren Ausdruck in den von ihm unterschiedenen Weisen zu sein: „*homo noumenon*“ vs. „*homo phaenomenon*“.<sup>119</sup> (Diese Denkweise ist noch stark von Gegensatzbildungen geprägt.) – Eine weitere Kritik könnte hier sein, dass das spontan agierende und denkende Subjekt „weltlos“<sup>120</sup> (HEIDEGGER) sei, denn es ist nicht (mehr) in Umstände und Situationen eingebettet – also nicht in Praxen und die Welt eingelassen<sup>121</sup>, sondern eben ein Abstraktum. Wie kann ein Individuum situativ die Einsichten eines noumenalen und welt-

---

Auch bei Richard Mervyn HARE soll die „Universalisierbarkeit“ ein Kriterium sein, „moralische Urteile“ „von anderen präskriptiven Urteilen“ zu unterscheiden. (Vgl. Richard Mervyn Hare, *Freiheit und Vernunft*, übersetzt von Georg Meggle, Düsseldorf 1973, 18 und 21-66.).

Da SKORUPSKI nicht akzeptieren will, dass Spontaneität durch Rezeptivität restringiert sein könnte oder ergänzt werden könnte, die *ermöglicht*, dass normative Phänomene aufgenommen werden können, muss er ein Kriterium einführen, das Willkürfreiheit einschränkt. Er nennt diese Herangehensweise eine „discursive or dialogical epistemology“ und unterscheidet sie von einer „ontic epistemology“, die die Vorstellung der Rezeptivität miteinbezieht, wobei Fakten aufgenommen werden. Erstere soll „zwei Elemente“ haben: „(i) spontaneous impulses, in this case to *will* an action in an actual or imagined circumstance (ii) experience, reflection and discussion with others constrained by the convergence commitment.“ (Vgl. Skorupski, „Irrealist Cognitivism“, 124-128.) Dieser Appell an einen ‚vernünftigen Diskurs‘ ist auch eine Art universelles Kriterium, das auch formal und leer ist, da es die Übereinstimmung auf einen unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft verschiebt, der so auch gar nicht eintreten kann, d.h. eben, dass es sich um ein leeres Sollen handelt.

<sup>117</sup>Vgl. KANTS Beispiele des falschen Versprechens (vgl. Kant, *GMS*, 21/22 und 46/47 [AA 402 und 422]) und auch, ob man ein Depositum unterschlagen dürfe (vgl. Kant, *KpV*, § 4 Anm., 35/36 [AA 27/28]).

<sup>118</sup>Christine KORSGAARD verwendet auch diese Formulierung: „universalizing over every rational agent“ sei dann das Kriterium, um zwischen hypothetischen und kategorischen Imperativen zu unterscheiden. (Vgl. Korsgaard, „The Normativity of Instrumental Reason“, 246.) Aber sie sieht nicht den formallogischen Hintergrund, der in einer solchen Operation involviert ist.

<sup>119</sup>Vgl. Kant, *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*, 54 und 69.

<sup>120</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*: „weltlose[s] Ich“ (315/316), „isoliertes Subjekt“ (321, 206), „weltloses Subjekt“ (110, 192, 388), „weltlose res cogitans“ (211).

<sup>121</sup>Wobei das Ich eine wichtige Rolle bei HEGEL wie auch bei HEIDEGGER spielt: „Die Sprache aber enthält es in seiner Reinheit, sie allein spricht Ich aus, es selbst.“ (Hegel, *PhG*, 376.) „Im Ich-sagen spricht sich das Dasein als In-der-Welt-sein aus.“ (Heidegger, *SuZ*, 321.) LUCKNER kommentiert diesen Satz folgendermaßen: „Im alltäglichen Dasein, diese Einschränkung muß allerdings gemacht werden, meint ‚Ich‘ gerade nicht existenziale Selbstheit, sondern nur eine Pseudo-Identität, ein ‚Man-selbst‘.“ (Luckner, *Martin Heidegger: „Sein und Zeit“, Ein einführender Kommentar*, 134.)

losen Subjekts anwenden, d.h. die Kluft zwischen den Seinsweisen eines „*homo noumenon*“ und eines „*homo phaenomenon*“ schließen oder überbrücken? Die hier vorgeschlagene Lesart der Spontaneität als modifizierende Bestimmung muss diese Kluft gar nicht schließen, da es sie überhaupt nicht gibt. Ihre Seinsweise ist die Zuhandenheit (oder das geistige Tierreich<sup>122</sup>), in der immer schon „*Etwas* als *Etwas*“ verstanden ist. „Alles vorprädikative schlichte Sehen des Zuhandenen ist an ihm selbst schon auslegend-verstehend.“ Dies muss aber auch „nicht notwendig [...] in einer bestimmenden *Aussage* auseinander“ gelegt werden.<sup>123</sup> Es handelt sich also nicht um eine rezeptive Seinsweise, sondern um einen Vollzug: das spontane Um-setzen. Das Tätig-*sein* dieser Seinsweise ist das spontane Um-setzen als ihr vermittelndes Tun. Diese „Vermittlung“ beruht aber auch auf tradierten und verlässlichen Mitteln.

#### 4.2.3 Die verlässlichen Mittel – Appell und „Vermittlung“

Innerhalb der Vorstellung der Passivität soll es einem Individuum nur *möglich* sein, unter bestimmten Umständen auch ein bestimmtes Verhalten hervorzubringen. Die leitende Vorstellung der Vermittlung ist hierbei eine Fähigkeit, die unmittelbar verfügbar sein soll. Der *Gegensatz* hierzu wäre ein aktives Moment. Wird dieses aber als eine Art automatisches Funktionieren vorgestellt, dann verbleibt man innerhalb des behavioral-dispositionalen Paradigmas. Die Aufhebung durch das Moment des spontanen Tätigseins geht hierüber hinaus. Es *ermöglicht* der ‚Vernunft‘ zwar die Normen zu validieren – ihren praktischen Status abzusichern. Die ‚Prüfung‘ der Normen verbleibt aber innerhalb eines formalen Rahmens. Um ihnen *wirklich* praktischen Status zu *verleihen*, benötigen sie Mittel zu ihrer Umsetzbarkeit. Die Fähigkeiten werden im wiederholten und wiederholbaren Mittelgebrauch angeeignet, also auch durch Lerntechniken, was zu einer *Beherrschung* des Mittelgebrauchs durch befähigte Individuen führt. Hierzu zählen auch die Fähigkeiten des Sprechens und Schreibens, die zu einem Erhalt, einer Aufbewahrung und Transformation von Wissen führen können. Auch wenn wir keine explizite Vorstellung dieser Techniken haben, im Lernen wie im Anwenden, leiten sie doch unser Verstehen und Handeln. Dies verbleibt alles noch im Bereich der instrumentellen Vernunft und wird daher validiert durch das *Absichern* und *Ermöglichen* von Wissen als Fortbestand. Die technische Umsetzbarkeit im Sinne z.B. von Lehrplänen und Lehrsätzen und das Ermöglichen und Erhalten von Wissen(-sbeständen) sind so als poetische Seite des Appells an Bildung zu begreifen.

<sup>122</sup>Ich denke, dass diese Parallelisierung zulässig ist, da, wie oben beschrieben (s. 4.1.3.2.), das Tun im geistigen Tierreich auf einem impliziten „technische[n] Mittelwissen“ (vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Phänomenologie des Geistes*, 135) basiert.

<sup>123</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 149.



## 4.2.3.1 Verlässliche und bewährte Traditionen

Als Teilnehmer einer Praxis ist man schon in bestimmte Techniken und „Normen“ sowie ihre Gelingensbedingungen eingeführt, die „gemeinsam kontrolliert“<sup>124</sup> werden – diese Techniken und „Normen“ sind als *Bedingungen* der Teilnahme *zuhanden*. Zuhandenheit ist eine implizite und verfügbare Modalität *de re* (vgl. auch HEIDEGGER). Die Verankerung innerhalb einer schon etablierten Praxis zeigt schon, dass verlässliche Dispositionen auf eine verlässliche und bewährte Tradition angewiesen sind, die als eine Art metastufige Modalität *de re* jene Modalität *de re* der verlässlichen Dispositionen ‚umgreift‘.

Wir befinden uns, laut HUBIG, immer schon innerhalb überlieferten, bewährten und verlässlichen Mittel-Zweck-Verbindungen („Bewährtheitstraditionen“), die „in ihrer Selbstverständlichkeit zunächst nicht Gegenstand eines expliziten Vorstellens“ seien.<sup>125</sup> HEIDEGGER nennt dies eine „Zeugganzheit“<sup>126</sup>. Jene Verbindungen sind durch Abfolgen des Fehlschlagens und Gelingens gegangen, bevor sie sich durch wiederholbares Gelingen etabliert haben. Sie machen dann den konstitutiven Teil (*Bedingungen*) ihrer jeweiligen Praxen aus. Es handelt sich um eine Un-mittelbarkeit, weil die Mittel und Zwecke unabhängig voneinander nicht explizit gemacht werden können, ohne aus der Zuhandenheit herauszufallen. Die Bewegungen der Individuen sind nur innerhalb eines solchen unmittelbaren Netzes von Mitteln und Zwecken *möglich*, wobei die Trennung beider nur auf eine abstrakte und theoretische Weise *möglich* ist. Für einen Zweck muss es schon ein etabliertes Mittel geben und die Mittel können nicht von den Zwecken abgelöst oder isoliert werden. Es handelt sich dabei um eine „Bewandnisganzheit“<sup>127</sup>. Selbst die Charakterisierung als ein „Bestand“ an Mitteln und Zwecken würde verschleiern, dass sie schon zuhanden sind. Hierbei ist auch keine besondere Fähigkeit involviert, die zwischen verschiedenen Mitteln abwägt oder die verschiedene Mittel durch irgendeine Art *trial and error* Methode gehen lässt und erprobt, denn – nochmals – das Seiende ist schon zuhanden in einer „Bewandnisganzheit“.

Das elementare Tun wird „unbewusst-triebhaft“ etabliert, wie HUBIG konstatiert.<sup>128</sup> Auf dieser Ebene scheint es klar zu sein, dass unmittelbare Triebe und die Mittel für sie elementare Praxen etablieren, zu denen zumindest noch das Moment der Wissenstradierung *hinzukommen* muss, um den Praxen den Fortbestand zu sichern, aber letztendlich sind auch die ‚hochentwickelten‘ Technologien, die in unsere Lebenswelt und Alltagspraxis integriert worden sind,

<sup>124</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“, 20.

<sup>125</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 115.

<sup>126</sup>Heidegger, *SuZ*, 82.

<sup>127</sup>Heidegger, *SuZ*, 84.

<sup>128</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 115.

zuhanden, worauf auch HUBIG hinweist.<sup>129</sup> – Es handelt sich hierbei um das Auflösen konkreter Fähigkeiten in alltäglich-abstrakte Fähigkeiten. So wird die Teilnahme an einer Praxis durch eine ‚einfache‘ Bedienung, die ‚geringer‘ Anstrengung und einer ‚wenig‘ komplexen Aneignung bedarf, *ermöglicht*. Dies führt zu einem mechanistischen Tun, das sich von einer situativen Handlungskompetenz unterscheidet. Diese ist orientierend, während die konkreten Fähigkeiten biographisch auflösbar sind, d.h. ihre (Umwelt-)Bedingungen können explizit gemacht werden. Die Handlungskompetenz dagegen ist nicht auf Bedingungen reduzierbar und kann nicht auf ‚Regeln‘ gebracht werden.

#### 4.2.3.2 Gegebene Mittel-Zweck-Verbindungen

Die Handlungsweise der Tugend „τέχνη“, die ARISTOTELES „ποίησις“ nennt, hat ihr Ziel außerhalb der Handlung und nicht in ihr selbst, wie die Handlungsweise, die er „πρᾶξις“ nennt.<sup>130</sup> Die Handlungsweise „ποίησις“ betreffend könnte man auch sagen, wie LUCKNER im Ausgang von HEIDEGGERS Technikphilosophie schreibt, dass

„Tätigkeiten [...] unter der technischen Perspektive zu (im Prinzip austauschbaren) Mitteln zu tätigkeitsexternen Zwecken“<sup>131</sup>

werden. In der technischen Seinsweise werden nicht nur Mittel zu „gegebenen Zwecken“ erschlossen, sondern auch zu „möglichen Zwecken“. <sup>132</sup> Gegebene Zwecke werden hierbei dahingehend vorgestellt, dass sie durch ‚unmittelbare‘ Bedürfnisse vorgegeben werden<sup>133</sup>, aber auch die möglichen Zwecke sind, im Sinne der Verfügbarkeit via mögliche Mittel, gegeben. – In der Debatte über die Normativität des praktischen Verstandes (*practical reason*) werden die Zwecke/„Gründe“ als unmittelbar gegeben angenommen und liegen deshalb auf einer niedrigeren modalen Ebene *de re* als unmittelbar verfügbare (mögliche) Fähigkeiten als ein (ab-)gesicherter Bestand zu möglichen Zwecken – das Verhalten wird so planbar und erwartbar. Die hier ‚begrifflich‘ rekonstruierte Entwicklung verweist auf HEIDEGGERS tiefergehender Charakterisierung der technischen Seinsweise (und des instrumentellen Denkens). HUBIG beschreibt diese Weise folgendermaßen:

<sup>129</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 115.

<sup>130</sup>Vgl. Aristoteles, *EN*, VI 5, 1140b und vgl. auch VI 4, 1140a.

<sup>131</sup>Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 61.

<sup>132</sup>Vgl. Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 52: „Erschlossen werden im Medium dieser [der neuzeitlichen technischen] Denk- und Handlungsweise nicht nur Mittel zu *gegebenen* Zwecken, wie im Paradigma vorneuzeitlicher Technik, sondern (selber daher nur mögliche) Mittel zu *möglichen* Zwecken.“

<sup>133</sup>Vgl. Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 52.

„Während Max Weber ein für diesen Inbegriff [(Technik)] konstitutives einheitliches Interesse und Bemerken nur lapidar im *planvollen* Handeln sah, brachte Martin Heidegger – wohl unter dem Eindruck seiner Gespräche mit Werner Heisenberg – dieses Interesse schärfer auf den Begriff: Das Interesse spezifisch menschlicher Technik läge neben der Steuerung in der *Sicherung*, die eben Erwartbarkeit, Verfügbarkeit, Antizipierbarkeit, Bestellbarkeit und Planen *ermöglicht*.“<sup>134</sup>

Oder, worauf LUCKNER hinweist, dass die Verfügbarkeit der Wahlmöglichkeiten zu handeln, d.h. dass sie als wiederholbar erhalten werden, die „grundsätzliche Bestimmung der Technik“ (τέχνη) seit PLATON sei und in HUBIGS Zugang herausgearbeitet werde.<sup>135</sup> – Hierbei handelt es sich um einen Übergang von Fertigkeiten und auch der instrumentellen Vernunft (drittes Kapitel) zu dispositionalen Fähigkeiten, die der technischen Seinsweise auf einer höheren modalen Ebene angehören. – ‚Unmittelbare‘ Verfügbarkeit ist eine der hauptsächlichen Charakteristiken dieser Seinsweise, auch wenn immer Mittel zu einem Zweck benötigt werden, ist sie *unmittelbar* im Sinne der Verfügbarkeit, da die Mittel nicht ‚rational‘ gewählt werden, d.h. durch langwieriges Überlegen, und man auch nicht „einen bestimmten Zweck seines Tuns ‚im Kopf‘ hat und nun sich daran macht, diesen Zweck zu verwirklichen“, wie in „intentionalistisch-teleologischen Handlungserklärungen“. Es wird also kein Zweck vorgestellt und es gibt hier keine Vorstellung der Mittel *als* Mittel und kein „Mittelfinden und -erfinden“, solange ‚alles‘ funktioniert, wie es *soll*.<sup>136</sup> Dies ist, was HEIDEGGER „*Bewandtnis*“ nennt.<sup>137</sup> „[D]ieser Ausdruck [verweist] nicht notwendig auf eine gegebene Intention des Handelnden [...], die dem Handeln allererst einen *Sinn gäbe*.“<sup>138</sup> Innerhalb dieser Seinsweise ist der „Umgang mit Zeug“<sup>139</sup> unmittelbar – *diese* weitere und ‚gegebene‘ Unmittelbarkeit ist damit der „kategoriale“ Rahmen – ein Aufscheinen des *Geistes* als eine weitere Stufe:

„Das Zuhandene ist als solches entdeckt in seiner *Dienlichkeit*, *Verwendbarkeit*, *Abträglichkeit*. Die Bewandtnisganzheit enthüllt sich als das kategoriale Ganze einer *Möglichkeit* des Zusammenhangs von Zuhandenem.“<sup>140</sup>

<sup>134</sup>Hubig, „Natur‘ und ‚Kultur‘, Von Inbegriffen zu Reflexionsbegriffen“, 102.

<sup>135</sup>Vgl. Luckner, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“, 52 Anm. 2 und ebd.: „Seit Platon werden Techniken (im Unterschied etwa zu bloßen Fertigkeiten) dadurch definiert, dass mit ihnen ein Wissen um die zu bewirkenden Zusammenhänge verbunden ist, das uns die erwünschten Wirkungen absichern lässt. Generell werden durch Techniken daher Handlungsoptionen auf gesicherte Weise verfügbar, d.h. wiederholbar gehalten.“

<sup>136</sup>Vgl. Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 54-57.

<sup>137</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 84.

<sup>138</sup>Vgl. Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 55. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>139</sup>Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 55.

<sup>140</sup>Heidegger, *SuZ*, 144.

Der holistische Hintergrund, der „unbounded on the outside“ (MCDOWELL) ist, ist nicht explizit, aber er ist die Voraussetzung, um Bedeutung in diesen Praxen explizit zu machen<sup>141</sup>:

„Die Bedeutsamkeit selbst aber, mit der das Dasein je schon vertraut ist, birgt in sich die *ontologische Bedingung der Möglichkeit* dafür, daß das verstehende Dasein als auslegendes so etwas wie ‚Bedeutungen‘ erschließen kann, die ihrerseits wieder das mögliche Sein von Wort und Sprache fundieren.“<sup>142</sup>

Gerade die Rede von einer „ontologische[n] Bedingung der Möglichkeit“ der „Bedeutsamkeit“ soll kritisch hinterfragt werden, denn eine solche Redeweise wurde als nicht adäquat erwiesen, als der Weltbezug und Selbstbezug in Debatten über Normativität herausgearbeitet wurde. Aber auch der Bezug zu Anderen darf nicht anhand einer solchen Redeweise erschlossen werden. Diese sind ebenso ‚da‘ („Mitsein“), aber eben nicht als Vorhandene oder Zuhandene. – Es gilt aber HEIDEGGERS „In-der-Welt-sein“ und „Mitsein“ ernst zu nehmen, was bedeutet, den Weg der Modalitäten *de re* weiter zu verfolgen und auf dem Begriff der „realen Möglichkeit“ (HEGEL) aufzubauen, um das Sein in Praxen als Startpunkt zu nehmen und den „Geist“ (HEGEL) dann als ein „Seinkönnen“ (HEIDEGGER) darzustellen.

##### 4.2.3.3 Fazit und Ausblick

Das spontane Um-setzen als Tun der Seinsweise Zuhandenheit muss nicht über gesetzprüfende Verfahren abgesichert werden wie auch nicht über normative Phänomene – als müsste man diesem Tun moralische Signifikanz verleihen. Es handelt sich eben „lediglich“ um ein Um-setzen, das innerhalb der Seinsweise der Zuhandenheit vollzogen wird. Es ist dabei schon an tradierte und verlässliche Mittel-Zweck-Verbindungen gebunden. Wie sich gezeigt hat, ist das Subjekt so schon in Praxen einer bestimmten Seinsweise. Hier wurde nur an die Tradition und die in ihr aufbewahrten Normen appelliert, die als Hintergrund oder Sein auf das (um-)setzende Subjekt ‚wirken‘, aber nicht als unbedingter Seinsgrund, sondern als seine Seinsweise. Ein Bestand an (möglichen) Mitteln, die ermöglichen, dass die Normen *realisiert* werden können.

Das spontane Umsetzen ist ein blindes Regelfolgen, das eben normativ-wirkend ist, aber nicht die Objektivität dieser Regeln in Frage stellt. Die Instanz der Objektivität ist unbekannt

<sup>141</sup>Hier soll es sich nicht um ein Ermöglichen von Bedeutung handeln, sondern um eine Weise Bedeutung zu begreifen und damit um eine adverbiale Bestimmung.

<sup>142</sup>Heidegger, *SuZ*, 87 (Hervorhebungen vom Autor, F.R.) und: „Die erschlossene Bedeutsamkeit ist als existenziale Verfassung des Daseins, seines In-der-Welt-seins, die ontische Bedingung der Möglichkeit der Entdeckbarkeit einer Bewandnisganzheit.“ (Heidegger, *SuZ*, 87.)

und gesichtslos. Sie muss auch nicht hinterfragt werden, denn das Umsetzen funktioniert – es ist *reibungslos*. Wir leben zumeist in dieser normativen Um-welt. Das Regelfolgen ist dann analog zum Beherrschen einer Technik, aber damit gibt es keine Modifikation, sondern eben nur das Um-setzen.

Das Zutrauen und Verlassen auf Techniken und Andere als Lehrer dieser Techniken führt zu Fragen, die den Bezug zu Anderen in Betracht ziehen, was bisher nicht im Sichtfeld lag. Das nächste Kapitel eröffnet den zweiten Teil dieser Untersuchung und ist eine Kritik verschiedener Formen von Präsuppositionalanalysen, die eigentlich aufzeigen sollen, was es heißt, in eine Praxis eingebettet zu sein. Im übernächsten Kapitel wird untersucht, wie Beziehungen zwischen Individuen theoretisch modelliert werden. Es gibt hier auf der einen Seite Theorien, die das Entstehen menschlicher Beziehungen und Gemeinschaften und ihr gemeinsames Verhalten als *bedingt* durch natürliche Prozesse auffassen, und auf der anderen Seite Theorien, die die Validierung des normativen Status auf kulturelle *Bedingungen* zurückführen.



## Teil II

# In Praxen – Das Normative der Praxis





„Ἡθοϛ ἀνθρώπων δαίμων.“

Heraklit, B 119.

Im letzten Kapitel wurde auf die realen, intellektualen und sozialen Mittel verwiesen, die eine ‚praktische‘ Umsetzung *ermöglichen*. Hier werden nun nicht die *praktischen* Mittel untersucht, die eine solche Umsetzung ermöglichen, sondern die *theoretischen* Mittel, d.h. Begründungsversuche gemeinschaftlicher Formen des Zusammenlebens und wie man als Mitglied einer Gemeinschaft anerkannt sein könnte. Diese theoretischen Mittel werden im fünften Kapitel als verschiedene (theoretische) Festlegungen – oder als theoretisches Sollen – dargelegt, um sie dann im sechsten Kapitel zu konkretisieren.

## 1. Fragen und Thesen

‚Das Denken in Praxen ist nicht ein Denken über Praxen.‘ Dieser Perspektivwechsel soll *ermöglichen*, dass ein Formalismus auf der einen Seite und ein Beruhen auf empirischen Methoden der Natur- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite vermieden wird, denn dabei wird „nur“ über Praxen nachgedacht oder darüber theoretisiert. Anders ausgedrückt: Es ist ein Wechsel von der Beobachterperspektive hin zur Teilnehmerperspektive. Wir befinden uns in Alltagspraxen auch schon in einer ‚normativen Umwelt‘, in der ‚alles‘ zuhanden ist (s. Schluss des vierten Kapitels). Wie kommen dann aber Praxen als Praxen, Begriffe als Begriffe oder Handlungen als Handlungen ins Blickfeld? Dies scheint ein Kernproblem einer Untersuchung aus der Teilnehmerperspektive zu sein, denn eingebettet in Praxen, gehen wir nur mit ‚Seiendem‘ um, das zuhanden – Zuhandenes – oder das vorhanden ist – Vorhandenes –, d.h. Objekte in einem weiten Sinn, aber nicht mit ihrer Seinsweise (dem *Modus*). Wie kann die Seinsweise begrifflich ausgedrückt und analysiert werden oder allererst in den Blick kommen? Wie kann eine Praxis das Thema oder Subjekt sein und von Innen beschrieben werden, um so einer Hypostasierung zu entgehen? Dazu werde ich mich *phänomenologisch* vortasten. Es sind hierbei zwei Schritte involviert: (1.) Eine Vorstellung einer impliziten Normativität wird präsupponiert. (2.) Die Vorstellung einer Praxis präsupponiert andere Wesen, die wir schon verstehen. Diese Präsuppositionen folgen aber auch einer Vorstellung, die Problemstellungen entspringen, die hier destruiert werden: „Wie ist Normativität/Anerkennung/Verstehen möglich?“ – In dieser Untersuchung wird jedoch im Modus des Verstehens eine Hermeneutik entworfen, die das Normative begrifflich verortet.

These

## 2. ‚Es gibt‘ kein *außerhalb* des Normativen

Können wir ‚von außen‘ auf das Normative schauen? Gibt es so etwas wie einen (theoretischen) Standpunkt, der diesen Blick eröffnet, um dann über das Normative eine Theorie zu erstellen oder zu fragen, wie das Normative möglich sei? Die bisher untersuchten Theorien sind in dieser Hinsicht gescheitert. Meine These geht deshalb auch nicht in diese Richtung: ‚Es gibt‘ kein *außerhalb* des Normativen – oder auch, um eine These MCDOWELLS zu modifizieren: ‚The normative is unbounded on the outside.‘<sup>143</sup> *Hierbei handelt es sich aber um eine stärkere These, die im Verlauf der Untersuchung weiter ausgearbeitet wird, als dass Praxen der Seinsgrund des Normativen wären. Es wird aber auch argumentiert, dass der Seinsgrund weder ein idealistischer noch materialistischer Vollzug sein kann, da man ja annehmen könnte, dass das Normative sich auf eine dieser Weisen ausdifferenziert oder ausdifferenzieren muss, da ja das Normative nicht als ein von außen Hinzukommendes betrachtet werden kann.* (Diese Problematik wurde in den obigen Debatten untersucht und destruiert, dass eben die Instanz des Normativen nicht ein Hinzukommendes sein kann.)

Normalerweise wird die ‚normative Welt‘ der ‚Welt der Fakten‘ gegenübergestellt (s. erste Debatte oben), aber diese Gegensatzbildung wurde zurückgewiesen. So mag man vielleicht folgern, dass, wenn es kein *außerhalb* des Normativen gibt, man zwar die ‚Welt der Fakten‘ nicht auf die ‚normative Welt‘ reduzieren kann, denn beide wären in diesem extensional-realistischen Bild *sui generis*, aber zumindest könnte man empirisches oder deskriptives Vokabular nicht ohne normatives Vokabular anwenden. Auch wenn die ‚Welt der Fakten‘ als empirisch beschreibbar gälte, wäre das empirische Vokabular nicht hinreichend und unterbestimmt, also nur durch den Gebrauch von normativem Vokabular ‚wirklich‘ bestimmt. Dies stellt BRANDON in *Between Saying and Doing* heraus, wenn er behauptet:

„It is the claim that in order to apply or deploy ordinary, empirical, descriptive vocabulary, including observational vocabulary – and hence, in order to deploy any autonomous vocabulary whatsoever – one must already be able to do everything needed to *introduce* normative vocabulary.“<sup>144</sup>

Er nennt diese Behauptung „the normative Kant-Sellars thesis“.<sup>145</sup> Es handelt sich hierbei um eine stärkere Behauptung als in *Making It Explicit*, da er dort ‚nur‘ beschreibt, wie Normen instituiert werden und keine transzendente These über die Rangfolge von Vokabularen aufstellt. (*Dieser Abschnitt und der nächste legen vorläufige Überlegungen in rohen Thesen vor.*

<sup>143</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*, 83: „the conceptual is unbounded on the outside.“

<sup>144</sup>Brandon, *Between Saying and Doing*, 110. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>145</sup>Vgl. Brandon, *Between Saying and Doing*, 109-114.

*Im nächsten Kapitel werde ich die methodologischen Voraussetzungen, die hierbei investiert werden, offenlegen, aber auch zeigen, weshalb sie kritisch zu betrachten sind.)*

### 3. Mitsein und Anerkennung

HEIDEGGER argumentiert in *Sein und Zeit*, dass wir immer schon in einer Welt seien, die andere Wesen miteinschließt. Sie begegnen uns nicht in der „Seinsart“ der „Zuhandenheit“ oder „Vorhandenheit“, sondern seien von der „Seinsart“ „Dasein“.<sup>146</sup> Seine „phänomenologische Aussage“: „Dasein ist wesentlich Mitsein hat einen existenzial-ontologischen Sinn.“<sup>147</sup> ist ein philosophischer Satz und wird durch folgende Überlegungen ‚begründet‘ oder ‚bewiesen‘:

„Auch das Alleinsein des Daseins ist Mitsein in der Welt. *Fehlen* kann der Andere nur *in* einem und *für* ein Mitsein. Das Alleinsein ist ein defizienter Modus des Mitseins, seine Möglichkeit ist der Beweis für dieses.“<sup>148</sup>

Die defizienten „Modi des Mitdaseins“ seien „nur *möglich*, weil Dasein als Mitsein das Dasein Anderer in seiner Welt begegnen läßt.“<sup>149</sup> Diese Präsuppositionalanalyse führt HEIDEGGER zu Formen von Beziehungen zwischen Wesen der Seinsart Dasein. Er diskutiert eine asymmetrische Beziehung („einspringend-beherrschende[]“ „Fürsorge“) und eine symmetrische Beziehung („vorspringend-befreiende[]“ „Fürsorge“), aber nur letztere scheint eine Beziehung zu sein, die wirklich ein Verhältnis gegenseitiger Anerkennung darstellt.<sup>150</sup> Die Erste ist, wie ich denke, erweitert und ausgearbeitet unter dem Titel „das Man“. Die *asymmetrische Beziehung* hat eine durch sie bestimmte „Normativität“, wobei Individuen nur Mittel zum Zweck für andere Individuen sind. Diese „Normativität“ muss nicht offengelegt werden oder bewusst sein, denn die Anderen

---

<sup>146</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 118.

<sup>147</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 120.

<sup>148</sup>Heidegger, *SuZ*, 120.

<sup>149</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 121. (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)

Eine ähnliche Argumentationsfigur findet sich bei Frans DE WAAL. Er behauptet, dass der Mensch schon durch die ‚natürliche‘ Evolution ein soziales Wesen geworden sei und die Abwesenheit von Mitmenschen, also sozialer Umgang, laut empirischen Untersuchungen, eine höhere Anfälligkeit für Krankheiten mit sich bringe sowie eine Ehepartnerin das Leben von Männern statistisch verlängere. (Vgl. de Waal, Frans B.M., „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“. In: de Waal, Frans B.M., *Primates and Philosophers, How Morality Evolved*, hrsg. und eingeleitet von Stephen Macedo und Josiah Ober, Princeton/Oxford <sup>5</sup>2009 [<sup>1</sup>2006], 5.)

<sup>150</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 122.

„sind dabei nicht *bestimmte* Andere. Im Gegenteil jeder Andere kann sie vertreten. Entscheidend ist nur die unauffällige, vom Dasein als Mitsein unversehens schon übernommene Herrschaft der Anderen. Man selbst gehört zu den Anderen und verfestigt ihre Macht.“<sup>151</sup>

Und deshalb ist „[d]as Wer [...] nicht dieser und nicht jener, nicht man selbst und nicht einige und nicht die Summer Aller. Das ‚Wer‘ ist das Neutrum, *das Man*.“<sup>152</sup> Wir werden *beherrscht* von der ‚Normativität‘ des ‚Man‘. Es setzt und reguliert die Richtlinien und Leitdifferenzen, die wir implizit ausführen.<sup>153</sup> Es vollzieht eine *normierende* Kraft und:

„Die Sorge der Durchschnittlichkeit enthüllt wieder eine wesenhafte Tendenz des Daseins, die wir die *Einebnung* aller Seinsmöglichkeiten nennen.“<sup>154</sup>

Die *symmetrische Beziehung* ist nicht von HEIDEGGER ausgearbeitet worden. LUCKNER weist deshalb darauf hin, dass HEIDEGGER das „Ganzseinkönnen“ nicht nur als ein „Vorlaufen in den Tod“ hätte entwickeln müssen<sup>155</sup>, denn durch die „*Liebe*“ „als Verhältnis zu einer anderen Person“ und als „eine Form von Endlichkeit als Erfahrung eigener Grenzen“ eröffnet sich auch die *Möglichkeit* einer symmetrischen Beziehung.<sup>156</sup> LUCKNER beanstandet damit auch, dass HEIDEGGERS „Begriff“ der „vorspringend-befreienden“ „Fürsorge“ von diesem nicht ausgearbeitet wurde.<sup>157</sup> HEIDEGGERS Ziel ist aber eigentlich nur, Versuche oder Theorien zu kritisieren, die isolierte Subjekte zusammenbringen wollen, d.h. auch die Anderen als Hinzukommende zu betrachten:

„Das Mitsein und die Faktizität des Miteinanderseins *gründet* daher nicht in einem Zusammenvorkommen von mehreren ‚Subjekten‘.“<sup>158</sup>

Und:

---

<sup>151</sup>Heidegger, *SuZ*, 126.

<sup>152</sup>Heidegger, *SuZ*, 126. Es mag hier eine Ähnlichkeit zum Kapitel „Das geistige Tierreich und der Betrug oder die Sache selbst“ bestehen und HEGELS Ausdruck, dass die „Sache [...] als *Tun Aller* und *Jeder*“ zu verstehen sei. (Vgl. Hegel, *PhG*, 310.)

<sup>153</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 126-130 und 127: „Abständigkeit, Durchschnittlichkeit, Einebnung konstituieren als Seinsweisen des Man das, was wir als ‚die Öffentlichkeit‘ kennen. Sie regelt zunächst alle Welt- und Daseinsauslegung und behält in allem Recht.“

<sup>154</sup>Heidegger, *SuZ*, 127.

<sup>155</sup>Vgl. Heidegger, *SuZ*, 304/305.

<sup>156</sup>Vgl. Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 83.

<sup>157</sup>Vgl. Luckner, *Heidegger und das Denken der Technik*, 83.

<sup>158</sup>Heidegger, *SuZ*, 120/121. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

„Diese indifferenten Modi des Miteinanderseins verleiten die ontologische Interpretation leicht dazu, dieses Sein zunächst als pures Vorhandensein mehrerer Subjekte auszulegen. Es scheinen nur geringfügige Spielarten derselben Seinsart vorzuliegen und doch besteht ontologisch zwischen dem ‚gleichgültigen‘ Zusammenvorkommen beliebiger Dinge und dem Einander-nichts-angehen miteinander Seiender ein wesenhafter Unterschied.“<sup>159</sup>

Seine eigene Ausführung in *Sein und Zeit* ist aber auch durch seine eigene Kritik angreifbar, worauf mit Bezug zu LUCKNER schon hingewiesen wurde, denn er versucht zu zeigen, wie wir schon mit anderen zusammen sind (Stichwort: „Mitsein“), aber dabei handelt es sich um eine Präsupposition von (Anerkennungs-)Beziehungen und nicht um den Vollzug einer Beziehung als ein *Anerkennungsverhältnis*. Der „Beweis“ über die defizienten „Modi des Mitdaseins“ (Präsupposition) sagt noch nichts über die „vorspringend-befreiende[]“ „Fürsorge“ (Vollzug) aus. Das „Mitsein“ wird von HEIDEGGER also anhand von theoretischen Mitteln aufgewiesen, aber als Seinsweise ist das „Mitsein“ nur im Vollzug, also „nur“ praktisch, dabei wird diese Seinsweise aber nicht aufgewiesen. Sie ist kein Bedingendes, denn dann wäre sie theoretisch aufweisbar und ein Seiendes. Seinsweisen ‚konstituieren‘ sich im Vollzug, aber dieser ist wiederum auch nicht ihr Bedingendes.

Und wie können wir ‚wissen‘, um welche Seinsart es sich bei anderen Wesen handelt, die nicht nur vorhanden oder zuhanden sein sollen? Durch das Präsupponieren einer Beziehung zwischen Wesen der Seinsart Dasein? – Das Anerkennungsverhältnis kann hingegen nur als Vollzug des Subjekts – sein ‚Tätig-sein‘ – rekonstruiert werden. (Das ‚Tätig-sein‘ wird in mannigfacher Weise ausgesagt.) Hierbei handelt es sich um eine **zentrale These** dieser Arbeit, die hier im zweiten Teil der Untersuchung vorbereitet wird und im dritten Teil ausgearbeitet wird. Analog zur Problemstellung „Wie ist das Normative möglich oder wie kommt es in die Welt?“, die hier verworfen wird, könnte man nach der Möglichkeit der Anerkennung fragen. Vorausgesetzt wird dabei aber, dass es zwei Seiende gibt, die sich dann anerkennen können. Was soll aber hier „es gibt“ bedeuten? Dies wird im fünften Kapitel problematisiert.

Zentrale These

---

<sup>159</sup>Heidegger, *SuZ*, 121.



## 5 Ebenen der Begründung – Von realen zu theoretischen Mitteln

Wie können isolierte Subjekte zusammengebracht werden? Ist die Rede von isolierten Subjekten überhaupt bedeutungsvoll? Ich werde hier zunächst skizzieren, dass eine Satzanalyse benötigt wird, um das Denken in Praxen zu begreifen, und auch, dass nicht nur das Theoretisieren über Praxen möglich ist. Diese theoretischen Versuche werden dann in diesem Kapitel weiter destruiert. Der folgende Satz ist ein gutes Beispiel, um eine Satzanalyse durchzuspielen:

„Das Mitdasein ist ein existenziales Konstituens des In-der-Welt-seins.“<sup>1</sup>

Der Satz hat kein *objektstufiges* Subjekt – also kein *Zugrundeliegendes*. Sein Thema – das grammatische Subjekt des Satzes: „Mitdasein“ – ist eine Seinsweise und nicht ein Seiendes als ein *Vorhandenes*. Solche Sätze sind von einer anderen ‚Grammatik‘ als objektstufige Sätze oder Aussagesätze, wie z.B.:

„Dieser Würfel ist rot.“

Die Unterschiedlichkeit in den Themen erfordert einen anderen Ort (*τόπος*) innerhalb der ‚Grammatik‘. Die Unfähigkeit, die verschiedenen Satzsubjekte grammatisch zu verorten und damit zu begreifen, ist auch ein Grund, weshalb HEIDEGGERS und auch HEGELS Sätzen Unverständnis entgegengebracht wird. Dennoch sind diese Sätze nicht ohne Bedeutung. Es ist eine hermeneutische Aufgabe, diese auseinanderzulegen und zu begreifen.

Dies muss auch auf die hier behandelten Fragen bezogen werden: Was würde als Instanz des Status des Normativen dienen? – Fakten, „Gründe“, Dispositionen? Damit führt man aber nur ontische Hypostasierungen ein, die (theoretischen) Sätzen Bedeutung *verleihen* sollen. Oder soll es das isolierte Subjekt als gesetzgebendes Subjekt sein oder auch spezifische Formen des (kooperativen) gemeinsamen Verhaltens? Die letzten beiden Formen werden hier im fünften und im sechsten Kapitel behandelt. Es sollen dann nicht mehr nur ontische und logische

---

<sup>1</sup>Heidegger, *SuZ*, 125.

Hypostasierungen als einseitige Auslegungen des Seins untersucht werden, sondern auch die ‚Grammatik‘ der Seinsweisen.

In objektstufigen Sätzen wird *vorausgesetzt*, dass (1.) das Satzsubjekt einen ‚Gegenstand‘ repräsentiert. Die Theorien in den obigen drei Forschungsständen gehen von dieser Vorstellung aus, wenn sie z.B. behaupten, dass Fakten, motivationale Ursachen oder Dispositionen normativ seien; als würde es sich um (vorhandene) ontische Regressstopper handeln. Es wird dabei aber auch schon eine Seinsweise *vorausgesetzt* (2.). Im Folgenden werden theoretische Mittel untersucht, die sich mit der ersten Weise des Voraussetzens befassen, aber dabei die Seinsweise ihrer ‚Gegenstände‘ außer Acht lassen und innerhalb der Seinsweise der Vorhandenheit gefangen bleiben.

## 5.1 Präsuppositionen

Präsuppositionen, also implizite Voraussetzungen des Redens und Denkens, aufzudecken, kann z.B. (1.) als eine logische Analyse der Voraussetzungen der Rede verstanden werden, um diese hierbei auf ‚Exaktheit‘ zu trimmen, oder (2.) auch um den pragmatistischen Hintergrund des Redens und Denkens herauszustellen. Die hier folgenden Untersuchungen sollen zeigen, dass diese theoretischen Mittel nicht in der Lage sind, an die obige Satzanalyse anzuschließen, da sie lediglich von einem Seienden als Satzsubjekt und Zugrundeliegendem ausgehen. Es soll hier der begrenzte Geltungsbereich solcher ‚Werkzeuge‘ – theoretischer Mittel – herausgestellt werden, da sie das Sein von einem vorhandenen Seienden her auslegen, und damit nur einen kleinen Phänomenbereich behandeln können, also nicht in der Lage sind die ‚normativen Voraussetzungen‘ von Gemeinschaften und Anerkennungsverhältnissen ‚abzubilden‘.

(1.) Die ‚Werkzeuge‘, die bei der Elimination von Kennzeichnungstermen gewonnen werden, sollen zeigen, dass Aussagesätze voraussetzen, dass es ein (identifizierbares) Seiendes geben muss, d.h. dass es existiert (Existenzbedingung) – damit ist der Satz ein Aussagesatz, also „bedeutungsvoll“ –, und dass das Subjekt des Satzes auch nur ein Seiendes repräsentieren soll (Eindeutigkeitsbedingung).<sup>2</sup> Es handelt sich hierbei also um *Bedingungen* dafür, dass ein Satz ‚bedeutungsvoll‘ sein kann<sup>3</sup>, d.h. sein Satzsubjekt soll identifizierbar sein und es bedeutet

<sup>2</sup>Vgl. Link, *Collegium Logicum*, 27. Es gibt aber auch weitere Differenzierungen zu Präsuppositionen (vgl. Beaver, David I./Geurts, Bart, „Presupposition“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Fall 2013 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/fall2013/entries/presupposition>; abgerufen am 28.05.2014].), aber sie beruhen auf der Vorstellung von einem Seienden als Subjekt.

<sup>3</sup>Sätze, die mehrere Entitäten repräsentieren, müssten dann in solche ‚bedeutungsvollen‘ Sätze ‚zerlegt‘ werden können.



auch, dass es Sätze geben soll, die keine Aussagesätze sind oder sein können, weil sie „*referenzlogisch* oder *referenzsemantisch nicht wohlgeformt*“<sup>4</sup> sind. Es handelt sich hierbei um eine Ontologie, die sich die Welt vorstellt als wäre sie angefüllt mit vorhandenen Einzeldingen.<sup>5</sup> KAMBARTEL und STEKELER-WEITHOFER wenden hier kritisch ein:

„Frege, der an ein Universum aller Gegenstände sinnvoller Rede glaubt, meint allerdings, sich die Mühe einer kategorialen Bestimmung *des je relevanten Gegenstandsbereichs* der Aussage ersparen zu können. Gleiches gilt im Grunde für Russell und viele seiner Nachfolger (übrigens trotz aller Typisierung der Gegenstände in einer Typentheorie).“<sup>6</sup>

Wenn man diesen Hinweis KAMBARTELS und STEKELER-WEITHOFERS auf eine Präsuppositionalanalyse im obigen Sinne anwendet, dann wäre diese auch an die Vorstellung eines Universums aller Gegenstände gebunden, in dem vorhandene Seiende nebeneinander existieren, damit ist aber auch schon eine ‚Präsupposition‘ über die Seinsweise gemacht worden. Diese ‚Voraussetzung‘ geht aber auch über die Kritik der beiden hinaus, denn die Seinsweise der Vorhandenheit wird in solchen Präsuppositionalanalysen als die einzige verstanden. Diese Rede- und Denkweise ist hiermit auch nivellierend, weil nicht in Betracht gezogen wird, dass es weitere Seinsweisen ‚geben‘ könnte.

(2.) Angelika KRATZER argumentiert für einen „*conversational background*“ als Präsupposition von „*what we know in a world*“ und im Falle eines einzelnen Subjekts bedeute es, dass beim Äußern eines Satzes als Aussagesatz eine „Menge an Propositionen“ („*set of propositions*“) präsupponiert werde.<sup>7</sup> Diese pragmatistische Wendung in Bezug auf Präsuppositionen unterscheidet zwar zwischen dem äußernden Subjekt und den grammatischen Subjekten der Aussagesätze, denen vorhandene ‚Gegenstände‘ zugrunde liegen, aber diese Überlegungen verbleiben aber auch wieder in der Seinsweise der Vorhandenheit – speziell wenn der Konversationshintergrund (*conversational background*) interpretiert wird, wie LINK ihn darlegt. Er behauptet, dass die Menge der Propositionen anhand des „*Mögliche-Welten-Formalismus*“ nicht innerhalb der Metasprache, sondern innerhalb der Objektsprache zu verorten sei. Der Konversationshintergrund (Menge der Propositionen) besteht somit aus ‚Hilfs‘-Prämissen, um die

<sup>4</sup>Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 86.

<sup>5</sup>Diese Vorstellungsweise wurde schon destruiert: Im zweiten Kapitel habe ich die *Möglichkeit* der Identifizierung von Seiendem via deiktische Ausdrücke und Prädikate untersucht – die Prädikation als Worauf –, um zu bedeutungsvollen Sätzen *im Sinne* von Aussagesätzen zu gelangen, also nur zu objektstufigen Sätzen.

<sup>6</sup>Kambartel/Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie*, 87.

<sup>7</sup>Vgl. Kratzer, Angelika, „Conditional Necessity and Possibility“. In: Bäuerle, Rainer/Egli, Urs/Stechow, Arnim von (Hg.), *Semantics from Different Points of Views*, Berlin 1979, 121.

Folge oder Consequens der Subjunktionen abzusichern.<sup>8</sup> Dies ist *keine* Einbettung in einen intensionalen Kontext, ob nun in einen epistemologischen oder modalen Kontext, denn die Menge der Propositionen soll in einer *extensionalen* Objektsprache beschrieben werden können. Der präsupponierte Konversationshintergrund ist damit funktionalisierbar und operationalisierbar.

Durch eine Präsuppositionalanalyse soll offengelegt werden, dass Aussagesätze Seiendes präsupponieren müssen, um ‚bedeutungsvoll‘ zu sein, oder auch, dass sie nur über eine Menge an Propositionen als Konversationshintergrund ‚bedeutungsvoll‘ sein können, d.h. was alles hinzukommen müsste, um dann eine ‚bedeutungsvolle‘ Redeweise zu erhalten. Im letzteren Fall ist das sich äußernde Subjekt aber nur über diese Menge an Propositionen funktionalisiert. Es wird also weder hinterfragt, welche Seinsweise verwendet wird, noch wie der Vollzug der (handelnden und denkenden) Subjekte jenseits einer Vorhandenheitsontologie ‚wirklich‘ pragmatistisch gedeutet werden kann. KANT ist dabei vorsichtiger, wenn er über Objekte *möglicher* Erfahrung spricht, denn der Vollzug hin zum Objekt muss allererst als eine gemeinsame Aufgabe ‚hergestellt‘ werden. (Diese Aufgabe ist eine „regulative Idee“.) Des Weiteren behauptet er im Kapitel „Widerlegung des Idealismus“:

„Das unmittelbare Bewußtsein des Daseins äußerer Dinge wird in dem vorstehenden Lehrsatz [der Widerlegung des Idealismus] *nicht vorausgesetzt, sondern bewiesen*“.<sup>9</sup>

Damit ist auf eine andere Argumentationsstruktur innerhalb einer Vorhandenheitsontologie verwiesen. Es handelt sich um transzendente Argumente, um Seiendes aufzuweisen.

## 5.2 Transzendente Argumentation oder Widerlegung des Idealismus?

Sogenannte „transzendente Argumente“ liegen auch innerhalb des Bereiches, der auch Präsuppositionen enthält, denn Seiendes wird innerhalb einer Prämisse als *gegeben* genommen, d.h. präsupponiert. Peter Frederick STRAWSONs transzendentes Argument in *Einzelding und logisches Subjekt (Individuals)*<sup>10</sup> ist KANTS Widerlegung des Idealismus in der *KrV* ähn-

---

<sup>8</sup>Vgl. Link, *Collegium Logicum*, 84/85.

<sup>9</sup>Kant, *KrV*, B 276 Anm. 1. (Fettdruck vom Autor, F.R.)

<sup>10</sup>Strawson, Peter Frederick, *Einzelding und logisches Subjekt, Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik*, übersetzt von Freimut Scholz, Stuttgart 1995, 47-50.

lich. Holm TETENS analysiert STRAWSON'S Argument<sup>11</sup> und unterteilt es in sechs Prämissen und eine Konklusion. In der dritten Prämisse wird ein „gemeinsames Raum-Zeit-System“ vorausgesetzt, um in der Lage zu sein, Einzeldinge zu identifizieren, die erfahren werden können.<sup>12</sup> Er behauptet dann aber, dass die sechste Prämisse nicht transzendental sei<sup>13</sup>, die er folgendermaßen formuliert:

„Ein solches Raum-Zeit-System gibt es nur, wenn es gewisse dauerhafte und leicht wiedererkennbare materielle Körper gibt, die als Ursprung eines Koordinatensystems und zur Auszeichnung von Koordinatenachsen und Richtungen dienen und daher das Raum-Zeit-System *konstituieren* [bedingen].“<sup>14</sup>

KANTS *Widerlegung des Idealismus* soll zeigen, dass Koordination via Zeit auf der Existenz des „Beharrlichen“ „außer mir“ aufruht.<sup>15</sup> Es muss damit überhaupt nicht erst, wie TETENS in seiner dritten Prämisse, ein „gemeinsames Raum-Zeit-System“ vorausgesetzt werden, denn die Koordination – aber nicht die Form der Anschauung – ist *bedingt* durch ein „Beharrliche[s]“ „außer mir“. Raum und Zeit hingegen, als „reine Formen sinnlicher Anschauung“<sup>16</sup>, sind keine Koordinationsmarker, nur die Phänomene, die in diesen Formen erscheinen, und zwar als „empirische Anschauung“<sup>17</sup>. D.h. ein *konkretes* Raum-Zeit-System, das Koordination ermöglichen soll, ist selbst an die ‚Existenzbedingung‘ eines beharrlichen Seienden außer mir gebunden. TETENS weist deshalb zu Recht darauf hin, dass das Argument nicht transzendental sei, denn es nehme seinen Ausgang von einem „empirische[n] Faktum“.<sup>18</sup> Aber nicht erst die sechste Prämisse ist nicht transzendental, sondern auch schon die dritte Prämisse. *Überdies* war es auch nie ein transzendentes Argument, sondern eher eine *Widerlegung des Idealismus*, die, wie KANT sieht, unterschieden ist von der metaphysischen und transzendentalen Erörterung der Begriffe „Zeit“ und „Raum“ sowie von der Wahrnehmung als Vollzug des Subjekts und des Projektes der gemeinsamen Erfahrung als praktische Wege hin zu ‚Seiendem‘, d.h. um zu ‚bestimmen‘, was ist und was nicht ist.

KANT will aufzeigen, dass wir ein beharrliches Seiendes außer uns nicht nur *voraussetzen* müssen, sondern dies nur voraussetzen können, weil es ‚*faktisch*‘ schon ist. Damit ist diese

<sup>11</sup>Vgl. Tetens, Holm, *Philosophisches Argumentieren*, Eine Einführung, München <sup>3</sup>2010 [<sup>1</sup>2004], 71-74.

<sup>12</sup>Vgl. Tetens, *Philosophisches Argumentieren*, 72.

<sup>13</sup>Vgl. Tetens, *Philosophisches Argumentieren*, 73.

<sup>14</sup>Tetens, *Philosophisches Argumentieren*, 73. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>15</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 275/276.

<sup>16</sup>Kant, *KrV*, B 36.

<sup>17</sup>Kant, *KrV*, B 60.

<sup>18</sup>Vgl. Tetens, *Philosophisches Argumentieren*, 73.

Argumentation aber stärker als Präsuppositionalanalysen, die eine ‚Existenzbedingung‘ aufstellen. Ist die Widerlegung des Idealismus damit aber ein Rückfall in einen Realismus, der in dieser Untersuchung schon in bestimmten Hinsichten kritisiert wurde (vgl. vor allem das zweite Kapitel)? – Es ist zumindest nicht für KANT der Fall.<sup>19</sup>

Was für einen Seinsbegriff hat KANT? Sein Seinsbegriff ist durch mögliche Erfahrung charakterisiert, die auf dem Fundament der Wahrnehmung aufruht. HEIDEGGER hat diesen Punkt in extenso ausgearbeitet.<sup>20</sup> KANT behauptet dabei:

„Sein ist offenbar kein reales Prädikat“.<sup>21</sup>

Hinter diese Einsicht soll auch nicht zurückgegangen werden. Es soll hier aber die *Möglichkeit* anderer Vollzugsweisen ‚neben‘ der Wahrnehmung erwogen werden, denn wie kann die Seinsweise anderer ‚vernünftiger‘ und selbstbewusster Lebewesen erfahren werden, wenn es nur Erkenntnis von ihnen via Wahrnehmung geben kann? – Sie wären dann nur vorhandene Dinge, die repräsentiert werden durch grammatische Subjekte in Wahrnehmungsurteilen,

<sup>19</sup>Ich werde diese Lesart hier nicht weiter verfolgen, sondern nur einige Anmerkungen zur „transzendentalen Deduktion“ machen, die diese Lesart stützen: KANTS Ziel in der „transzendentalen Deduktion“ sei, laut McDOWELL (vgl. McDowell, „The Apperceptive I and the Empirical Self“, 149), der diese Stelle zitiert, wie „subjektive Bedingungen des Denkens [...] objektive Gültigkeit haben [sollten], d.i. Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnis der Gegenstände abgeben“ (Kant, *KrV*, B 122), aber KANT will dabei nicht zeigen, dass das Mannigfaltige vor der Synthesis des Verstandes gegeben ist:

„Allein von einem Stücke konnte ich im obigen Beweise doch nicht abstrahieren, nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes, und unabhängig von ihr, **gegeben** sein **müsse**; wie aber bleibt **hier** unbestimmt.“ (Kant, *KrV*, B 145. (Fettdruck vom Autor, F.R.))

Wenn es unabhängig von der Synthesis des Verstandes ist, dann ist es auch unabhängig von der Synthesis der Anschauung, denn, laut KANT, gibt es nur eine spontane Synthesis. (Vgl. dafür auch McDowell, „The Apperceptive I and the Empirical Self“, 148-151 und vgl. McDowell, John, „On Pippin’s Postscript“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 192, sowie vgl. Kant, *KrV*, B 139: „Die transzendente Einheit der Apperzeption ist diejenige, durch welche alles in einer Anschauung gegebene Mannigfaltige in einen Begriff vom Objekt vereinigt wird.“) Durch das Aufzeigen des folgenden Punktes wird die „B-Deduktion“ vollendet oder abgeschlossen:

„In der Folge (§ 26.) wird aus der Art, wie in der Sinnlichkeit die empirische Anschauung gegeben wird, gezeigt werden, daß die Einheit derselben keine andere sei, als welche die Kategorie nach dem vorigen § 20. dem Mannigfaltigen einer gegebenen Anschauung überhaupt **vorschreibt**, und dadurch also, daß ihre Gültigkeit a priori in Ansehung aller Gegenstände unserer Sinne erklärt wird, die Absicht der Deduktion allererst völlig erreicht werden.“ (Kant, *KrV*, B 144/145. (Fettdruck vom Autor, F.R.))

Man kann also behaupten, dass in der „transzendentalen Deduktion“ vor allem der Nachweis geführt wird, dass es kein Jenseits der spontanen Synthesis der „transzendente[n] Einheit der Apperzeption“ (Kant, *KrV*, B 139) gibt. (Zur Spontaneität vgl. auch das vierte Kapitel dieser Untersuchung und s.u.)

<sup>20</sup>Vgl. Heidegger, Martin, *Die Grundprobleme der Phänomenologie*, Frankfurt am Main 2005, 35-107.

<sup>21</sup>Kant, *KrV*, B 626.

aber keine Subjekte des Vollzugs, sondern Objekte oder mögliche Erfahrungsgegenstände. Wie können sie in ihrem Status als selbstbewusste Wesen *anerkannt* werden, statt nur *erkannt*? Selbstbewusste Wesen oder Subjekte sind *weder* bloß als Entitäten *vorausgesetzt*, die andere Subjekte als bloß Vorhandenes umgeben *noch* sind sie bloß als Objekte möglicher Erfahrung *wahrnehmbar*. ‚Mitsein‘ wäre damit als Seinsweise allererst aufzuweisen. Es können zumindest nicht, wie hier dargelegt wurde, Subjekte als bloß vorhandene Objekte vorausgesetzt werden. Diese haben einen Status, der lediglich theoretisch aufweisbar ist.

### Zwischenfazit

Im vierten Kapitel wurde das spontane Um-setzen der Seinsweise der Zuhandenheit herausgestellt. Dieses kann auch vorprädikativ sein. Die obigen Überlegungen zur Satzanalyse sollen gerade zeigen, inwiefern Aussagesätzen die Problematik innewohnt, dass sie auf eine Weise verstanden werden, und zwar als gäbe es ein (vorhandenes) Zugrundeliegendes, das durch ein Satzsubjekt repräsentiert wird. Diese Vorstellungsweise folgt der Seinsweise der Vorhandenheit wie auch die Rede von „Präsuppositionen“. Dabei soll aufgedeckt werden, dass Aussagesätze Seiendes voraussetzen müssen, um auch ‚bedeutungsvoll‘ zu sein. Die Überlegungen der obigen Autoren zu „transzendentalen Argumenten“ und der „Widerlegung des Idealismus“ gehen einen Schritt weiter, indem sie „beweisen“ wollen, dass *überhaupt* etwas gegeben sein muss. Sie verbleiben aber alle in der Seinsweise der Vorhandenheit.

Der Vollzug als spontanes Umsetzen in der Seinsweise der Zuhandenheit ist auch, wie KANTS spontane Synthesis (s. auch Fußnote 20 dieses Kapitels), der Ausgang des Gesetzgebens. Hierbei handelt es sich nämlich um einen spontanen Vollzug in der Seinsweise der Vorhandenheit. Das ‚explizite‘ Aufstellen eines Aussagesatzes bedeutet, dass man eine Vorstellung vom Inhalt hat, und eröffnet das Fragen nach den *Umständen* unter denen der Inhalt wahr sein kann. Löst man sich von der Vorstellung, dass es etwas Vorhandenes geben muss, das Aussagesätze wahr macht, dann kann man auch sittliche Aussagesätze untersuchen, indem man fragt, unter welchen Umständen oder *Bedingungen* sie wahr sein können. In einer Common Sense-Vorstellung der Sittlichkeit zunächst einfach, weil sie *gegeben* sind, d.h. unmittelbar und allgemein anerkannt werden.

### 5.3 Vom theoretischen Status zum sittlichen Status

Die Problematik und auch Besorgnis gegenüber der Vorstellung der Gesetzgebung und der Instantiierung durch ein vernünftiges Lebewesen ist, dass sie in Willkürlichkeit kollabieren könnte. Zu behaupten, dass Gesetzgeben auch bedeutet, von Normen restringiert zu sein, löst diese Problematik nicht auf, denn die Normen könnten ja auch schon durch eine willkürliche Setzung in die Welt gekommen sein. Die Problemstellung ist aber, dass zwei Seinsgründe um den Vorrang streiten – Setzung und (Inhalt der) Norm. KANT bespricht daher unter dem Titel „Vernunft“ und in den ersten beiden Abschnitten seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* den Übergang von einer – wie man es nennen könnte – Common Sense-Vorstellung der Sittlichkeit hin zu elaborierten philosophischen Untersuchungen der Moralität und Sittlichkeit. SIEP weist darauf hin, dass es für KANT „ein alltägliches (,gemeines‘) sittliches Bewußtsein, dem diese Gesetze ohne ,Vernünffteln‘ gegeben sind“, gebe, „und die Moralphilosophie“ habe „nur falsche Begründungen dafür (z.B. durch Eigennutz oder göttlichen Befehl) abzuweisen.“<sup>22</sup> HEGEL knüpft an KANTS Überlegungen an, wenn er verschiedene allgemeine Sätze der Common Sense-Vorstellung der Sittlichkeit untersucht, wie z.B.: „Jeder soll die Wahrheit sprechen.“<sup>23</sup> Sie sind allgemein genug, so dass jedes Individuum sich darauf festlegen könnte und würde, wenn es als ,vernünftig‘ gelten wollte. Solche Sätze sind dann in einer Common Sense-Vorstellung der Sittlichkeit „unmittelbar anerkannt“<sup>24</sup>, auch wenn es hier dennoch fraglich sein kann, welche Kriterien für ,vernünftig‘ und ,sittlich‘ gelten sollen.

Laut BRANDON ist man durch den Inhalt der Norm restringiert (*constrained*)<sup>25</sup>: hier durch den Inhalt des allgemeinen und „sittliche[n] Satz[es]“<sup>26</sup>. Im Falle der „als *unbedingt* ausgesprochenen Pflicht“<sup>27</sup>, dass jeder die Wahrheit sprechen soll, müsste auch die „Bedingung“ hinzugefügt werden: „*wenn* er die Wahrheit weiß.“ Diese *hinzukommende Bedingung*, um einen ,bedeutungsvollen‘ Satz zu erhalten, kann in den sittlichen Satz eingefügt werden. Die „gesunde Vernunft“ oder das „sittliche Bewußtsein, welches unmittelbar weiß was recht und gut ist“, wird dann schnell behaupten, „daß sie jenes Gebot so *gemeint* habe.“<sup>28</sup> Dies bedeutet aber auch:

---

<sup>22</sup>Vgl. Siep, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“*, 167.

<sup>23</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 313.

<sup>24</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 312.

<sup>25</sup>Vgl. Brandom, Robert, *Reason in Philosophy, Animating Ideas*, Cambridge (Mass.) 2009, 63/64 und vgl. Brandom, Robert, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“. In: Brandom, Robert, *Tales of the Mighty Dead, Historical Essays in the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge (Mass.) 2002, 219-222.

<sup>26</sup>Hegel, *PhG*, 313.

<sup>27</sup>Hegel, *PhG*, 313. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>28</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 313.

„sie sprach anders als sie meinte; und anders sprechen, als man meint, heißt die Wahrheit nicht sprechen. Die verbesserte Unwahrheit oder Ungeschicklichkeit drückt sich nun so aus: *jeder solle die Wahrheit nach seiner jedesmaligen Kenntnis und Überzeugung davon sprechen*. – Damit aber hat sich das *allgemein Notwendige, an sich Geltende*, welches der Satz aussprechen wollte, vielmehr in eine vollkommene *Zufälligkeit* verkehrt. Denn daß die Wahrheit gesprochen wird, ist dem Zufalle, ob ich sie kenne und mich davon überzeugen kann, anheimgestellt; und es ist weiter nichts gesagt, als daß Wahres und Falsches durcheinander, wie es kommt, daß es einer kennt, meint und begreift, gesprochen werden solle.“<sup>29</sup>

Es handelt sich hier nicht um eine Sophisterei, sondern um einen subtilen Gebrauch der Begriffe und wie wir mit scheinbar unmittelbaren Vorstellungen umgehen; hier was als ‚sittlich‘ gelten solle und eigentlich schon durch einen vorgängigen Common Sense validiert gewesen sein soll. Es bedarf dann auch nicht einfach noch einer ‚Interpretation‘ oder ‚Deutung‘ (vgl. WITTGENSTEIN) und Prüfung dieser sittlichen Sätze. In einem (wahrscheinlich zu) vereinfachten kantischen Bild müssten wir so nur die allgemeinen und sittlichen Sätze anerkennen (oder setzen) und zusätzlich ein Prüfverfahren durchführen. HEGELS Untersuchung zeigt aber, dass es keinen unmittelbaren, „absoluten *Inhalt*“<sup>30</sup> in allgemeinen Sätzen geben kann, denn sie sind immer gebunden an die Situationen und an unsere falliblen und begrenzten Fähigkeiten des Wissens und Urteilens, also durch unsere Urteilskraft *vermittelt* und auch durch die Fähigkeit der Vernunft, die Sätze zu prüfen, ob sie ‚moralische‘ (oder in anderen Fällen ‚rationale‘) Gesetze sein können.<sup>31</sup> Die Fähigkeiten werden als Mittel dazwischen geschoben. Die allgemeinen und sittlichen Sätze haben so keine absolute und unmittelbare Geltung. Es gibt einen Widerspruch im Theoriemodell der Gesetzgebung:

„Diese *Zufälligkeit des Inhalts* hat die *Allgemeinheit* nur an der *Form eines Satzes*, in der sie ausgedrückt ist; aber als sittlicher Satz verspricht er einen allgemeinen und notwendigen *Inhalt* und widerspricht so durch die Zufälligkeit desselben sich selbst.“<sup>32</sup>

HEGEL kritisiert, dass ein vermeintlich allgemeiner Inhalt, eigentlich „jede *Bestimmtheit*“, die einen „Unterschied an der einfachen sittlichen Substanz“ ausdrückt, zu einem bloßen Sollen herabsinkt; in diesem Beispiel: ein bloßes Sollen die Wahrheit zu wissen und zu sprechen

<sup>29</sup>Hegel, *PhG*, 313.

<sup>30</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 315/316.

<sup>31</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 316: „Das sittliche Wesen ist hiermit nicht unmittelbar selbst ein Inhalt, sondern nur ein Maßstab, ob ein Inhalt fähig sei, Gesetz zu sein oder nicht, indem er sich nicht selbst widerspricht. Die gesetzgebende Vernunft ist zu einer **nur prüfenden** Vernunft herabgesetzt.“ (Fettdruck vom Autor, F.R.)

<sup>32</sup>Hegel, *PhG*, 313/314.

– damit handelt es sich aber nicht um „Gesetze, sondern nur [um] Gebote“. <sup>33</sup> Die kantische Selbstberechtigung und -ermächtigung der Vernunft in der Vorstellung der Gesetzgebung und auch, dass wir „[a]s rational beings [...] act according to our *conceptions* [Vorstellungen] of rules“ <sup>34</sup>, ist teuer erkaufte, denn die sittlichen Sätze drücken ‚nur‘ ein Sollen aus (als Gebote) und haben so ihren vermeintlich unmittelbaren ‚Zugriff‘ auf uns verloren.

*Das Sollen ist nicht mehr normativ-wirkend als Gebot.* Dieser Punkt muss weiter problematisiert werden, denn die Differenz von Sein und Sollen oder von „causal ‘must’s“ <sup>35</sup> und normativem Sollen, wie sie KANT, laut BRANDON einführt, soll *die* entscheidene Unterscheidung sein, um Normativität zu charakterisieren. BRANDON hebt deshalb hervor, dass KANT so zwischen zwei Formen der Notwendigkeit unterscheiden könne: „*natural necessity*“ und „*moral necessity*“. Die erste Form wird durch die „alethic modality“ ausgedrückt und die zweite Form durch die „deontic modality“. <sup>36</sup> Deshalb ist die Rede von „normative ‘ought’s“ <sup>37</sup> angemessener. Auch wenn es natürlich ein wesentliches Charakteristikum der Art der Beherrschung durch Normen ist, die Kant aufzeigt,

„that it is compatible with the possibility of *mistakes*, of those subject to the norms going *wrong*, *failing* to do what they are obliged by those norms to do, or doing what they are *not* entitled to do.“ <sup>38</sup>

Da das Sollen – dargestellt in sittlichen Sätzen (als Gebote) – keinen unmittelbaren Zugriff auf uns hat, d.h. ‚wirkungslos‘ ist, ist die Erörterung und Prüfung sittlicher Sätze müßig. Welchen Zugriff hat das Normative aber (konkret) im Handeln? Der „Fall des Handelns [ist] eine Wirklichkeit von vielen sittlichen Beziehungen“ <sup>39</sup>, die innerhalb von und in Bezug auf Gruppen, wie z.B. der Familie, Bestand haben (die „*vorhandene* Sitte“ <sup>40</sup>). In den sittlichen Beziehungen werden an das Individuum normative Ansprüche im Handeln gestellt. Dies sind die *Bedingungen* des *sozialen* Status.

---

<sup>33</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 315/316.

<sup>34</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 30. Ich glaube, dass diese Vorstellungen wechselseitig sind. Ohne das Gesetzgeben kann man keine Vorstellung der Regel haben und ohne die Vorstellung der Regel kann man nicht Gesetze geben. Mir erscheint es aber so, dass BRANDON sie als verschiedene Ideen über das Normative betrachtet. (Vgl. ebd., 50.)

<sup>35</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 30.

<sup>36</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 10.

<sup>37</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 30.

<sup>38</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 31.

<sup>39</sup>Hegel, *PhG*, 328.

<sup>40</sup>Hegel, *PhG*, 329.



## 6 Die Herkunft des Normativen – Sozialer Status

„Der Geist ist das *sittliche Leben* eines *Volkes*, insofern er die *unmittelbare Wahrheit* ist; das Individuum das eine Welt ist.“  
Hegel, *PhG*, 326.

Die Problemstellung „Wie ist Normativität möglich?“ kann auch in folgender Form beantwortet werden: man zeigt die *Genese* des Normativen auf. D.h. es wird nach der Herkunft des Normativen gefragt. Die sittlichen Sätze werden nicht einfach unmittelbar anerkannt, wie im sittlichen Status (s. vorheriges Kapitel), sondern sie haben eine ‚Geschichte‘, die ihren Status als normativ validieren soll – d.h. auch, dass ihre Bedingungen zurückverfolgt werden, um diese Geschichte zu rekonstruieren. Es wird dann eine Geschichte darüber erzählt, wie Normen innerhalb einer Gruppe entstehen oder wie ihre Herkunft via die Instituierung eines Vertrages erklärt wird. Ich werde mit natürlichen Gemeinschaften, Familien oder Sippen, beginnen, die als erste Formierungen einer Gemeinschaft und ihrer (unbewussten) ‚Organisation‘ des Zusammenlebens, das Entstehen von Normen aufzeigen sollen, und darlegen, in welche internen Schwierigkeiten diese Theorien sich verwickeln.<sup>1</sup> In einem zweiten Schritt werde ich Vertragstheorien auf ihre internen Probleme hin untersuchen. In beiden Theoriemodellen wird der Problemstellung nachgegangen, wie Normativität (oder auch Moralität) möglich sei. Wie kommt sie in eine nicht-normative Welt? Was sind ihre Instanzen, die als Veranlasser oder Seinsgründe geltend gemacht werden können, um die Genese der Normativität nachzuzeichnen? Im dritten Schritt werde ich zeigen, wie die Normen dieser zwei Gründungsmythen in einen Gegensatz treten und miteinander „ringen“. (Die Rede vom Kampf zwischen Theorien ist natürlich eine Metapher.) HEGEL verortet dieses (noch nicht begriffliche) Ringen in der griechischen Tragödie („Antigone“), die so auch eine „spekulative“ Naturgeschichte *erzählt*, und zeigt damit aber auch, dass eben diese Theorien selbst auch nur eine Geschichte des Menschen und des Normativen *erzählen*. Und schließlich werde ich diesen Kampf begrifflich und im Ausgang von KANTS transzendentaler Dialektik rekonstruieren, also die Metaphern

<sup>1</sup>Dass diese Herangehensweisen dem Sein-Sollen-Problem zum Opfer fallen, soll hier vernachlässigt werden, um ein tieferes Verständnis ihrer Voraussetzungen herauszuarbeiten.

und Geschichten in Begriffe ‚übersetzen‘. So lässt sich *problematisieren*, weshalb natürliche Gemeinschaften und Gemeinschaften, die vertragstheoretisch „gegründet“ werden, überhaupt gegeneinander antreten können, d.h. als Gegensätze rekonstruiert werden können, um dann ihren gemeinsamen Grund aufzuzeigen.

## 6.1 Natur und Gemeinschaft – Die evolutionstheoretische Geschichte

Ausgangs-  
these

Die Familie sei der Startpunkt für die „Heranbildung der potentiellen Individualitäten.“<sup>2</sup> Dies sei aber auch auf andere „elementar-natürlich begründete Gemeinschaftsstrukturen wie Stämme, Sippen usw.“<sup>3</sup> anwendbar. Für LUCKNER bedeutet „*natürlich* begründet“: „für Individuen herkunftsmäßig *unhintergebar*, denn sie [die Familie im weiten Sinne, also auch Sippen und Stämme] bildet die Individuen heran.“<sup>4</sup> Dass nun einige nicht-menschliche Primatenarten ‚ähnliche‘ Gruppen bilden, ist Anlass, um diese als einen ‚natürlichen‘ Prototypen menschlicher Organisationsform zu betrachten, d.h. als Urform oder -bild eines Gruppenverhaltens und der darin verwobenen Entstehung von „Normen“. Fragen, die hierbei gestellt werden, lauten: Wie unterscheiden sich menschliches und nicht-menschliches Gruppenverhalten und welche Ähnlichkeiten gibt es? Was bedeutet dies für die Genese von Normativität (oder gar Moralität)? Natürlich werde ich nichts über den Wert solcher Theorien als naturwissenschaftliche Forschung sagen, sondern über die Grenzen, eine „spekulative“ Naturgeschichte zu erzählen.

Für meine Zwecke ist es egal, was alles schon im Gruppenverhalten von nicht-menschlichen Primaten vorgefunden werden kann, das als irgendwie „normativ“ gelten können soll oder als eine Art „Evolution“ von „moralischem“ Verhalten – immer unter der Voraussetzung, dass derzeitige nicht-menschliche Primatenarten und ihr Gruppenverhalten das Verhalten der Ordnung „Primaten“ repräsentieren, also auf diese abstrahiert werden kann – und es ist für meine Zwecke egal, welche Unterschiede es zwischen nicht-menschlichen und menschlichen Primaten gibt, dass diese eine neue – was auch immer das heißen mag – evolutionäre Stufe normativer oder moralischer Entwicklung repräsentieren. Die erste Problemstellung kann in Frans DE WAALS Forschung unter dem Schlagwort „empathy“ gefunden werden und die letz-

---

<sup>2</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 196.

<sup>3</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 196.

<sup>4</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 196.

DE WAAL baut seine Theorie auf einer „kin selection“ auf und hält „group selection“ bei Primaten für eher unwahrscheinlich (vgl. de Waal, „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“, 16), dennoch steht, im von ihm untersuchten Forschungsgebiet, die Verwandtenselektion vor der Individualselektion.

tere Problemstellung in Michael TOMASELLOs Arbeit unter dem Titel „shared intentionality“. Der entscheidende Punkt hingegen ist, dass die Erklärung von evolutionären Entwicklungen gerade den Fortbestand<sup>5</sup> der Gruppe als *den* Zweck des Gruppenverhaltens voraussetzt. Die Verläufe, die in der naturwissenschaftlichen Forschung untersucht werden, werden unter der Voraussetzung der Sicherung des Zwecks des Fortbestandes der Gruppe<sup>6</sup> theoretisch modelliert. Das evolutionäre Anpassen ist dann das (unbewusste) ‚Mittelfinden‘ zu diesem Zweck. Der Zweck wird als *gegeben* angenommen, auch wenn dieser Zweck nur im Kontext einer Erklärungsstrategie vorhanden ist, d.h. einen explanatorischen und damit theoretischen Status hat.

Eine andere Schwierigkeit ist, dass das Erkennen eines ähnlichen Gefühls oder einer ähnlichen Intention in einem anderen Individuum, nicht die Anerkennung des Zweckes der Gruppe ist, also ihres Fortbestandes.<sup>7</sup> Behauptet man aber auch, dass dieser Zweck eben schon implizit oder unbewusst in der Evolution angelegt oder vorhanden sei, bedeutet dies auch, dass man eben die technische Seinsweise, die einer solchen Redeweise und auch „evolutionären“ Herangehensweisen zugrunde liegt, übersieht. Innerhalb dieses Theoriemodells führen also nicht Gefühle oder sogar gegenseitige Liebe, wie HEGEL schreibt, zu einem gemeinsamen

<sup>5</sup>Der Begriff „Fortbestand“ evoziert, dass es sich um eine technische Kategorie handelt. Vgl. auch HEIDEGGERS Rede vom „Bestand“.

Im Vordergrund evolutionstheoretischer Forschungen und Theoriebildungen – auch wenn sie sich paradigmatisch entgegenstehen, wie bei DE WAAL und TOMASELLO – steht die Möglichkeit gemeinsamer Handlungsziele oder ggf. lediglich das „Erkennen“ des Zieles eines anderen Individuums, wie unter dem Titel „targeted helping“ (vgl. de Waal, „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“, 29-33 und 36), das schon bei nicht-menschlichen Primaten zu beobachten sei oder dann nur beim Menschen als eine „shared intentionality“ beobachtet werden könne (vgl. Tomasello, Michael, *Why We Cooperate*, Cambridge (Mass.) 2009). Die Festsetzung der Grenzen und des Übergangs zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Primaten ist hier nicht relevant.

Die Handlungsziele sind natürlich nicht (bewusst) auf das höherstufige Ziel des Fortbestandes der Gruppe ausgerichtet, denn hierzu müssten Kommunikation und explizite Vereinbarungen (vgl. Vertragstheorien) *hinzukommen*. Der Fortbestand der Gruppe steht als (Meta-)Bedingung hinter evolutionären Mechanismen, die zu bestimmtem Verhalten motivieren, das dann altruistisch oder kooperativ sei. Gerade aber diese Problemstellungen: „Wie ist Altruismus möglich?“ oder „Wie ist Kooperation möglich?“ und damit ihre Genese, werden hier abgelehnt. Ich kann, jenseits meines Argumentationsganges, nur andeuten, dass DE WAAL, aber vor allem TOMASELLO, einer Vorstellung des Menschen erliegen, die geprägt ist von einem instrumentalistisch-teleologischen Paradigma, und damit geformt ist durch die technische Seinsweise. Zudem werden Handlungsziele unter der Erwartungshaltung Anderer betrachtet (s. spieltheoretische Ansätze in Kapitel 3 dieser Arbeit) und inwieweit diese „Mechanismen“ in nicht-menschlichen Primaten wiedererkannt werden können.

<sup>6</sup>Genauer: Der Fortbestand der Gruppe sichert den Fortbestand des Individuums (vgl. de Waal, „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“, 4), wobei diesem dann auch eine längere Periode des Großziehens des Nachwuchses ermöglicht werden kann. Dabei wird aber auch der Fortbestand des Genpools ermöglicht und damit die Sicherung der Art und Gattung. (Vgl. zum Fortbestand der Gattung auch Hegel, *Enz.*, § 369.)

<sup>7</sup>Hier sei darauf hingewiesen, dass die „geteilte Intentionalität“ (TOMASELLO) eher darauf ausgerichtet ist, einen gemeinsamen Umgang mit Dingen in der Welt aufzuzeigen. Ein „bewusster“ Gründungsakt, um den Fortbestand der Gruppe ‚vertraglich‘ zu regeln, geht hierüber hinaus (s. dazu auch 6.2.).

Verhalten, sondern nur der Zweck der Gruppe, der so als Kriterium für das „Gute“ oder die „Natürlichkeit“<sup>8</sup> gelten sollte:

„Zunächst [(1.)], weil das Sittliche das an sich Allgemeine ist, ist die sittliche Beziehung der Familienmitglieder nicht die Beziehung der Empfindung oder das Verhältnis der Liebe. [(2.)] Das Sittliche scheint nun in das Verhältnis des *einzelnen* Familiengliedes zur *ganzen* Familie als der Substanz gelegt werden zu müssen, so daß sein Tun und seine Wirklichkeit nur sie zum Zweck und Inhalt hat. Aber [(3.)] der **bewußte** Zweck, den das *Tun* dieses Ganzen, insofern er auf es selbst geht, hat, ist selbst das Einzelne [*Fortbestand*].“<sup>9</sup>

(1.) HEGEL erläutert, dass die vermeintlich natürlich geformte Beziehung der Familienmitglieder via „Empfindung“ oder „Liebe“, bei DE WAAL dann auch über „empathy“, eigentlich schon eine allgemeine Vorstellung ist, deshalb ist das Sittliche hier eben auch schon allgemein, denn wir machen uns eine Vorstellung von der Sittlichkeit über eine allgemeine Vorstellung („Empfindung“, „Liebe“ oder „empathy“). (2.) Die sittlichen Beziehungen der Mitglieder der Gruppe stehen aber auch im Verhältnis zur Gruppe selbst. Das Tun der Mitglieder ist auf die Gruppe ausgerichtet, wenn sie als Gruppe überhaupt ‚funktionieren‘ sollen. Die Rede von einer (sittlichen) Gruppe wäre ja dann schon unsinnig, wenn das Tun nicht auch auf sie ‚irgendwie‘ ausgerichtet wäre. (3.) Dieser Zweck kann noch unbewusst sein, wie er implizit in evolutionstheoretischen Ansätzen als unbewusst „normativ-wirkend“ vorgestellt wird, während er sich als wirklicher bewusster Zweck in Vertragstheorien äußert (s.u.). Es kann zudem nur diesen Zweck geben: den Fortbestand der Gruppe. Andere angebliche Zwecke, wie die „Erwerbung und [der] Erhalt von Macht und Reichtum“<sup>10</sup>, sind nicht auf den Fortbestand der Gruppe ausgerichtet, sondern sind Zwecke von Individuen (Interessen).<sup>11</sup> – Damit ist das bindende Element der Gruppe nicht wirklich natürlich, sondern technisch geformt, d.h. es handelt sich um ein (auch unbewusstes) ‚Mittelfinden‘, um den Zweck des Fortbestandes zu sichern.

Im Anerkennen des Zwecks der Gruppe, was diesen zu einem, laut HEGEL, „bewußte[n] Zweck“ machen würde, wäre das Individuum nur noch ein (weiteres) Mittel zu diesem Zweck. Es handelt sich also um ein asymmetrisches Verhältnis der Anerkennung, denn die Gruppe ist nicht in der Lage, den Fortbestand des Individuums zu sichern. Dies schlägt schon aufgrund der natürlichen Grenze des Individuums fehl:

<sup>8</sup>HEGEL spricht im Zitat vom „Sittlichen“. Das Natürliche ist schon theoretisch und technisch geformt und kann damit auch als sittlich in einem weiten Sinne betrachtet werden. „Sittlich“ bedeutet hier bei HEGEL so viel wie „allgemein“.

<sup>9</sup>Hegel, *PhG*, 330/331. (Fettdruck vom Autor, F.R.)

<sup>10</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 331.

<sup>11</sup>Der Fortbestand der Gruppe kann auch ein wünschenswertes Ziel einer Machtelite oder mehrerer reicher Mitglieder sein, aber ihren Zwecken und Interessen wird das „Interesse“ der Gruppe untergeordnet.

„Diese Allgemeinheit, zu der der Einzelne als *solcher* gelangt, ist das *reine Sein, der Tod*; es ist das *unmittelbare natürliche Gewordensein*, nicht das *Tun* eines *Bewußtseins*.“<sup>12</sup>

Das verstorbene Individuum soll weiterhin als ein Mitglied der Gruppe anerkannt werden oder weiterhin in (der Erinnerung) der Gruppe *aufgehoben* sein. Dies wird am Anfang durch die (*Institution* der) Begräbnisriten geleistet<sup>13</sup>, die wohl daher auch den letzten Punkt in einer „spekulativen“ Naturgeschichte des Menschen ausmachen sollten. Der Ritus ist auch ein Versuch, etwas „*Getanes*“ oder Setzendes von etwas abzurufen oder abzutrotzen, das unausweichlich *gesetzt* ist oder ein „*Gewordensein*“, sodass des Individuums „letzte[s] *Sein*, dies *allgemeine* Sein, nicht allein der Natur angehöre und etwas Unvernünftiges bleibe“. <sup>14</sup> Der Begräbnisritus ist also auch etwas, das instituiert oder gesetzt wird, und das gemeinsame Verhalten ist durch diese Institution koordiniert und nicht durch natürliche „Fesseln“ und „Bindungen“ oder Verläufe.

Es scheint aber, dass HEGEL auch diese „Handlungen“ und Riten als etwas durchschaut, das einen Versuch darstellen soll, das Problem Tod oder die Anmaßung der Natur auf eine technische Weise zu behandeln, wobei „Wahrheit“ eben durch uns „hergestellt“ werde<sup>15</sup>:

Der „Sinn der Handlung ist vielmehr, daß, weil in Wahrheit die Ruhe und Allgemeinheit des seiner selbst bewußten Wesens *nicht* der Natur angehört, der Schein eines solchen Tuns hinwegfalle, den sich die Natur angemaßt, und die Wahrheit *hergestellt* werde.“<sup>16</sup>

LUCKNER beschreibt den Versuch als eine „Kompensierung der Endlichkeit“ durch Begräbnisriten und durch das Erzählen von Geschichten über die Verstorbenen<sup>17</sup>, aber es kann nicht verschleiert werden, dass die wechselseitige Anerkennung zwischen der Familie oder Sippe und dem Individuum fehlschlägt, da es zwar durch Fortpflanzung den Fortbestand sichern kann, die Gruppe aber das verstorbene Individuum ‚nur‘ innerhalb der Erinnerung der Gruppe aufbewahren kann. Es soll der jeweilige Fortbestand gesichert werden, wobei die Individuen auch nur Mittel zum Zweck sind, was im nächsten Schritt noch verschärft wird, während wechselseitige Anerkennung nur zwischen zwei selbstbewussten Wesen vollzogen werden kann, die sich nicht gegenseitig zum Mittel für ihren jeweiligen Zweck machen.

---

<sup>12</sup>Hegel, *PhG*, 332.

<sup>13</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 333/334.

<sup>14</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 332.

<sup>15</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 332.

<sup>16</sup>Hegel, *PhG*, 332. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>17</sup>Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 197-202.

## 6.2 Kultur und Gemeinschaft – Die vertragstheoretische Geschichte

„Denn in Betracht der Natur gibt uns Erfahrung die Regel an die Hand und ist der Quell der Wahrheit; in Ansehung der sittlichen Gesetze aber ist Erfahrung (leider!) die Mutter des Scheins, und es ist höchst verwerflich, die Gesetze über das, was ich tun soll, von demjenigen herzunehmen, oder dadurch einschränken zu wollen, was getan wird.“

Kant, *KrV*, B 375.

In natürlichen Gemeinschaften soll, laut den oben behandelten Theorien, das Normative auf ‚natürliche‘ Weise entstehen und die „Normen“ werden so als von der Natur „gesetzt“ betrachtet. Das „*natürliche Gewordensein*“<sup>18</sup> als Ende des menschlichen Lebens ist der Beginn des menschlichen Setzens in und unter der Form der Institution des Begräbnisritus („positive *sittliche* Handlung“). Es handelt sich dabei um eine erste Vorstellung der *Möglichkeit* einer gemeinsamen Setzung. Was „sittlich ist, gehört dem menschlichen Gesetze an“<sup>19</sup> oder der Status des Normativen wird durch eine gemeinsame Instituierung validiert. HEGEL schreibt:

„Wenn nun aber schon das menschliche Recht zu seinem Inhalte und Macht die wirkliche ihrer bewußte sittliche Substanz, das ganze Volk, hat, das göttliche Recht und Gesetz aber den Einzelnen, der jenseits der Wirklichkeit ist, so ist er nicht ohne Macht; seine Macht ist das *abstrakte* rein *Allgemeine*, das *elementarische* Individuum, welches die Individualität, die sich von dem Elemente losreißt und die ihrer bewußte Wirklichkeit des Volks ausmacht, in die reine Abstraktion als in sein Wesen ebenso zurückreißt, als es ihr Grund ist.“<sup>20</sup>

Meine Interpretation: Als eine bewusste gemeinsame Setzung ist die Institution der menschlichen Gesetze wirklich, aber damit ist das Individuum nur abstrakt und ihr entgegengesetzt, dennoch wären die Gesetze ohne die Individuen niemals instituiert worden und sind damit selbst eine „reine Abstraktion“. Was bedeutet, dass es sich bei der gemeinsamen Setzung auch nur um einen *möglichen* Gründungsakt handelt – eine Art quasi-mythischer Gründungsakt,

---

<sup>18</sup>Hegel, *PhG*, 332.

<sup>19</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 334.

<sup>20</sup>Hegel, *PhG*, 334.

wie z.B. in der „original position“ hinter dem „veil of ignorance“ (John RAWLS<sup>21</sup>) oder in anderen Vertragstheorien (Thomas HOBBS<sup>22</sup>).<sup>23</sup> Es handelt sich damit nicht um einen konkreten oder realen Gründungsakt, der von einem Individuum vollzogen worden sein könnte, wie in Fällen von mythischen Stadtgründungen oder realen Gründungen von Königreichen oder Staatsgründungen durch eine Gruppe, wie z.B. in der Neuzeit die Gründung der „Vereinigten Staaten von Amerika“. Der abstrakte und *mögliche* Herrschaftsanspruch eines quasi-mythischen Aktes bedeutet ja nicht, dass man über eine bestimmte Region herrscht, wobei es sich dabei um einen realen oder konkreten Herrschaftsanspruch handelte. Es bedeutet, dass die Gesetze, die die Gemeinschaft konstituieren, schon gesetzt sein sollen, wenn auch auf eine abstrakte und *mögliche* Weise, die immer noch der konkreten und realen Anerkennung und Versicherung durch die Individuen bedarf, um wirklich zu sein. Der mögliche Gründungsakt ist mehr eine nachträgliche und theoretische Anerkennung von schon gesetzten und impliziten, d.h. möglichen, Normen als expliziten Regeln, die schon implizit das soziale Zusammenleben koordiniert haben. Die Rede ist hier also von ‚transzendentalen‘ Normen und nicht von bestimmten Normen einer bestimmten Gruppe. Es handelt sich um eine vertragstheoretische Begründung. Der quasi-mythische Akt hat einen theoretischen Status.

Die Gemeinschaft kann sich aber anhand des gesetzestreuen Verhaltens ihrer Mitglieder der Anerkennung nicht sicher sein und greift dafür zu außergewöhnlichen, ja gar paradoxen Mitteln. – Es könnten natürlich auch Feiern institutionalisiert werden, um den aktuellen Gründungsakt eines Staates und auch den abstrakt-theoretischen und quasi-mythischen Gründungsakt, der jenem inhäriert, wenn es sich um egalitäre, demokratische Staaten handelt, zu feiern, aber dabei wird nur pflichtgemäßes Verhalten gefordert und reproduziert und die ‚Gesinnung‘ der Bürger kann so nicht überprüft werden (vgl. z.B. auch die Opfer zu Ehren des Kaisers im römischen Reich und die Ausstellung sogenannter *libelli*). – HEGEL behauptet nun, dass der Fortbestand der Gemeinschaft durch Kriege gesichert werden soll, was zunächst paradox erscheint, denn es droht im schlimmsten Fall die Zerstörung der Gemeinschaft. Die Kriege sind aber die entscheidende Prüfung, ob das Individuum sich vollkommen der Gemeinschaft verschreibt – Festlegung als „Anerkennung“ des Staates durch das Individuum – und ihrem Zweck, dem Fortbestand der Gemeinschaft. Dies geschieht dadurch, dass die Mitglieder ihr

<sup>21</sup>Vgl. Rawls, John, *A Theory of Justice*, Cambridge (Mass.) 1972, 136-142 und 118-192.

<sup>22</sup>Vgl. Hobbes, Thomas, *Leviathan*, übersetzt von Jutta Schlösser, hrsg. von Hermann Klenner, Hamburg 1996.

<sup>23</sup>Es scheint, dass HEGEL hier HOBBS im Sinn hat, wenn er schreibt: „Das *Gemeinwesen*, das obere und offenbar an der Sonne geltende Gesetz, hat seine wirkliche Lebendigkeit in der *Regierung*, als worin es Individuum ist.“

DE WAAL übt Kritik an Vertragstheorien, weil sie den Menschen als ein genuin asoziales Wesen erachten, das zum sozialen Zusammenleben (Sozialität) gezwungen werden müsse (Diskontinuität), und damit seinen Überlegungen zur Kontinuität der „sozialen Natur“ entgegenstehe. (Vgl. de Waal, „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“, 3-5.)

Leben riskieren. Und wenn sie die Gemeinschaft auf diese Weise nicht „anerkennen“, dann werden sie – im extremen Falle<sup>24</sup> – zum Tode verurteilt.<sup>25</sup> Die Gemeinschaft setzt ihre Existenz aufs Spiel, um herauszufinden, wer bereit ist, das eigene Leben zu riskieren, als ein Mittel zum „Wohle“ (Zweck) der Gemeinschaft:

„Das negative Wesen zeigt sich als die eigentliche *Macht* des Gemeinwesens und die *Kraft* seiner **Selbsterhaltung**“.<sup>26</sup>

Die Anerkennungsbeziehung ist hier auch asymmetrisch, denn als Mittel zu einem Zweck ist das Individuum gezwungen, sein Leben aufzugeben. So sichert die Gemeinschaft zwar ihren eigenen Fortbestand, aber nicht den ihrer Mitglieder, die zur „Anerkennung“ *gezwungen* werden. – Es hat sich damit das „negative Wesen“ als „Kraft“ der „Selbsterhaltung“ des Gemeinwesens herausgestellt und nicht der bewusste Zweck eines quasi-mythischen Gründungsaktes, wie er in Vertragstheorien zur Begründung und dann auch zum Erhalt des Gemeinwesens herangezogen wird. Die Anerkennung des Gemeinwesens durch diese fingierten Gründungsakte und ihre rituelle Versicherung ist für das Gemeinwesen zu prekär und führt zur Herausforderung der Individuen, um ihre „Anerkennung“ zu erzwingen.

---

<sup>24</sup>Die „Prüfung“ läuft hier leer, da man in beiden Fällen das Leben riskieren würde. – Es kann natürlich auch „nur“ eine Art Ausgrenzung jener stattfinden, die sich nicht zum Militär- oder Kriegsdienst melden.

<sup>25</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 335: „Um sie nicht in dieses Isolieren einzuwurzeln und festwerden, hierdurch das Ganze auseinanderfallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung sie in ihrem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern, ihre sich zurechtgemachte Ordnung und Recht der Selbständigkeit dadurch zu verletzen und zu verwirren, den Individuen aber, die sich darin vertiefend vom Ganzen losreißen und dem unverletzlichen *Fürsichsein* und der Sicherheit der Person zustreben, in jener auferlegten Arbeit ihren Herrn, den Tod, zu fühlen zu geben.“

<sup>26</sup>Hegel, *PhG*, 335. (Fettdruck vom Autor, F.R.)

Albert CAMUS schreibt: „Hingegen sehe ich viele Leute sterben, weil sie das Leben nicht für lebenswert halten. Andere wieder lassen sich paradoxerweise für die Ideen oder Illusionen umbringen, die ihnen einen Grund zum Leben bedeuten (was man einen Grund zu Leben nennt, ist gleichzeitig ein ausgezeichneter Grund zum Sterben).“ (Camus, Albert, *Der Mythos des Sisyphos*, übersetzt von Vincent von Wroblewsky, Hamburg 1972, 15/16.)

Interessanterweise gebe es dies auch bei Schimpansen, die, laut DE WAAL, durch ‚Kriege‘ („lethal inter-community violence“) ihren „Sinn für Gemeinschaft“ hervorbringen sollen (vgl. de Waal, „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“, 54); auch wenn es sich hierbei doch eher um einen Anthropomorphismus handelt.



## 6.3 Die Geschichte der kollidierenden Pflichten – „Die sittliche Handlung“ als das Aufscheinen des Widerspruchs

Die untersuchten evolutionstheoretischen und vertragstheoretischen Erklärungsstrategien sollen Kriterien liefern, um den Status des Normativen zu validieren, d.h. hier wie Sittlichkeit oder Normativität entsteht oder instituiert wird. Auch aufgrund der internen Probleme der Theoriemodelle, die schon diskutiert wurden, schlagen beide Erklärungsstrategien fehl. Es gibt aber noch weitere Gründe für das Scheitern: so erheben sie einen absoluten Geltungsanspruch für ihre Erklärungen *und* sie stehen im Gegensatz zueinander, d.h. man kann ihnen auch nicht einfach verschiedene Bereiche zuordnen, für die sie Geltung beanspruchen könnten. Einen weiteren Grund liefert HEGEL unter dem Titel oder der Geschichte der „Kollision der Pflichten“. Die Kollision drückt einen Widerspruch aus: „nämlich eines *entgegengesetzten Absoluten*“<sup>27</sup>. Diese Geschichte wird mit den Mitteln der antiken griechischen Tragödie erzählt, um zu zeigen, dass innerhalb dieser literarischen Form, die auch implizit von beiden Theoriemodellen verwendet wird, auch eine Geschichte erzählt werden kann, die den (performativen oder vollzogenen und normativen) Widerspruch der beiden Theoriemodelle ausdrückt.

Hierzu muss aber zunächst zwischen einem „*deontische[n] Widerspruch*“:

$$(17) \quad O(\varphi) \wedge O(\neg\varphi)$$

und einem „*normativen Widerspruch*“:

$$(18) \quad O(\varphi) \wedge \neg O(\varphi)$$

unterschieden werden.<sup>28</sup> Der deontische Widerspruch sei ein Widerspruch auf der „Handlungsebene“ und der normative Widerspruch auf der „Normebene“.<sup>29</sup> Es handelt sich in HEGELS Text um einen deontischen Widerspruch, auch wenn er von einer „Kollision der Pflichten“ ‚und‘ damit auch der Normen spricht, aber der Konflikt besteht für die Adressatin der Norm und nicht für die Normgeberin<sup>30</sup>, die in der (höherstufigen) „Pflicht“ stünde, ein widerspruchsfreies Normsystem zu formulieren. Es ist ja auch so, dass in der Tragödie des SOPHOKLES, der *Antigone*<sup>31</sup>, KREON sein Normsystem für widerspruchsfrei erachtete, da es das

<sup>27</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 343.

<sup>28</sup>Diese Unterscheidung ist entnommen: Zoglauer, Thomas, *Einführung in die formale Logik für Philosophen*, Göttingen 2002 [<sup>1</sup>1997], 150-152.

<sup>29</sup>Vgl. Zoglauer, *Einführung in die formale Logik für Philosophen*, 150-152.

<sup>30</sup>Vgl. Zoglauer, *Einführung in die formale Logik für Philosophen*, 151/152.

<sup>31</sup>Vgl. Sophokles, *Antigone*, Griechisch/Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Norbert Zink, Stuttgart 2005.

„alte“ Normsystem ersetzt. Der Konflikt tritt nur aus der Perspektive des handelnden Individuums (ANTIGONE) auf, das zum Handeln gezwungen ist, d.h. sich so oder so einer Norm *gemäß* verhalten muss und wird. Im Handlungsvollzug wird das Individuum, als Bewohner beider Welten oder Mitglied beider Gemeinschaften, der natürlichen und der vertragstheoretisch-instituierten, immer schuldig sein:

„Es wird also durch die Tat zur *Schuld*.“<sup>32</sup>

Die Handlungen der Individuen in Gruppen – worauf sie sich im Lichte ihrer Herkunft festlegen – sind keine reibungslosen und konformen Bewegungen, die zu einem gemeinsamen Verhalten *gemäß* schon etablierter Normen und Kriterien der Sittlichkeit führen, die die Individuen nur erfüllen müssten – so wie ein Fischschwarm im Ozean. Die Tragödie zeigt das Scheitern der beiden gegensätzlichen „normativen“ Gründungsmythen im Handlungsvollzug und stellt es als eine „Kollision der Pflichten“ auf eine ‚vor-begriffliche‘ Weise dar. Im nächsten Abschnitt werde ich zeigen, wie dieser (kontradiktorische) Gegensatz begrifflich rekonstruiert werden kann.

### 6.4 (Transzendente) Dialektik – Der kritische Teil

Die begriffliche Rekonstruktion wird anhand der transzendentalen Dialektik KANTS und der dritten Antinomie entwickelt; auch deshalb werden einige Erläuterungen zur Aufgabe dieser dialektischen Herangehensweise nötig. Die oben beschriebenen evolutionstheoretischen wie auch vertragstheoretischen Überlegungen sind ‚gefangen‘ in einer „natürliche[n] und unvermeidliche[n] Dialektik“<sup>33</sup>, die ihnen selbst nicht bewusst ist. Entweder liegt der Seinsgrund des Normativen innerhalb einer potentiell-infiniten Reihe von Bedingungen oder in einem absoluten Anfang, der quasi-mythische Gründungsakt in Vertragstheorien.

KANT schreibt, dass der

---

<sup>32</sup>Hegel, *PhG*, 346.

<sup>33</sup>Kant, *KrV*, B 354/355: „Es gibt also eine natürliche und unvermeidliche Dialektik der reinen Vernunft, nicht eine, in die sich etwa ein Stümper, durch Mangel an Kenntnissen, selbst verwickelt, oder die irgend ein Sophist, um vernünftige Leute zu verwirren, künstlich ersonnen hat, sondern die der menschlichen Vernunft unhintertreiblich anhängt, und selbst, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird ihr vorzugaukeln, und sie unablässig in augenblickliche Verirrungen zu stoßen, die jederzeit gehoben zu werden bedürfen.“

„eigentümliche Grundsatz der Vernunft überhaupt (im logischen Gebrauche) sei: zu dem bedingten Erkenntnis des Verstandes das Unbedingte zu finden, womit die Einheit desselben vollendet wird“<sup>34</sup>,

aber dieser „Grundsatz der reinen Vernunft“ sei auch

„offenbar synthetisch; denn das Bedingte bezieht sich analytisch zwar auf irgendeine Bedingung, aber nicht aufs Unbedingte.“<sup>35</sup>

Die transzendente Dialektik habe nun die Aufgabe, die Schlüsse zu untersuchen, die vom Bedingten zum Unbedingten fortschreiten. Hierbei handele es sich aber nicht mehr um ein empirisches Forschungsvorhaben, deshalb nennt KANT die Begriffe der Vernunft „transzendent“, denn es gebe von ihnen keinen adäquaten empirischen Gebrauch<sup>36</sup>:

„Vernunftbegriffe dienen zum Begreifen, wie Verstandesbegriffe zum Verstehen (der Wahrnehmungen). Wenn sie das Unbedingte enthalten, so betreffen sie etwas, worunter alle Erfahrung gehört, welches selbst aber niemals ein Gegenstand der Erfahrung ist“.<sup>37</sup>

Deshalb nennt er diese Begriffe auch „transzendente Ideen“.<sup>38</sup> Der „transzendente Gebrauch der reinen Vernunft“<sup>39</sup> muss bestimmt und untersucht werden, um diese (spekulativen) Aussagen KANTS zu ‚verifizieren‘.

### 6.4.1 Die Dialektik als Weg vom Bedingten zum Unbedingten

Der Startpunkt sei ein „gegebene[s] Bedingte[s]“, das empirisch als Erscheinung gewusst oder erkannt werden könne und als empirische oder ontologische Unterprämisse in einem Syllogismus fungiere. Das „absolut Unbedingte“ innerhalb einer „Antinomie“ fungiere als Oberprämisse und könne entweder die potentiell-infinite Reihe von Bedingungen selbst sein, „in der also alle Glieder ohne Ausnahme bedingt und nur das Ganze derselben schlechthin unbedingt wäre“, oder ein Teil der Reihe, dem die anderen Glieder subordiniert seien, „der selbst

---

<sup>34</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 364.

<sup>35</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 364.

<sup>36</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 365.

<sup>37</sup>Kant, *KrV*, B 367.

<sup>38</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 368.

<sup>39</sup>Kant, *KrV*, B 376.

aber unter keiner anderen Bedingung steht.“<sup>40</sup> Die Oberprämisse wird von HUBIG auch als „transzendente Prämisse“ bezeichnet und er weist darauf hin, dass KANT die Ersetzung der transzendentalen Prämisse durch eine vermeintlich empirische Prämisse kritisiere, wobei man dann zu einem vermeintlich empirischen oder ontisch Unbedingten in der Konklusion gelangt. Worauf ich hier hinaus will, ist, dass zwei Weisen des Unbedingten möglich sind. Man kann dann auch zwei separate Schlussfolgerungen führen, die das Unbedingte ontisch hypostasieren – entweder ist die Reihe selbst oder ein Übergeordnetes das ontisch Unbedingte oder eben der Seinsgrund.

### 6.4.1.1 Von Gegensätzen und Widersprüchen

Die Theorien wurden hier und auch in den drei Forschungsdebatten als Gegensätze mit konfligierenden Seinsgründen dargestellt, wobei beiden Seinsgründen eine Gemeinsamkeit innewohnt, die implizit als *gegeben* angenommen wird. Fakten wurden in der metaphysisch-ontologischen Debatte als *gegeben* betrachtet, da sich beide gegensätzlichen Theorien einem Realismus *verpflichtet* haben. Die Gegensätzlichkeit, hier normativ oder nicht-normativ, ist dann eine *gesetzte* Nichtidentität und *man* kann sich dann auf eines der Sortierwörter oder Metaprädikate *festlegen*. Hat sich der ‚*normative*‘ Druck zur Festlegung aber soweit verselbstständigt, dass *man* sich zu einer der gegensätzlichen Theorien – entweder T<sub>1</sub> oder T<sub>2</sub> (ausschließende Disjunktion) – bekennen muss, um überhaupt am philosophisch-theoretischen Sprachspiel teilzunehmen, dann hat sich dies zu einem kontradiktorischen Gegensatz oder eben Widerspruch weiterentwickelt. Die Ismen, die durch die Theoriebildung entstehen, sind *gegebene* Selbstständige. Diese Gegenüberstellung kann aber nur aufgehoben werden, wenn der gemeinsame Grund nicht als *gegeben*, sondern als *gesetzt* begriffen wird, d.h. als dogmatische und vortheoretische Festlegung.<sup>41</sup> Da diese Festlegung von den Theorien als *gegeben* betrachtet wird (Dogma), ist man eigentlich auch schon vor der Theoriebildung auf sie verpflichtet; auch wenn das deontische Vokabular verdeckt, dass es sich aus der Perspektive der Theorie nicht um eine Festlegung handelt.

### 6.4.1.2 Transzendente Dialektik und skeptische Methode

Die Aufgabe der transzendentalen Dialektik ist vor allem, die (kontradiktorischen) Gegensätze als Antinomien (konträre Gegensätze) offenzulegen, und zwar in dem sie die kritischen

<sup>40</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 443-447 und auch B 435-438.

<sup>41</sup>Vgl. für diesen Gedankengang: Hegel, *Wesenslogik*, 42-68.

„Mittel“ hierzu bereitstellt: eine kritische Untersuchung von Schlüssen, die zeigt, auf welche Weise diese vermittelt sind. Das schließt dann eben auch ein, dass man sich enthält und sich nicht für eine Seite der Opposita entscheidet, auch weil sie beide als einseitige eben nur im Widerstreit betrachtet werden sollen und können:

„Wenn Thetik ein jeder Inbegriff dogmatischer Lehren ist, so verstehe ich unter Antithetik nicht dogmatische Behauptungen des Gegenteils, sondern den Widerstreit der dem Scheine nach dogmatischen Erkenntnisse, (thesin cum antithesi) ohne daß man einer vor der andern einen vorzüglichen Anspruch auf Beifall beilegt. Die Antithetik beschäftigt sich also gar nicht mit einseitigen Behauptungen, sondern betrachtet allgemeine Erkenntnisse der Vernunft nur nach dem Widerstreite derselben unter einander und den Ursachen desselben. Die transzendente Antithetik ist eine Untersuchung über die Antinomie der reinen Vernunft, die Ursachen und das Resultat derselben.“<sup>42</sup>

Die transzendente Dialektik legt somit auch die Gegensatzbildung als notwendig offen, um sie so von willkürlichen sophistischen Überlegungen zu unterscheiden.<sup>43</sup> Deshalb schreibt KANT auch, dass „die skeptische Methode [...] auf Gewißheit [geht].“<sup>44</sup> Die Gewissheit des erschlossenen notwendigen Gegensatzes, wobei beide Seiten ontisch hypostasiert werden. Oder wie er es zusammenfasst:

„Diese Methode, einem Streite der Behauptungen zuzusehen, oder vielmehr ihn selbst zu veranlassen, nicht, um endlich zum Vorteile des einen oder des andern Teils zu entscheiden, sondern, um zu untersuchen, ob der Gegenstand desselben nicht vielleicht ein bloßes Blendwerk sei, wornach jeder vergeblich haschet, und bei welchem er nichts gewinnen kann, wenn ihm gleich gar nicht widerstanden würde, dieses Verfahren, sage ich, kann man die skeptische Methode nennen. Sie ist vom Skeptizismus gänzlich unterschieden, einem Grundsatz einer kunstmäßigen und szientifischen Unwissenheit, welcher die Grundlagen aller Erkenntnis untergräbt.“<sup>45</sup>

---

<sup>42</sup>Kant, *KrV*, B 448.

<sup>43</sup>Vgl. Kant, *KrV*, B 449: „Ein dialektischer Lehrsatz der reinen Vernunft muß demnach dieses, ihn von allen sophistischen Sätzen Unterscheidendes, an sich haben, daß er nicht eine willkürliche Frage betrifft, die man nur in gewisser beliebiger Absicht aufwirft, sondern eine solche, auf die jede menschliche in ihrem Fortgange notwendig stoßen muß“.

<sup>44</sup>Kant, *KrV*, B 451.

<sup>45</sup>Kant, *KrV*, B 451.

#### 6.4.1.3 Grund und Vermittlung

Der kontradiktorische Gegensatz wird durch die Gesetztheit des Grundes zu einem konträren Gegensatz, d.h. beide gegenübergestellten Theorien können falsch sein. Infolgedessen soll aber nicht damit begonnen werden, die Voraussetzungen der Theorien zu explizieren und dann die Theoriebildung umzubilden, sondern die Setzung des Grundes wird als Vollzug begriffen, der die Starre aufhebt, und damit als vermittelnder Grund auftritt, aber dieser ist nicht wieder ein neuer Seinsgrund, sondern hebt gerade die ontische Hypostasierung auf. In der Vermittlung ist der gesetzte Grund dann der Mittelbegriff. ARISTOTELES geht beim Handeln auch davon aus, dass man situativ den richtigen Mittelbegriff treffen muss, um ein gutes Ziel auf die richtige Weise zu ermitteln, und dann auch ‚hervorzubringen‘:

„Denn nur eine solche Richtigkeit des Rates, die uns das Gute treffen läßt, ist Wohlberatenheit. Aber auch dieses kann man mittels eines falschen Schlusses treffen, und so zwar treffen, was man tun soll, aber nicht durch den rechten Mittelbegriff, sondern durch einen falschen. Und so ist auch das noch nicht Wohlberatenheit, wenn man zwar trifft, *was* man soll, aber nicht durch den Mittelbegriff, *durch den* man sollte.“<sup>46</sup>

Der Mittelbegriff selbst ist aber weder ein normatives Korrektiv noch ‚gibt‘ es ein normatives Korrektiv, das den richtigen vom falschen Mittelbegriff unterscheidet oder zu unterscheiden hilft, denn wie hier die „Wohlberatenheit“ in der Situation den adäquaten Mittelbegriff trifft, so ist dieser im jeweiligen Sprachspiel, auch zu treffen oder zu verorten. Der falsche Mittelbegriff verleitet dann zu einer Theorie, die die Setzung des Grundes selbst verdeckt und in die oben geschilderten Gegensätze schlittert. Die Setzung des Grundes kommt dann aber nicht ohne einen Appell an eine ‚neue Unmittelbarkeit‘ aus. Wird dieser Appell wieder als Seinsgrund verstanden, d.h. als ein Seiendes, das zur Theorie hinzukommen muss, dann muss diese ‚neue Unmittelbarkeit‘ auf ihren vermittelnden Begriff hin untersucht werden.

#### 6.4.2 Der gemeinsame Grund der beiden Gemeinschaftsformen

Eine begriffliche Rekonstruktion der beiden oben behandelten gegensätzlichen Positionen, die evolutionstheoretisch oder vertragstheoretisch ein soziales Zusammenleben begründen, zeigt, im Lichte der transzendentalen Dialektik, dass die Erklärungsstrategie der Entstehung des

---

<sup>46</sup>Aristoteles, *EN*, VI 11, 1142b.

Normativen entweder auf einer potentiell-unendlichen Reihe der Bedingungen beruht („Kausalität nach Gesetzen der Natur“<sup>47</sup>) oder auf dem quasi-mythischen Akt des Vertragsschlusses als ein unbedingter Anfang im Sinne der „absolute[n] Selbsttätigkeit (Freiheit)“<sup>48</sup>. Der Gegensatz ist damit nicht nur als eine Antinomie aufgewiesen, sondern auch als ein Gebrauch von transzendentalen Prämissen als ontologischen Prämissen, d.h. als eine ontische Hypostasierung der erklärungsstrategischen Bedingungen. Keine von beiden Positionen kann absolute Geltung für ihre Erklärungsstrategie beanspruchen. Sie verharren in dieser gegensätzlichen Starre. Die „skeptische Methode“ (KANT) zeigt die Notwendigkeit dieser Gegenüberstellung auf.

## 6.5 Selbstbewusstsein *revisited*

Die skeptische Unbeweglichkeit kann – auf dieser Stufe – nur durch das Aufscheinen des „Ich“ aufgebrochen werden, das sich von der Gemeinschaft *entfremdet*, wobei diesem dann auch *ermöglicht* wird, wieder in die Gemeinschaft durch den „performativen Sprechakt des Verzeihens“<sup>49</sup> zurückzukehren.

### 6.5.1 Entfremdung – Das Aufscheinen des sprachlichen „Ich“

Das Subjekt, in den oben behandelten Gemeinschaften, fällt den Mächten und Kräften zum Opfer und verhält sich im mindesten normgemäß; trotz des asymmetrischen Anerkennungsverhältnisses oder auch gerade deshalb, da es ‚gezwungen‘ wird und seine Rolle bloß passiv ist. Aber auch im normgemäßen Verhalten wird das Subjekt *schuldig*, da die Normen der beiden gegenübergestellten Begründungsversuche kollidieren (können). So entfremdet es sich von diesen Normen und damit den Gemeinschaften, denen sie inhärieren. Für HEGEL liegt in der Sprache die *Möglichkeit*, den Vollzug des Subjekts<sup>50</sup> zu retten, der nicht nur *normgemäß* ist. Es ist der Ausdruck des Wortes „Ich“ als Bezug zu sich selbst, auch wenn der Vollzug und der Bezug des Sprechaktes unmittelbar verschwinden oder eher verklingen, so ist „Ich“ dennoch ein allgemeiner Ausdruck. Anhand des Aufscheinens des Selbstbezuges durch den

<sup>47</sup>Kant, *KrV*, B 472.

<sup>48</sup>Kant, *KrV*, B 446.

<sup>49</sup>Luckner, *Genealogie der Zeit*, 227.

<sup>50</sup>Nach dem Vollzug der Arbeit und dem spontanen Vollzug handelt es sich hier um einen entfremdenden Vollzug. Alle drei sind Modi des Vollzugs.

Vollzug des Sprechens und dadurch dass Sprache immer „allgemein“<sup>51</sup> ist, wird hier auch das Aufscheinen des (sprachlichen) Selbstbewusstseins beschrieben. Natürlich ist dieser sprachliche Vollzug noch kein begrifflicher Vollzug, aber Sprache und der sprachliche Selbstbezug sind ein erstes Aufscheinen des Begriffsgebrauchs.<sup>52</sup>

Es handelt sich *nicht* um eine Übereinstimmung oder ein Zustimmung zu *gegebenen* Normen einer Gemeinschaft oder um Konformität *gemäß* einer Gewohnheit oder Konvention. Die Entfremdung ist ein Distanzieren vom Inhalt der Norm, denn die Form ist nun der Inhalt oder in anderen Worten: der Sprechakt ist nun selbst der Inhalt und nicht nur der Inhalt des Sprechakts.<sup>53</sup> Es handelt sich hierbei um subjektive Freiheit von den Mächten und Kräften schon etablierter Praxen und ihrer Normen, aber „[d]iese Entfremdung [...] geschieht allein in der *Sprache*“<sup>54</sup> und dies eröffnet das Verhältnis wechselseitiger Anerkennung zwischen selbstbewussten Wesen, die um die Entfremdung und sich ‚wissen‘ – der einzige Weg des Bezugs, der auch gegenseitig ist.<sup>55</sup> In der Sprache selbst liegt zwar auf der einen Seite die *Möglichkeit* die Entfremdung vorerst zu überwinden, aber auf der anderen Seite auch, in einen entfremdeten *Zustand* abzurutschen, wie in der „Sprache der Schmeichelei“<sup>56</sup> oder in der „Verkehrung aller Begriffe und Realitäten“<sup>57</sup>, wobei die Sprache dabei nur als eine Form betrachtet wird, und damit ohne Rücksicht auf den Inhalt (Gleichgültigkeit).

Der Vollzug des Ichs als sich entfremdend ist als eine modifizierende Bestimmung zu begreifen, d.h. als aneignende Modifikation der Normen einer Gemeinschaft. Wird die Entfremdung aber als eine determinierende Bestimmung verstanden, dann besteht die Gefahr, dass dies als ein Ausbruch aus der Gemeinschaft und eine Absage an ihre Normen verstanden wird. Die Institutionalisierung des Verzeihens ist dann der Versuch, das entfremdete Individuum in die Gemeinschaft zurückzuholen.

---

<sup>51</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 20 Anm.: „Indem die *Sprache* das Werk des Gedankens ist, so kann auch in ihr nichts gesagt werden, was nicht allgemein ist.“

<sup>52</sup>Vgl. für diesen Gedankengang: Hegel, *PhG*, 376/377.

<sup>53</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 376 und vgl. Schlösser, Ulrich, „Handlung, Sprache, Geist“. In: Vieweg Klaus/Welsch, Wolfgang (Hg.), *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne*, Frankfurt am Main 2008, 450: „Der Sprechakt hat keinen von ihm verschiedenen Inhalt, sondern die mit ihm vollzogene Form des Sprechens ist selber der Inhalt, auf den es ankommt. Insofern realisiert er auch schon seine eigenen Erfüllungsbedingungen.“

<sup>54</sup>Hegel, *PhG*, 376.

<sup>55</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 377: „Die *geistige Substanz* tritt als solche in die Existenz, erst indem sie zu ihren Seiten solche Selbstbewußtsein[e] gewonnen hat, welche dieses reine Selbst als *unmittelbar geltende* Wirklichkeit wissen und darin ebenso unmittelbar wissen, dies nur durch die entfremdende *Vermittlung* zu sein. Durch jenes sind die Momente zu der sich selbst wissenden Kategorie und damit bis dahin geläutert, daß sie Momente des Geistes sind; durch dieses tritt er als Geistigkeit in das Dasein.“

<sup>56</sup>Hegel, *PhG*, 384.

<sup>57</sup>Hegel, *PhG*, 387.



### 6.5.2 Der (institutionalisierte) Akt des Verzeihens

Das Individuum ist in der Lage, sich selbst zu vergeben („schöne Seele“ vs. „böses Gewissen“), aber auch die Gemeinschaft ist in der Lage, dem Individuum zu vergeben, das sich von der Gemeinschaft entfremdet hat, wie SIEP bemerkt:

„Die soziale Gruppe, in der sich der Handelnde auf sein Gewissen beruft, soll diesen Anspruch anerkennen und damit auch die Freiheit des Handelnden von den öffentlich geltenden Regeln.“<sup>58</sup>

Der problematische Punkt ist, dass die *Möglichkeit* der „Versöhnung“ und der „Verzeihung“ (HEGEL) in Religionen institutionalisiert werden kann und wird, um die Möglichkeit der Versöhnung und Verzeihung auf (einen Bestand an) Regeln zu bringen, dass so die Verwirklichung der Versöhnung abgesichert wird. Dabei handelt es sich aber um einen weiteren Umweg der Anerkennung, hier eben über Institutionen.<sup>59</sup>

„Auf der Stufe der (offenbaren Religion) muß die Vermittlung allerdings noch in einer verobjektivierten Weise vollzogen werden, damit sich die einzelnen Individuen, die an der religiösen Gemeinde teilhaben, sich zu einer solchen koordinieren können. Die Vermittlung wird vollzogen durch einen *Mittler* (Jesus, Buddha, Mohammed usw.), der sich einerseits durch die Verbindung zu Gott, andererseits durch Sterblichkeit auszeichnet. Erst im *Opfertod Jesu* wird allerdings die Vermittlung eigentlich vollzogen, so Hegel.“<sup>60</sup>

In der Religion wird die „Versöhnung“ institutionalisiert und damit wieder an *normgemäßes* Verhalten gebunden, um Verzeihung zu erfahren oder ihrer würdig zu sein (Gnade empfangen zu ‚können‘). Die Religion kann aber auch nicht überprüfen, ob es sich um ‚mehr‘ als *normgemäßes* Verhalten handelt. Sie muss bei ihrer Anerkennung durch das Verzeihen skeptisch bleiben und damit auch eine Strafandrohung aussprechen, um das normgemäße Verhalten *verlässlich hervorbringbar zu erhalten*. (Man denke hier z.B. auch an eine extreme Ausformung, wie sie unter dem Titel der „Inquisition“ stattgefunden hat.)

Die Aufhebung der theoretischen Starre der obigen Theoriemodelle durch die Modifikation des Vollzugs als sich entfremdend und des Aufscheins des sprachlichen Selbstbewusstseins

<sup>58</sup>Siep, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“*, 213.

<sup>59</sup>Man denke hier z.B. an die Beichte in der katholischen Kirche, aber auch an den Ablasshandel. Gerade Martin LUTHER hat sich gegen solche Praktiken gewendet, da durch sie eben versucht wird, etwas auf Regeln zu bringen und damit abzusichern, was sich eben einem derartigen Versuch immer wieder entzieht. (Sein Fokus lag natürlich auf der Gott-Mensch-Beziehung.)

<sup>60</sup>Luckner, *Genealogie der Zeit*, 232.

zeigen in die Richtung, theoretische Vereinseitigungen dialektisch zu dekonstruieren und im Vollzug aufzuheben. Im nächsten Kapitel wird dann der Vollzug der Anerkennung genauer untersucht, denn bisher handelte es sich nur um einseitige Anerkennungsverhältnisse zwischen Individuen und Institutionen (Familie, Staat, Religion). Des Weiteren gibt es auch Überlegungen, z.B. von BRANDOM, dass Anerkennungsverhältnisse zwischen Individuen Normativität instituieren sollen, d.h. die Instanz des Status des Normativen sein sollen.

## Teil III

# Das Normative der Anerkennung – oder die Möglichkeiten des Anerkennens



Im letzten Kapitel wurden schon einseitige Anerkennungsverhältnisse besprochen. Hier werden nun wechselseitige Anerkennungsverhältnisse untersucht. Die zu untersuchenden Ansätze sehen in der wechselseitigen Anerkennung *eine Instanz des Status des Normativen*. Wie Anerkennung möglich sei, wird entweder über eine pragmatistische Auslegung des Anerkennungsvollzuges dargelegt (BRANDOM und MCDOWELL) oder über eine Auslegung, die den Ursprung des Vollzuges materialistisch verortet (HONNETH), oder auch eine Auslegung, die die Instanz idealistisch verortet, wobei diese Instanz der Anerkennung und des Status des Normativen von HONNETH eher als negativer Hintergrund behandelt wird, vor dem sich dann „unter den Bedingungen nachmetaphysischen Denkens“ die (materialistische) Überwindung und Aktualisierung besser herausstellen lasse.<sup>61</sup> Bei der idealistischen Verortung der Instanz handele es sich, laut HONNETH, um HEGELS bewusstseinstheoretische Wendung des Begriffs der „Anerkennung“, die dieser im Laufe seiner Zeit in Jena diesem Begriff gegeben haben soll.<sup>62</sup> Ob es sich dabei aber wirklich um eine Position HEGELS handelt, ist fraglich.

Der Begriff „Anerkennung“ enthält ein Versprechen, das zwei große Ideen der Philosophie zusammenbringen soll: (1.) die Freiheit des Subjekts und (2.) die soziale Konstitution des Subjekts, nur eben, ohne dass dieses seine Charakteristik als freies Subjekt verliert. Diese paradoxe Spannung soll durch eine Theorie der Anerkennung gelöst werden können.<sup>63</sup> Es scheinen hier also zwei gegensätzliche Bestimmungen, um den ontischen Vorrang zu streiten, welche denn nun berechtigt sei, ‚wirklich‘ der Seinsgrund (*ratio essendi*) zu sein. Durch eine Theorie der Anerkennung soll dann das Versprechen eingelöst werden und zur Lösung dieser gegensätzlichen Spannung beitragen. Zu prüfen ist zuallererst, welche Festlegungen die theoretischen Lösungsversuche eingehen, d.h. wie sie die Spannung zwischen (selbst-)bestimmend-sein und bestimmt-sein ausdifferenzieren. Ich werde keine ‚konkrete‘ Lösungsstrategie präsentieren und keine ‚neue‘ Theorie vorschlagen, sondern zeigen, dass gerade die von den Ansätzen behandelte Problemstellung („Wie ist Anerkennung möglich?“) zu theoretischen Festlegungen verleitet, die problematisiert werden müssen.

Anerkennung ist kein (idealer) Zustand einer Menge an Individuen, die frei oder selbstbewusst sind und auch kein Zustand<sup>64</sup> der Individuen selbst. Anerkennung ist auch nicht durch

<sup>61</sup>Vgl. Honneth, *Kampf um Anerkennung*, 113. Zur Darstellung der Position HEGELS vgl. 20-105 und zur Aktualisierung vgl. den zweiten Teil der Untersuchung HONNETHS.

<sup>62</sup>Vgl. Honneth, *Kampf um Anerkennung*, Teil I.

<sup>63</sup>Ich berufe mich dabei auf MÜLLERS Herangehensweise, theoretische Festlegungen abzutragen. (Vgl. Müller, „Bilden und Anerkennen“.) BRANDOM will ‚dagegen‘ erklären, weshalb „reziproke Anerkennung der Schlüssel zum Selbstbewusstsein ist.“ (Vgl. Brandom, Robert, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution, Die Struktur von Wünschen und Anerkennung“. In: Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig (Hg.), *Hegels Erbe*, Frankfurt am Main 2004, 60.)

<sup>64</sup>Die Rede von Zuständen bezieht sich vor allem auf HONNETH. BRANDOM und MCDOWELL reden vom Status, wobei es sich dann um eine differenziertere Analyse der Anerkennungsproblematik handelt.

den Staat möglich, der seine Individuen als freie oder sich selbst bewusste Wesen anerkennt. Zu behaupten, dass Institutionen nur den Boden bereiten könnten, um Anerkennung zu ermöglichen, ist auch schon kritisch zu betrachten. Welche Voraussetzungen müssten dann geschaffen werden, um die notwendigen Bedingungen zu ermitteln, die Anerkennung ermöglichen? Oder könnte man dann nicht sogar nach den notwendigen und hinreichenden Bedingungen fragen, die Anerkennungsprozesse auslösen (s. hierzu 8.2.)? Es kann hier keine allgemeinen Vorschriften, Sollenssätze oder Regeln sowie Normen geben, die man einfach befolgen müsste, um Anerkennung zu ermöglichen oder um als anerkannt zu gelten, sondern Anerkennung zwischen selbstbewussten Wesen ist nur im Vollzug als eine Art Dialog wirklich, der immer an die situative Verortung gebunden ist.<sup>65</sup> – In Institutionen findet kein Vollzug statt und die Rede von Zuständen verweist auch auf ein mechanistisch-produktives Paradigma, das am ehesten noch in HEGELS Überlegungen zur „Bürgerlichen Gesellschaft“ repräsentiert ist, der dann aber die „Leitung“ durch den Staat fehlt und die eben nur geschickte, aber „ungebildete“, Individuen hervorbringt (s.u.) und sich in dieser Einseitigkeit selbst nicht mehr reproduzieren kann, wenn z.B. Geschicklichkeiten wie Lesen und Schreiben oder auch andere Geschicklichkeiten für die Sicherung der Bedürfnisbefriedigung nicht relevant erscheinen und so z.B. die verschriftliche Wissenstradierung (auch von anderen Geschicklichkeiten) abbricht. (Dies ist natürlich ein Extremfall und auch „spekulativ“.) Hier sei nur darauf hingewiesen, dass eben der „Bürgerlichen Gesellschaft“ eine institutionalisierte Evaluierung von Zwecken und Normen fehlt, also eine „Freiheit der Zwecke“ (s.o.).

Der Umfang der Anerkennungsproblematik erfordert, hinsichtlich der Fragestellung, Begrenzungen: HEGEL ist hier der prominente Dialogpartner, auch wenn es schon Überlegungen zur Anerkennung bei Jean-Jacques ROUSSEAU<sup>66</sup> und Johann Gottlieb FICHTE<sup>67</sup> gegeben hat. Über den Umweg BRANDON und MCDOWELL werde ich mich HEGEL nähern; genauer: ich werde ihre Überlegungen zur Anerkennung in HEGELS Werk verorten. Vor dem paradoxalen Hintergrund des (Selbst-)Bestimmend-seins und des Bestimmt-seins fragen BRANDON und MCDOWELL nach der *Möglichkeit* der Anerkennung.<sup>68</sup> Gerade aber diese Art des Fragens

<sup>65</sup>Ich denke, dass ich hier mit MÜLLER übereinstimme, auch wenn er den dialogischen Aspekt nicht explizit nennt. (Vgl. hierzu Müller, „Bilden und Anerkennen“.) Man könnte ggf. das „Anrufen“ in dieser Richtung interpretieren. (Vgl. Müller, „Anerkennen“ und „Anrufen“.)

<sup>66</sup>Neuhouser, Frederick, „Rousseau und das menschliche Verlangen nach Anerkennung“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 27-52.

<sup>67</sup>Bernstein, J.M., „Anerkennung und Verleiblichung, Überlegungen zu Fichtes Materialismus“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 53-90.

<sup>68</sup>Auch wenn MCDOWELL solche Fragen eigentlich ablehnt, wie z.B., ob Bedeutung (*meaning*) möglich sei (vgl. McDowell, *Mind and World*, 176), läuft er doch Gefahr, in eine solche Problemstellung abzudriften (s.u.).

wird hier hinterfragt. Durch das Verorten der ‚Lösungsversuche‘ BRANDOMS und MCDOWELLS in HEGELS Werk werde ich in der Lage sein, BRANDOMS und MCDOWELLS Problemstellung zu problematisieren. Diese Kontextualisierung ist damit nicht nur ein Beitrag zur Hegelexegese, sondern erlaubt auch systematische Anknüpfungspunkte.

Ich werde hier zunächst Weisen der Anerkennung auflisten, um etwaige Verwechslungen vorzubeugen, die aus der Homonymie des Ausdrucks Anerkennung entspringen könnten, da er als Terminus in verschiedenen philosophischen Kontexten verwendet wird. Des Weiteren zeigt sich so der Problemhorizont deutlicher, denn die Anerkennungsbeziehungen (1.) bis (6.) sind *einseitig*, so kann sich die Problematik der *wechselseitigen* Anerkennung klarer hervorheben: (1.) Die Anerkennung eines (normativen) Aussagesatzes als wahr (s. auch zweites Kapitel) oder (2.) einer Norm als verpflichtend. (3.) Die Anerkennung einer Institution oder eines Gemeinwesens durch ein oder mehrere Individuen (s. sechstes Kapitel). (4.) Die Anerkennung eines Individuums oder mehrerer Individuen durch eine Institution oder ein Gemeinwesen (s. auch sechstes Kapitel). (5.) Die Anerkennung des ‚natürlichen‘, aber nicht selbstbewussten, Teils der Welt, wie Tiere, Pflanzen, etc.<sup>69</sup> (6.) Das Anerkennen des eigenen Selbst, z.B. als „Identifizierung“ mit einer bestimmten „Selbst-Konstitution“<sup>70</sup> (Stichwort „Identität“<sup>71</sup>). (7.) Die Anerkennung zwischen Individuen wodurch sie als ‚frei‘ gelten sollen. Die letzte Weise wird als herausgehoben behandelt, da es sich bei ihr um eine *wechselseitige* Anerkennung handelt, insofern sich beide Individuen als frei anerkennen. Zugleich wird aber darauf hingewiesen, dass die Bildung einer Identität und, logisch früher, eines Selbstbewusstseins nur innerhalb einer sozialen Praxis und Gemeinschaft *möglich* sei. Als These: Das ‚Selbstbewusstsein‘ ist sozial oder intersubjektiv konstituiert.<sup>72</sup> Es scheint, dass der Intersubjektivität der ontische Vorrang eingeräumt wird, wie ich es in der obigen paradoxalen Problemstellung formuliert habe. Eine Gefahr ist hier, dass die „Subjektivität in Intersubjektivität“ aufgelöst werde, wie QUANTE anmerkt.<sup>73</sup> HEGEL ist natürlich für alle Weisen ein prominenter Ansprechpartner

<sup>69</sup>Diese Thematik gehört in den Bereich der Natur-, Medizin- und Bioethik. Laut SIEP kann hierbei der Anerkennungsbegriff, der zwischen zwei freien Individuen vermittele, nicht als Instanz angerufen werden. (Vgl. Siep, Ludwig, „Anerkennung in der *Phänomenologie des Geistes* und in der heutigen praktischen Philosophie“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 122-124.) Er entwickelt aus dieser Problematik eine, wie er sie nennt, „Konkrete Ethik“. (Vgl. Siep, Ludwig, *Konkrete Ethik, Grundlagen der Natur- und Kulturethik*, Frankfurt am Main 2004.)

<sup>70</sup>Vgl. Bandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“.

<sup>71</sup>Vgl. z.B. George Herbert MEAD und ihm folgend HONNETH.

<sup>72</sup>Vgl. QUANTES Ausführungen im Kapitel „Die Grammatik der Anerkennung“ in seiner Untersuchung *Die Wirklichkeit des Geistes*. (Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 231-252.)

<sup>73</sup>Der Vorwurf stammt von Manfred FRANK; ausgeweitet zur Gefahr eines Totalitarismus wird er bei Ernst TUGENDHAT in Bezug auf und als Kritik an HEGEL. Diese Skizzierung ist zu finden bei: Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 233/234.

und so entfalten BRANDON und MCDOWELL ihre Überlegungen zur Anerkennung auch im Ausgang von HEGEL. Dies zeigt schon mal die Eingrenzung des Themengebietes an, was auch nötig ist, um sich nicht in den vielen Wegen des Labyrinths der umfangreichen Thematik „Anerkennung“ zu verlaufen.



## 7 Die Koordinaten Brandom und McDowell

Inwiefern der Status des Normativen via Anerkennungsvollzüge instantiiert werden könnte<sup>1</sup>, kann man exemplarisch an BRANDOMS und MCDOWELLS Überlegungen zu diesem Thema zeigen. Nach BRANDOM handelt es sich dabei um einen *möglichen* Status, der durch reale Vollzüge instantiiert werde, während es sich, laut MCDOWELL, um einen *wirklichen* Status des Anerkanntseins handle. – BRANDOMS Ausführungen zu den Themen „Selbstbewusstsein“ und „Anerkennung“ sind schwierig einzuordnen, weil er sich nicht immer sehr textnah an HEGEL anschließt. Des Weiteren will er, wie ich denke, das ‚Wesen‘ des Selbstbewusstseins oder der Anerkennung bei HEGEL aufzeigen, das schon ein Herausfallen aus HEGELS diachroner Darstellung in eine synchrone Darstellung ist. Dies kann auch zu vorschnellen Hervorhebungen eines Gedankens führen, der nur in einem bestimmten Kontext seinen Sinn hat. Ich werde deshalb versuchen, BRANDOMS Ausführungen in HEGELS Werk zu verorten. BRANDOMS Überlegungen oszillieren zwischen der Vorstellung eines idealen Zustandes wechselseitiger Anerkennung und realen Anerkennungsvollzügen. Anerkennung ist somit nur *möglich* via (reale) Anerkennungsakte und soll zugleich auf den idealen Zustand wechselseitiger Anerkennung ausgerichtet sein.

### 7.1 Idealer Zustand

Wenn alle Teilnehmerinnen einer Praxis sich wechselseitig anerkannten und dies nicht nur symmetrisch, sondern auch transitiv wäre, dann ‚entstünde‘ auch (mit Notwendigkeit) so etwas wie Reflexivität (‚Selbst-bewusstsein‘). BRANDOM beruft sich dabei auf die „formale Tatsache“:

„wenn  $\forall x, y [xRy \rightarrow yRx]$  und  $\forall x, y, z [xRy \& yRz \rightarrow xRz]$ , dann  $\forall x [xRx]$ “,

---

<sup>1</sup>BRANDOM spricht von einem „reciprocal recognition model of normativity“, das HEGEL einführt, um KANTS „autonomy model“ weiter zu entwickeln. (Vgl. Brandom, *Reason in Philosophy*, 15.)

d.h., „dass eine Relation, wenn sie sowohl symmetrisch als auch transitiv ist, auch reflexiv und folglich eine Äquivalenzrelation ist.“<sup>2</sup> Selbstbewusstsein sei also „produced by [...] [the] process of reciprocal recognition“.<sup>3</sup> Es handelt sich hier aber um einen *idealen (und formalen) Zustand*.<sup>4</sup>

Ich werde dies kurz auf HEGEL rückbeziehen, um von da aus BRANDOMS Gedanken zu problematisieren. HEGEL geht in seinen einleitenden Überlegungen des Selbstbewusstseinskapitels der *PhG* auf die, wie er sie nennt, „bewegungslose Tautologie des: Ich bin Ich“ ein.<sup>5</sup> Tautologien sind zwar widerspruchsfrei und konsistent, aber es ist eben so, dass mit ihnen „Nichts gesagt ist.“<sup>6</sup> Er bezeichnet sie in der *Enzyklopädie* als „albern“.<sup>7</sup> Nun ist es wohl BRANDOMS Idee, der formalen Reflexivität durch Symmetrie und Transitivität eine Art (formale) intersubjektivität vorzuschalten, d.h. die *Möglichkeit* eines idealen Zustandes wechselseitiger Anerkennung formal auszudrücken, explizit zu machen, und damit die paradoxe Spannung auch *konsistent* aufzulösen.

Dieser ideale Zustand bleibt aber solange leer und unbestimmt, auch wenn er konsistent und damit widerspruchsfrei ist, als nicht klar ist, wie sich Anerkennung ‚wirklich‘ vollzieht, d.h. wie wechselseitige Anerkennung ‚wirklich‘ *möglich* ist, im Sinne einer Instantiierung dieser Möglichkeit. Es ist damit auch fraglich, ob BRANDOMS „ideale[] Gemeinschaft“, wie er diese formale Tatsache auch kennzeichnet, nicht eher ein leeres und jenseitiges Sollen bleibt; also ob Reflexivität so überhaupt erreicht werden könnte? Wäre wir damit erst selbstbewusste Wesen, wenn dieser Zustand eintritt? Und wenn ja, was sind wir zuvor und wie entsteht dieser Zustand? Durch eine Art normatives Schwarmverhalten an dessen Ende dann selbstbewuss-

<sup>2</sup>Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 60.

<sup>3</sup>Vgl. Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 218: „So when we talk about the structure and unity of the ‚I‘ or of self-conscious *selves* according to Hegel, we are talking about the structure and unity produced by this process of reciprocal recognition, by which normative communities and community members are simultaneously instituted.“

Dies kann auch als ein Modell *für* die Instituierung von „begrifflichen Normen“ verwendet werden: „But it does not yet evidently explain why the structure and unity imparted to selves and communities by their institution by reciprocal recognition should be taken to provide a *model for* concepts – to explain *their* structure and unity. The reason why the process of reciprocal recognition, and so the structure and unity of selves, provides not only the *context* of but also the *model for* the institution and application of conceptual norms is that it is not just one example of how norms are constituted by reciprocal authority (mutually dependent moments). *Wherever a norm* can properly be discerned, there must be distinct centers of reciprocal authority and a process of negotiation between them. For this, Hegel thinks, is the nature of the normative as such: the *only* way in which determinate contents can be associated with norms according to the conception of the normative embodied in the autonomy thesis.“ (Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 222/223.) (Fettdruck vom Verfasser, F.R.)

<sup>4</sup>Vgl. hierzu BRANDOMS Bemerkung, dass es sich dabei um eine „ideale[] Gemeinschaft“ handle. (Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 60.)

<sup>5</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 138.

<sup>6</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 31.

<sup>7</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 115 Anm. Vor allem wenn man sie als „seinsollende[] Gesetze der Wahrheit“ nimmt.

te Wesen entstehen? Für BRANDOM ist die wechselseitige Anerkennung *die Bedingung*, um reflexive Wesen zu ermöglichen, denn er schreibt, „dass Anerkennung, insofern sie *de facto* nicht *symmetrisch* ist, nicht reflexiv sein kann.“<sup>8</sup> Es ist aber so, dass bei HEGEL Anerkennung zwischen Personen und das ‚logische‘ und ‚reale‘ Werden eines selbstbewussten Wesens zwei voneinander trennbare Vorgänge sind, wie er in der *PhG* schreibt<sup>9</sup>:

„Das Individuum, welches das Leben nicht gewagt hat, kann wohl als *Person* anerkannt werden; aber es hat die Wahrheit dieses Anerkanntseins als eines selbständigen Selbstbewußtseins nicht erreicht.“<sup>10</sup>

Anerkennung ist also bei BRANDOM formal rekonstruierbar oder kann explizit gemacht werden, aber eben auch inhaltsleer. Die Frage „Wie ist Anerkennung möglich?“<sup>11</sup> muss dann auf den realen<sup>12</sup> Vollzug, also die Anerkennungsakte, aus sein, um diese Problemstellung auszubuchstabieren und zu beantworten.

## 7.2 Realer Anerkennungsvollzug

Durch welches Verhalten wird Anerkennung ‚wirklich‘ hervorgebracht; auch wenn am Ende der jenseitige Sollenzustand nicht erreicht werden kann? Laut BRANDOM werde sprachliches

<sup>8</sup>Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 60.

<sup>9</sup>Ich will hier nur kurz anmerken, dass BRANDOMS Lösungsversuch einer interpersonalen Lesart des Selbstbewusstseinskapitels entspringt, während HEGELS Überlegungen eine intrapersonale Entwicklung nahelegen (vgl. hierzu auch 3.2.2. dieser Untersuchung).

<sup>10</sup>Hegel, *PhG*, 149. BRANDOM erzählt auch eine Geschichte der „Selbst-Konstitution“, die auf Opferbereitschaft beruhen soll. In seinem Aufsatz nehmen diese Passagen eher die Form eines Exkurses an, als dass sie in Konkurrenz zur interpersonalen Lesart des Selbstbewusstseinskapitels treten könnten. (Vgl. Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 48-52.) Die Genese der Anerkennung und die Genese des Selbstbewusstseins streiten auch hier um den ontischen Vorrang. BRANDOM schaltet eben formal die Anerkennung vor und macht sie dann auch zur ontischen Bedingung, wenn er sie in ihrem (realen) Vollzug ausbuchstabiert. Damit wird das Ganze natürlich zu einem sozialen Konstruktivismus. Man sollte auf die Vorstellungsweise einer Genese der Anerkennung verzichten (s.u.). Man könnte Selbstbewusstsein und Anerkennung vielleicht auch als *gleichursprünglich* betrachten.

<sup>11</sup>Dies ist natürlich die falsche Frage, die sich als Problemstellung ausdrückt, aber sie wird hier eben von BRANDOM (implizit) aufgeworfen.

<sup>12</sup>Vom realen Vollzug ist hier die Rede, weil diese Akte in ‚Raum und Zeit‘ aufweisbar sein müssen, z.B. über sprachliche Ausdrücke und Gesten. Auch wenn im Englischen das Adverb *actual* verwendet wird. Es ist aber fraglich, ob diese Vollzüge auch etwas ‚bewirken‘, und nicht nur verbales und non-verbales Verhalten reproduzieren.

Verhalten, aber auch normativer Status, durch „actual use“<sup>13</sup> oder durch „actual recognition“<sup>14</sup> instituiert. Die Anerkennung solle dabei „reciprocal“<sup>15</sup> sein, um überhaupt als Anerkennung zu gelten:

„Reciprocal recognition, I have claimed, is for Hegel the structure that makes the normative intelligible as such. In its paradigmatic *social* form, it institutes both individual self-conscious *selves* (the subjects of commitments and responsibilities) and their communities (the selves bound together by attributing and assessing commitments to one another, holding one another responsible).“<sup>16</sup>

Damit legt sich BRANDOM aber auf einen sozialen Konstruktivismus fest, denn auch in diesem kommt es auf den realen Vollzug eines Anerkennungsaktes an. (MCDOWELL diagnostiziert einen solchen sozialen Konstruktivismus bei Robert PIPPIN. Ich denke, dass MCDOWELLS Kritik auch auf BRANDOMS Position anwendbar ist (s.u.)) Einem Verhalten werde durch unsere normativen Einstellungen normative Signifikanz verliehen, d.h. es werde so ein normativer Status instituiert.<sup>17</sup> Dieser muss aber irgendwie objektiviert werden, wenn man hier nicht eine Art subjektivistischen Relativismus oder Perspektivismus zugrunde legen will.<sup>18</sup> Dies soll zunächst durch normatives Sanktionieren geschehen. BRANDOM vermeidet damit einen schlichten sozialbehavioristischen Ansatz, bei dem das Sanktionieren z.B. durch körperliche Züchtigung ausgeübt wird. Stattdessen werde einer Teilnehmerin an der normativen Praxis die Berechtigung entzogen, etwas zu tun – also ihr normativ-deontischer Status geändert. BRANDOM entgeht damit aber nicht vollständig der Gefahr eines Regularismus, d.h., dass jegliches Verhalten als Fortsetzung irgendeiner Regularität gelten könnte, denn letztendlich beurteilt jede Teilnehmerin, welches Verhalten sanktioniert werde und auch, was als korrektes Verhalten angesehen werde, *damit* ist die idiosynkratische Regeldeutung nur von der ‚Regularitäts‘-

<sup>13</sup>Vgl. Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 215: „The actual *use* of the language settles – and is all that *could* settle – the *meanings* of the expressions used.“ Ich zitiere hier BRANDOMS Hegelinterpretation, aber in seinem systematischen Zugang in *Making It Explicit* weicht er hiervon auch nicht ab.

<sup>14</sup>Vgl. Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 228 und 221, 222, 225 und 228: BRANDOM verwendet „the nature and significance of reciprocal recognition for understanding the nature of normative statuses.“

<sup>15</sup>Vgl. Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 217: „Both selves and communities are normative structures instituted by reciprocal recognition.“

<sup>16</sup>Vgl. Brandom, „Some Pragmatist Themes in Hegel’s Idealism“, 229.

<sup>17</sup>Ich gehe hier vor allem auf BRANDOMS Überlegungen in *Making It Explicit* ein, da ich denke, dass die Parallelen zu HEGELS Ausführungen zum abstrakten Recht, durch dieses Vokabular besser hervortreten.

<sup>18</sup>Ein häufiger Vorwurf gegenüber BRANDOM, der z.B., in abgewandelter Form, von Terry PINKARD vorgebracht wird. Er behauptet, dass BRANDOMS Projekt in *Making It Explicit* letztendlich in einen Regularismus zu kollabieren drohe, den er selbst zu Beginn von *Making It Explicit* kritisierte und ablehne. (Vgl. Pinkard, Terry, „Anerkennung, das Rechte und das Gute“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 140 Anm. 25.)

folgerin auf die Sanktioniererin übergegangen. – Die entscheidenden Punkte hier sind, dass im Verhalten eine Beurteilung über korrektes und inkorrektes Verhalten stattfindet. Diese Normen können dann als Regeln explizit gemacht werden. BRANDOM weist zudem darauf hin, dass es sich dabei auch um „Verträge“, „Gesetze“ oder „Prinzipien“ handeln könne.<sup>19</sup> Des Weiteren instituierten immer wir diese Normen.

Diese Punkte sind wichtig, da sie auch in HEGELS Besprechung des „*formelle[n], abstrakte[n]* Recht[s]“<sup>20</sup> herausgehoben werden können, dem ich mich nun zuwenden will. HEGELS Überlegungen in den Kapiteln zum „objektive[n] Geist“ in der *Enzyklopädie* und seine Ausführungen in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* können als Ausformungen von Anerkennungsverhältnissen gelesen werden. BRANDOMS, hier unterstellte, Problemstellung „Wie Anerkennung möglich ist?“ und sein Fokus auf reale Vollzüge, *muss* auf HEGELS Kapitel „Das Recht“ bezogen werden. HEGEL bespricht darin das „gegenseitige“, „Anerkanntsein“, „*Einzelner*“, die im „Sich-Wissen“ ihrer „Freiheit“, „*Person[en]*“ sind. Wobei das Wissen der Freiheit aber noch „*abstrakt und leer*“ ist, d.h. es hat noch kein Dasein.<sup>21</sup> Dies ähnelt der formalen Tatsache bei BRANDOM, die auch noch unbestimmt ist, also abstrakt und leer, und realer Vollzüge bedarf, um instantiiert zu werden – Dasein zu haben. HEGEL rekonstruiert nun im Kapitel „Recht“ eine erste Ausformung der Anerkennung: die Freiheit hat dann in einer „äußerlichen Sache“ ein „*bestimmtes erkennbares Dasein*“. Dies ist der „*Besitz*“.<sup>22</sup> (Es handelt sich beim „Recht“ um das „*Dasein der Freiheit im Äußerlichen*“.<sup>23</sup>) Wie ich denke, fasst HEGEL das Anerkennungsverhältnis hier ‚radikaler‘ als BRANDOM, da es im Besitz als einer konkreten Sache ‚verwirklicht‘ wird. – Anmerken will ich an dieser Stelle, dass die Anerkennung in einer äußerlichen Sache scheitern wird, wie ich auch im Folgenden darlegen werde. (HEGELS Auseinanderlegung dieser Anerkennung endet im subjektiven Willen, während BRANDOM auf eine „Objektivität begrifflicher Normen“ hinaus will.)

<sup>19</sup>Vgl. Brandom, *Making It Explicit*, 19 und vgl. 49, 51 (Kritik), 54 (Regelfolgen), 161/162 (Berechtigung und Festlegung), 241.

<sup>20</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 487 und vgl. §§ 488-502.

<sup>21</sup>Vgl. auch Hegel, *Enz.*, §§ 488 und 490 und vgl. ebd., § 484: „Die Freiheit, zur Wirklichkeit einer Welt gestaltet, erhält die *Form von Notwendigkeit*, deren substantieller Zusammenhang das System der Freiheits-Bestimmungen und der erscheinende Zusammenhang als die *Macht*, das *Anerkanntsein*, d.i. ihr Gelten im Bewußtsein ist.“

<sup>22</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 488 und 491.

<sup>23</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 496.

## 7.3 Recht

Die Gemeinsamkeit des Rechts in HEGELS Rechtsphilosophie und BRANDOMS normativer Pragmatik ist, dass beide das Verhalten als selbstbestimmt erachten. Der Unterschied ist, dass HEGEL diesen ‚Zustand‘ als gewalttätig begreift, d.h. Verbrechen werden bestraft durch Sanktionen gegen Eigentum oder Leib der Verbrecherin.<sup>24</sup> Es handelt sich also um einen *verrechtlichen* ‚Zustand‘ des Kampfes aller gegen alle – und zwar um Eigentum. Während BRANDOMS normative Praxis schon viel ‚zivilisierter‘ sein könnte, da in ihr auch schon moralische Normen ‚vorhanden‘ sein könnten.

Für HEGEL ist das Anerkennungsverhältnis im abstrakten Recht ein ‚willkürliches‘, da es über eine äußerliche Sache vermittelt ist: das „Eigentum“.<sup>25</sup> Er behauptet, dass in dieses der Wille hineingelegt werden kann, aber auch wieder herausgezogen werden kann. Wenn man dies nun mit BRANDOMS deontischen Grundbegriffen „Festlegung“ und „Berechtigung“ expliziert, dann kann man sagen, dass durch den performativen Akt eines Vertragsschlusses die Berechtigung zu einem Besitz abgegeben wird und einer anderen Person übertragen wird. (In BRANDOMS deontischem Sprachspiel ist man zu einer Festlegung berechtigt, wenn man einen Grund angeben kann. Hier scheint das Übernehmen der Berechtigung auch nur ‚begründet‘, wenn die Vorbesitzerin angeben kann, weshalb es ihr „Grund und Boden“ ist. Letztendlich setzt sich diese Kette der Berechtigungen immer weiter fort und ist eigentlich ‚grundlos‘ oder eben, wie HEGEL es bezeichnet: willkürlich.) Der Wille objektiviert sich in der Sache oder hat sein „*Dasein* in der Sache“<sup>26</sup>, wie es HEGEL ausdrückt. Die selbstbestimmenden Individuen sind über diese Sache „vermittelt“. D.h. auch sie sind anerkannt als Personen durch ihr Eigentum – anerkannt als Eigentümerinnen – und dieses Anerkennungsverhältnis ist „gegenseitig“, laut HEGEL. Diese Vermittlung ist aber willkürlich, da sie auf dem zufälligen Besitzstand der beteiligten Personen beruht, wie auch die quantitative Bestimmung des Besitzwertes. (Damit scheint zumindest auch die gegenseitige Anerkennung quantitativ verrechenbar.)<sup>27</sup> Deontisch ausgedrückt: eine große Menge an Berechtigungen bedeutet auch eine ‚größere‘ Anerkennung.<sup>28</sup>

<sup>24</sup>Es muss sich hierbei nicht nur um körperliche Züchtigung handeln, sondern es können auch normative Sanktionen sein. Das Einsperren einer Verbrecherin, als Entziehen der Berechtigung zur Teilnahme an gemeinsamen Praxen, wäre eine solche normative Sanktion. Sie richtet sich aber zunächst auch gegen einen äußerlichen ‚Besitz‘: die leibliche Freiheit.

<sup>25</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 492.

<sup>26</sup>Hegel, *Enz.*, 491.

<sup>27</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 494.

<sup>28</sup>Angemerkt sei hier, dass BRANDOM nicht auf einen Bestand an Eigentum aus ist, sondern dass Berechtigungen den ‚Besitz‘ von Gründen fordern. Problematisch ist aber, dass BRANDOM nicht zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Gründen inhaltlich differenziert.

Die vertragliche Regelung<sup>29</sup> („*Stipulation*“) und das deontische Sprachspiel zeigen aber, dass der Vertrag der ‚eigentlich‘ berechtigende Grund ist, also auch das Verhalten und der Wille, der an diesem deontisch-rechtlichen Sprachspiel Beteiligten. Weiterhin kommt es auch auf den Willen, der an einem Vertrag Beteiligten, an, diesen auch einzuhalten, denn nur so ist das *rechtliche* Anerkennungsverhältnis auch *gegenseitig*. Das Verbrechen ist so auch, als Ausdruck eines bösen und gewalttätigen Willens, gerade als Selbstermächtigung oder Selbstberechtigung dieses Willens zu begreifen, der anderen sein idiosynkratisches Gesetz als gemeinsamen „Vertrag“ aufzwingen will. Dies ist ein *einseitiges* Anerkennungsverhältnis. Zumindest setzt sich die Verbrecherin damit der Möglichkeit der „*Rache*“ aus oder der „*Strafe*“ durch eine unbeteiligte Dritte; die Strafe geht als „*Zwang*“ gegen das „*Eigentum*“ oder die „*Leiblichkeit*“ der Verbrecherin.<sup>30</sup> – Es zeigt sich hier aber, dass der subjektive Wille, ob als instituierend im positiven Sinne (Vertrag), wie im negativen (Verbrechen), und eben auch im Strafen, das Recht *vermittelt*. Bei HEGEL wird dann vom „subjektiven Willen“ zum „vernünftigen Willen[]“ übergegangen. D.h. aus diesem (‚verrechtlichten‘) „*Naturzustand*“ heraus, denn dieser ist nicht die Offenlegung der „*Naturbestimmung*“, sondern immer schon über den „subjektiven Willen“ der Teilnehmerinnen vermittelt, und damit eigentlich eine „*Selbstbestimmung*“: ein instituiertes und damit „*rechtlicher*“ Status. Gegen HOBBS gewendet bemerkt HEGEL, dass der Naturzustand gar nicht so ‚natürlich‘ ist und eigentlich ein, auf *willkürliche Weise*, ‚selbstbestimmter‘ und gewalttätiger Zustand, aus dem man heraus muss: „von welchem nichts Wahreres gesagt werden kann, als *daß aus ihm herauszugehen* ist.“<sup>31</sup> Zumindest wenn man nicht in diesem rechtlichen, aber dennoch willkürlichen ‚Zustand‘<sup>32</sup>, verbleiben ‚will‘: Dies ist zunächst lediglich als ein Appell, an die ‚geistige oder moralische Natur‘ zu begreifen.

Die formale Tatsache als jenseitiges Sollen ist von mir schon zuvor als unzureichend, da unbestimmt, diskutiert worden und hier zeigt sich der reale Vollzug der Anerkennung als lediglich über eine äußere Sache vermittelt. Diese Form der Anerkennung kann zwar gegenseitig sein, ist aber über den zufälligen Bestand an Besitz und Berechtigungen *vermittelt* und dann auch über den willkürlichen Willen, Eigentum zu ‚tauschen‘. Des Weiteren kann der Vertragsschluss, wie auch das Aufkündigen des Vertrages, einseitig erzwungen werden, wenn die andere Seite nicht über hinreichend Mittel verfügt, um dies zu sanktionieren. In diesem ‚ver-

<sup>29</sup>Dies kann auch als eine Ähnlichkeit zur formalen Vernunft betrachtet werden, deren Regeln auch Festsetzungen sind. – Bei einem Vertragsschluss reicht laut Hegel auch das Wort aus. (Das „*Wort* ist [...] die *vollgültige Tat*“. (Vgl. Hegel, *Enz.*, § 493.)

<sup>30</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 498-501.

<sup>31</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 502.

<sup>32</sup>Ich spreche hier von einem Zustand, wie auch HEGEL, und meine Ausdrucksweise legt auch nahe, dass hier eine Motivation nötig wäre, um zur „*Moralität*“ überzugehen. HEGEL legt dies alles aber als eine begriffliche Entwicklung dar, die keiner Motivation bedarf, noch Zustand um Zustand erreicht oder produziert.

rechtlichten Naturzustand‘ sind eben auch keine Institutionen geschaffen, die vom zufälligen Besitz abstrahieren, wie z.B. hinter einem „veil of ignorance“ (RAWLS), und durch die einseitige Machtverhältnisse (Polizei, Gerichte, Gesetze, Kartellämter) verhindert oder bestraft werden. Vor dem Hintergrund eines Naturzustandes erscheint aber so ein quasi-mythischer Akt der Schaffung solcher Institutionen, wie in vertragstheoretischen Überlegungen, als notwendig. Dabei wird die Vermittlung über den Willen der Einzelnen aber nur auf die Spitze getrieben.<sup>33</sup>

## 7.4 Aktueller Status

Im Unterschied zu BRANDON hebt McDOWELL hervor, dass es keines realen Vollzuges bedarf, um als frei zu gelten oder anerkannt zu sein. Dies verdeutlicht er am Modell der natürlichen Sprache, das, wie er anmerkt, gar ein ausgezeichnetes Modell sei (und nicht nur ein Modell).<sup>34</sup> Er fragt, ob man als Sprecher einer natürlichen Sprache gelte, auch wenn man mit niemandem sprechen könnte, da eben niemand anwesend sei, also man z.B. alleine auf einer Insel lebe? Er bejaht diese Frage und überträgt dies auf die Anerkennung, also ob jemand als frei anerkannt werden könnte, auch wenn nicht ständig (,willkürliche‘) Anerkennungsakte vollzogen werden:

„We can respect a constitutive connection between the status and a *possibility* of its being acknowledged, without needing to accept that it is *conferred* by acknowledgment – that one has it by being taken to have it.“<sup>35</sup>

Einen bestimmten Status zu haben, in McDOWELLS Beispiel „being a speaker of a natural language“<sup>36</sup>, scheint eigentlich eine Potentialität einer Teilnehmerin an einer Praxis zu sein und dennoch soll es sich um einen „actual status“ (McDOWELL) handeln, auch wenn man nicht wirklich von jemandem oder Mitgliedern einer Gruppe (im Moment) (als frei oder Sprecherin einer natürlichen Sprache) anerkannt werde. – Bei einem ,realen‘ Vollzug könnte man zumindest von einer Art Taufakt sprechen, d.h., dass ein Anerkennungsakt ,real‘ vollzogen

<sup>33</sup>Vgl. zu weiteren problematischen Punkten dieser Position das sechste Kapitel dieser Untersuchung.

<sup>34</sup>Vgl. McDowell, John, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 167.

<sup>35</sup>McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“, 169.

<sup>36</sup>Vgl. McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“, 167.



wurde, der dann in einer Art normativen Kette auch zurückverfolgt werden könnte. So könnte man sich vielleicht eine Art sozialen Konstruktivismus vorstellen, der nicht voraussetzt, dass ständig Anerkennungsakte vollzogen werden ‚müssen‘.

Der wirkliche Status sei aber mehr die Aneignung eines ‚critical stance‘<sup>37</sup> (MCDOWELL), der durch Zeit und Erfahrung erworben wird (man vgl. hier auch die dianoetischen Tugenden bei ARISTOTELES), und zum einen ‚immer‘ abrufbar sei. (‚Immer‘ bedeutet hier, wenn keine Umstände oder Bedingungen dies verhindern, seien es aufkommende physische oder physiologische oder auch andere temporär auftretende Beeinträchtigungen, wie z.B. Alkohol.) Zum anderen aber auch ‚schwer‘ verloren werden könne. (‚Schwer‘ bedeutet hier z.B. durch physiologische Schäden im Gehirn oder durch psychische Störungen aufgrund von Extremsituationen, etc.) Man darf hier eben *nicht* von einer Art ‚psychischem Mechanismus‘ (MCDOWELL) ausgehen, sondern der ‚critical stance‘ ist mehr eine angeeignete Haltung, die nicht auf Regeln zu bringen ist (wie es hingegen bei einem psychischen Mechanismus möglich sein soll).<sup>38</sup> Und sie bedarf nicht ständiger Anerkennung, um sich ihres Status zu versichern.

<sup>37</sup>Vgl. McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“, 182.

<sup>38</sup>Ich denke, dass sich MCDOWELLS Ausführungen auch mit HEGELS Überlegungen parallelisieren lassen, die er unter den Titeln „reale Möglichkeit“ und „reale Notwendigkeit“ entwickelt. – Ich werde hier darauf aber nicht weiter eingehen, will aber anmerken, dass die Verwirklichung der „realen Möglichkeit“, wie auch die Verwirklichung des „critical stance“, mit einem Körnchen Salz gelesen werden müssen, d.h. sie aktualisieren sich immer nur, wenn die Umstände ‚stimmen‘. (Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181-186.) Dies ist wohl ähnlich zu HUBIGS Charakterisierung des „Knechts“ als „Potential“:

„An der Differenz zwischen der Vorgabe als abstrakter Form und ihrer Realisierung lesen wir dasjenige ab, was wir heute Fähigkeit oder Kompetenz nennen. Das ‚wahre‘ Selbstbewusstsein als ‚knechtisches‘ ist das Bewusstsein der eigenen Fähigkeiten als Potential.“ (Hubig, „Identität und Nichtidentität“, 16.)

Vgl. auch:

„Die beiden lat. Übersetzungen von ‚*dynamis*‘ – ‚*possibilitas*‘ und ‚*potentia*‘ – verweisen bereits auf zwei Sichtweisen: Letztere richtet sich auf ein Können, welches auf Vermögen, Fähigkeit, Macht gründet, also den Inhalt einer Aussage der Art ‚Für a ist es möglich, x zu sein‘ (oder zu werden, oder zu tun). ‚Möglich‘ wird hier – als Modalität *de re* – prädikativ gebraucht, ist Prädikat oder Teilintension eines Prädikates (z. B. wasserlöslich, zeugungsfähig, berechenbar, robust, zerstörerisch etc.).“ (Hubig, „Möglichkeit“, 1642.)

HEGEL schreibt: „[w]as wirklich ist, kann wirken“ (Hegel, *Wesenslogik*, 181) und bei einer realen Möglichkeit, einem „inhaltsvolle[n] Ansichsein“, handelt es sich um die „Bestimmungen, Umstände, *Bedingungen* einer Sache“. (Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181/182. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)) Aber die „reale Möglichkeit“, ihrem Begriff nach, ist „das *Ganze* von *Bedingungen*“ (vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 181 (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)), denn, wenn es nicht so wäre, dann handelte es sich nicht um die „reale Möglichkeit“ eines Wirklichen. Die „reale Möglichkeit“ negiert sich dabei notwendigerweise oder *hebt sich auf*, d.h. verwirklicht sich (vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 184), ist damit „reale Notwendigkeit“:

„Die Negation der realen Möglichkeit ist somit ihre Identität mit sich; indem sie so in ihrem Aufheben der Gegenstoß dieses Aufhebens in sich selbst ist, ist sie die reale Notwendigkeit.“ Und: „Was daher real möglich ist, das kann nicht mehr anders sein; unter diesen Bedingungen

(Dies ist gegen einen sozialen Konstruktivismus gerichtet.)

Ich denke, dass MCDOWELL sein Gewicht damit auf die angeeignete Haltung einer vernünftigen Urteilskraft eines gebildeten Subjekts legt, d.h. sein Ansatz wird über die Urteilskraft vermittelt<sup>39</sup> und läuft nun auch Gefahr in einen Subjektivismus abzudriften (auch wenn er diesem durch einen „Anti-anti-Realismus“ zu entgehen hofft). Ich werde diesen Kritikpunkt anhand HEGELS Kapitel „Moralität“ der *Enzyklopädie* weiter ausdifferenzieren. BRANDOM legt ja hingegen das Gewicht auf die formale Seite der wechselseitigen Anerkennung. Er rekonstruiert diese also anhand eines formalen Bildes der Reflexivität ( $A = A$  oder Ich = Ich oder „ $xRx$ “); gerade aber solche Tautologien kritisiert HEGEL zu Beginn des Kapitels „Selbstbewußtsein“, da sie die „Bewegung der Anerkennung“ als Entwicklung des ‚Selbstbewusstseins‘ nicht fassen können.

## 7.5 Moralität

HEGEL begreift die „Moralität“ als Ausdruck des Geistigen und damit nicht bloß als ein Sortierwort, das Handlungen in moralisch-gute und in schlechte einteilt. Statt des bloß subjektiven Willens, ist die „Moralität“ das Titelwort für den „in sich reflektierte[n]“ „Wille[n]“<sup>40</sup>, der sich als Instanz des Urteilens begreift. HEGEL gebraucht dafür auch den Begriff des „Gewissens“<sup>41</sup>, das, laut STEKELER-WEITHOFER, eine „Internalisierung gegenseitiger Kontrollen“ zu einer „innere[n] Selbstkontrolle“ ausdrückt.<sup>42</sup> Es wäre aber falsch, hier von einer Art Internalisierung von Normen auszugehen, die man, wenn man nur dazu in der Lage wäre, ausdrücken könnte. Normen, Pflichten, Handlungsanweisungen oder Sollenssätze sind immer allgemein, während der Ausdruck des moralischen Willens immer partikulär oder situativ ist. Dieser hat nur so Dasein. (Es handelt sich also nicht um eine Anerkennung praktischer Sätze als verpflichtend – eine der Weisen der Anerkennung, die oben genannt wurde.) – Nur wenn man von der Vorstellung allgemeiner Sollenssätze, Normen oder Pflichten ausgeht und von da auf das situative Handeln schaut, könnte man (1.) das Abwägen von Gründen als *möglich* anfüh-

---

und Umständen kann nicht etwas anderes erfolgen. Reale Möglichkeit und die Notwendigkeit sind daher nur scheinbar unterschieden; diese ist die Identität, die nicht erst wird, sondern schon vorausgesetzt ist und zugrunde liegt.“ (Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 184/185. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.))

<sup>39</sup>Vgl. zu MCDOWELLS Verweis auf die Urteilskraft auch: McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*: Brandom’s Wittgenstein“, 96-111.

<sup>40</sup>Hegel, *Enz.*, § 487.

<sup>41</sup>Hegel, *Enz.*, § 511.

<sup>42</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 104/105 und 210/211.

ren, aber innerhalb der Situation bringt ein Grund, die anderen zum „Verstummen“<sup>43</sup>. (2.) Von dieser Allgemeinheit aus könnte man auch nach einer Metaregel oder einem Kriterium („Dialektik der Pflichten“) fragen, um die Pflichten zu sortieren oder abzustufen, aber so eröffnet man ein Metasprachspiel der Ethik, das selbst wieder ein Kriterium erforderte, und man gerät so in einen infiniten Regress. (3.) Die Forderung nach der Konsistenz der praktischen Sätze (auch im Hinblick auf die Einheit des Guten) ist nur ein leeres Postulat einer formalen Vernunft vom Standpunkt der Allgemeinheit aus. (Ist das Gute selbst inhaltlich bestimmt, tritt ein infinites Regress auf.)<sup>44</sup> – Dies sind nur skizzenhafte Einwände, die HEGEL einwirft. Ich werde sie hier auch nicht weiter verfolgen.

In der Entscheidung wird diese Allgemeinheit aufgehoben. Die „Unendlichkeit der Subjektivität“ weiß um sich als das „Wählende“ und „Entscheidende“.<sup>45</sup> Damit wird aber auch ein Subjektivismus beschworen, denn das Berufen auf die eigene Urteilskraft kann auch im Namen des Bösen (als „subjektive[s] Interesse[]“) geschehen.<sup>46</sup> MCDOWELL versucht diesem Subjektivismus über Bildung oder Einführung in eine Lebensform zu entgehen. Die Lebensform tritt als das Vermittelnde auf, die die Unmittelbarkeit des Urteilens absichert und vor dem Subjektivismus schützt. Aber auch hier scheint noch ein Sollen vorhanden: als ein Entsprechen der Lebensform (wenn schon nicht allgemeinen Sätzen oder Pflichten).<sup>47</sup> Wenn man nun McDOWELLS Ausführungen aufgreift, dann kann man in der Tat Überlegungen HEGELS in der „Sittlichkeit“ des objektiven Geistes in diese Richtung deuten. Ich werde dies kurz skizzieren, um das Ganze dann später zu problematisieren.

Die „Tugend“ gegenüber dem „Schicksal“ ist Vermittlung als ein „ruhiges Beruhen in sich selbst“. Dabei handelt es sich aber lediglich um ein „Verhalten zum *Sein*“, aber als Beziehung auf die sittliche Substanz ist die Tugend, als durchdrungen von der Sittlichkeit als Lebensform, eine *Tätigkeit*.<sup>48</sup> – In der Sittlichkeit ist „die selbstbewußte *Freiheit* zur *Natur* geworden.“<sup>49</sup> Jetzt muss sie noch begrifflich expliziert werden. Alle Sphären sind auf die freie Entwicklung<sup>50</sup> ihrer Mitglieder ausgerichtet, zumindest dass sie durch „Erziehung“ („zweite[] Geburt

<sup>43</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 55/56.

<sup>44</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 508.

<sup>45</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 511.

<sup>46</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 511. „Diese höchste Spitze des *Phänomens* des Willens, der bis zu dieser absoluten Eitelkeit, – einem nicht-objektiven, sondern nur seiner selbst gewissen Gutsein und einer Gewißheit seiner selbst in der Nichtigkeit des Allgemeinen, – verflüchtigt ist, sinkt unmittelbar in sich zusammen.“ (Ebd., § 512.)

<sup>47</sup>Zum Sein wird dieses Sollen erst, wenn die Vernunft nicht mehr von Problemstellungen belästigt wird, die entweder das Sollen als Grund hypostasieren oder einen motivationalen Grund als Hinzukommendes beschwören. „Es gibt“ beide Seinsgründe nicht ‚mehr‘. Dieser Übergang macht auch den Übergang von der Moralität zur Sittlichkeit aus. (Vgl. Hegel, *Enz.*, § 512.)

<sup>48</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 516.

<sup>49</sup>Vgl. Hegel, *Enz.*, § 513.

<sup>50</sup>Adverbiale Bestimmung! D.h. es handelt sich um eine modifizierende Bestimmung und nicht um eine deter-

der Kinder“ in der „Familie“ als ihr ‚Realisationsgrund‘<sup>51</sup>), „formelle Bildung“ („Die bürgerliche Gesellschaft“) oder ‚Bildung‘ („Staat“) an der sittlichen Lebensform teilnehmen können<sup>52</sup>, d.h., dass dies ihnen ermöglicht wird.<sup>53</sup>

Abschließend kann man konstatieren, dass MCDOWELL, in seiner Hegelinterpretation, die Potentialität der Teilnahme an einer gemeinsamen Praxis untersucht. Die wichtige Frage ist hier dann: Wie ist die Teilnahme an Praxisformen der „Sittlichkeit“ zu verstehen: der „Familie“, der „bürgerlichen Gesellschaft“ und dem „Staat“? So scheint es hier nun, dass diese Praxisformen auch freie Subjekte (und selbstbewusste Wesen) „ermöglichen“, wie MCDOWELL anmerkt.<sup>54</sup> Nur ist dies eher aus der Sichtweise einer moralischen Urteilskraft oder angeeigneten „zweiten Natur“ (MCDOWELL) ‚modelliert‘. Die Praxisformen sind dann quasi metastufige reale Möglichkeiten. – Ich werde dies kurz anhand der „Sittlichkeit“ in HEGELS Rechtsphilosophie skizzieren, um dann darzulegen, dass diese Modellierung äußerst heikel ist, und damit dann auch die eigentliche Problematik aufbricht.

## 7.6 Sittlichkeit

HEGEL bezeichnet das „System der Bedürfnisse“ als „allgemeine[s] Vermögen“, das eben die Bedürfnisbefriedigung *ermöglicht*, d.h. die Gegenstände der „besondern Interessen“ werden durch „Arbeit“ hervorgebracht, die entlohnt wird, um dann mit dem Lohn Gegenstände zur

---

minierende Bestimmung, die Zustände hervorbringen *soll*.

<sup>51</sup> Statt Zweck, der an ein instrumentelles Paradigma erinnert, sondern im Ausgang vom ‚Wissen des Wissens‘ als Grund, das nicht ein jenseitiges Ziel ist, das nicht erreicht werden kann.

<sup>52</sup> Vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 521, 525, 535 und 537.

<sup>53</sup> Und zwar auf eine Weise, dass ihnen das Wählen der Lebensform nicht mehr als Sollen erscheint; auch wenn dies so scheinen mag, als würde die Sittlichkeit das Individuum bestimmen, so ist es doch frei:

„Die Person aber weiß als denkende Intelligenz die Substanz als ihr eigenes Wesen, hört in dieser Gesinnung auf, Akzidenz derselben sein; schaut sie als ihren absoluten Endzweck in der Wirklichkeit sowohl als erreichtes *Diesseits* an, als sie denselben durch ihre *Tätigkeit hervorbringt*, aber als etwas, das vielmehr schlechthin *ist*; so vollbringt sie ohne die wählende Reflexion ihre Pflicht als das *Ihrige* und als *Seiendes* und hat in dieser Notwendigkeit sich selbst und ihre wirkliche Freiheit.“ (Hegel, *Enz.*, § 514.)

Man beachte, dass HEGEL hier von einem Hervorbringen und einem Zweck spricht, also vermeintlich unter der Hinsicht determinierender Bestimmungen, um dann zu behaupten, dass es aber auf die adverbiale Bestimmung des Tuns ankommt: *im Modus des Seins*. Hier ‚gibt‘ es kein Wählen und kein Sollen mehr.

<sup>54</sup> Vgl. McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“, 181 Anm. 29: „This indicates a basis for thinking about the question how ‚the ethical life of a people‘ ought to be organized. It must have whatever features are necessary for it to enable the formation of subjects who are free in that way. This is the frame in which we should approach Hegel’s thinking about ‚rational‘ modern institutions.“

eigenen Bedürfnisbefriedigung zu kaufen.<sup>55</sup> Um an dieser Praxis teilzunehmen, reicht eine „formelle Bildung“, wie HEGEL dies nennt, aus, die lediglich eine „Geschicklichkeit“ ausbildet. Problematisch ist dabei, dass Geschicklichkeiten sehr ‚leicht‘ in mechanische Prozesse überführt werden können, und so der geschickte Arbeiter von der „Maschine“ ersetzt werden kann, wie HEGEL weiter ausführt, ohne hier aber diesen Punkt weiter zu konkretisieren.<sup>56</sup>

Die rechtliche Sicherung des „Systems der Bedürfnisse“ wird nur durch ein „formelle[s] Recht“ geleistet, d.h. die Gesetze sind öffentlich bekannt gemacht und eine institutionalisierte Rechtsprechung („Rechtspflege“) ‚verwandelt‘ „Rache“ in „Strafe“. Dabei wird aber nur die „abstrakte Seite der Freiheit der Person“ in der bürgerlichen Gesellschaft gesichert. Es ist nämlich so, dass die

„blinde Notwendigkeit des Systems der Bedürfnisse noch nicht in das Bewußtsein des Allgemeinen erhoben und von solchem aus bestätigt“

ist, wie HEGEL schreibt.<sup>57</sup> D.h. neben der „blinden Notwendigkeit“ der „invisible-hand“-Prozesse[]“ müsste „auch die bewußte Förderung des Gemeinwohls institutionalisiert sein“, wie dies SIEP betont.<sup>58</sup> HEGEL bezeichnet die „Sicherung“ der „Befriedigung“ als „Zweck“<sup>59</sup> und in dieser „Mechanik“ ist die „bedingte Fähigkeit des Einzelnen“ – bedingt durch „Talent“, „Geschicklichkeit“, Herkunft und damit auch „Willkür und Zufall“ – als *bedingte* eben auch nur zufällig. In der „bürgerlichen Gesellschaft“ gibt es eben nicht den „affirmativen Zweck der Sicherung der Befriedigung der *Einzelnen*“, d.h. dass die „Einzelnen“ der „moralisch berechtigte Zweck“ sind. Dies ist, was HEGEL unter dem Titel „Wohlfahrt“ begreift, die nicht Teil der bürgerlichen Gesellschaft ist oder in ihr nur zufällig.<sup>60</sup> Kurz: Ohne Staat ist das System (der Sicherung) der Bedürfnisbefriedigung zufällig und damit ungerecht. – Diesen Gedanken könnte man aber auch wieder anhand von MCDOWELL reformulieren, dass der Staat für die Bildung jeder einzelnen Person zu sorgen hat, um sie zur Teilnahme an Praxen zu befähigen.<sup>61</sup>

„Produkt“ der verschiedenen Praxisformen sollen gebildete und selbstbewusste Wesen sein. Diese Reformulierung lässt aber eine Spannung aufscheinen, denn die Rede von einer Er-

<sup>55</sup> „[D]iese Vermittlung der Befriedigung durch die Arbeit Aller macht das allgemeine Vermögen aus.“ (Hegel, *Enz.*, § 524.)

<sup>56</sup> Vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 523-526.

<sup>57</sup> Vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 529-532.

<sup>58</sup> Siep, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“*, 196.

<sup>59</sup> Die Zwecksicherung oder Bedürfnissicherung ist der höherstufige Zweck einer allgemeinen realen Möglichkeit (des Systems) gegenüber den objektstufigen Zwecken (Bedürfnissen).

<sup>60</sup> Vgl. Hegel, *Enz.*, § 533. Die „Rücksicht auf die Wohlfahrt“ ist in der „bürgerlichen Gesellschaft“ nur zufällig, wie eben in Gesellschaften, die auf einem Euergetismus basieren, und eben dann auch auf den „guten“ Willen des Wohltäters angewiesen sind.

<sup>61</sup> Staat als meta-metastufige reale Möglichkeit.

möglichkeit scheint in die Richtung einer Art eines ‚modalen Mechanismus‘ zu weisen („to enable the formation of subjects who are free“<sup>62</sup>), den MCDOWELL sicherlich hier nicht etablieren will. Es ist die Spannung zwischen Ermöglichungsstrukturen als modale Mechanismen, die die Bildung des Einzelnen bereitstellen sollen, aber nicht hervorbringen sollen und schon gar nicht erzwingen sollen, aber dies auch nicht können, und der Voraussetzung von freien Subjekten. Es gibt hier keinen determinierenden modalen Mechanismus, sondern es handelt sich um eine modifizierende Bestimmung. Worauf HEGEL hinaus will, ist die ‚Sicherung‘ des *Fortbestandes des Sich-Wissens im Einzelnen* und dies ist nur durch den Einzelnen ‚möglich‘, deshalb schließt er auch die *Enzyklopädie* mit den „Selbstdeutungsmedien“<sup>63</sup> „Kunst“, „Religion“ und „Philosophie“ ab. Hier kommt aber die entscheidende Problematik auf, wie nämlich eine solche Bildung begriffen werden soll, ohne dass der Staat die Einzelnen nach seinen Zwecken formt, dies also nicht nach einem einseitigen Anerkennungsverhältnis modelliert wird? Des Weiteren problematisch: Es handelt sich nicht um ein Anerkennungsverhältnis zwischen selbstbewussten Wesen, das oft als einziges wechselseitiges Verhältnis beschworen wird.

### 7.7 Fazit

Ich habe gezeigt, dass reale Anerkennungsvollzüge, auch wenn sie auf eine ideale Gemeinschaft wechselseitiger Anerkennung ausgerichtet sind, problematisch sind, da man, wenn man diese Position zugrunde legt, in einen Subjektivismus verfällt („BRANDOM“). Auf der anderen Seite kann man diesen Subjektivismus auch nicht dahingehend absichern, dass man in eine Lebensform hineinsozialisiert wird. Man könnte zumindest in HEGELS „Sittlichkeit“ die „Familie“ wie auch die „bürgerliche Gesellschaft“ als Arten solcher Ermöglichungsstrukturen rekonstruieren, d.h. als diejenigen institutionellen Voraussetzungen, die einen „critical stance“ ermöglichen sollen („MCDOWELL“). Diese Institutionen können dies aber via „Erziehung“ und „formelle Bildung“ nur z.T. ermöglichen. – Die Beantwortung der Problemstellung „Wie Anerkennung möglich ist?“, ob sie nun an einem Ideal ausgerichtet ist oder über Ermöglichungsstrukturen, muss zurückgewiesen werden. – Ich denke, dass die Problematik im Bereich der Rolle des Staates liegt, d.h. inwiefern stellt er so etwas wie ‚Bildung‘ zur Teilnahme an unserer Lebensform bereit, ohne dabei „seine“ Interessen durchzusetzen. Diesen Problem-bereich haben vor allem HONNETH und SIEP in ihren Studien zum frühen HEGEL, d.h. in

<sup>62</sup>McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“, 181 Anm. 29.

<sup>63</sup>Vgl. Quante, Michael, „Kommentar“. In: Marx, Karl, *Ökonomisch-Philosophische Manuskripte*, Frankfurt am Main 2009, 265.

seiner Jenaer Zeit, untersucht (s. nächstes Kapitel). Ich denke, dass es sich aber auch um ein Problem in HEGELS Werk generell handelt, d.h. dass er auch in seinen späteren Schriften nicht so gelesen werden muss, dass das Interesse des Staates primär gegenüber der Freiheit der einzelnen Personen ist, wie meine Rekonstruktionen der „Sittlichkeit“ ja angedeutet haben. Ich habe gerade auch den Begriff ‚Bildung‘ erwähnt und MCDOWELL beschwört diesen Begriff in *Mind and World* als Vermittlungsinstanz, um sich die „zweite Natur“ anzueignen. Hier nun aber die Frage zu stellen, „Wie ist Bildung möglich?“, wäre aber wohl nicht in seinem Interesse sowie auch nicht im Interesse, diese Thematik zu vertiefen. Ich will damit aber zumindest anzeigen, dass die entscheidende Fragestellung zuallererst entwickelt werden muss!





## 8 Anerkennung als normatives Korrektiv?

Unter wechselseitiger Anerkennung wird ein Verhältnis zwischen Individuen verstanden, das einschließt, dass die Individuen sich zugleich *auch* als frei anerkennen würden. Diese adverbiale Bestimmung der Prädikation soll implizieren, dass das Verhältnis nicht asymmetrisch sei und dass ein Individuum nicht nur *Mittel zum Zweck* des anderen Individuums sei, also dass es sich nicht um eine Art Mißbrauch in einem einseitigen Machtverhältnis handele. Die Idee der wechselseitigen Anerkennung wird in Ansätzen, die an HEGEL anschließen, als ein normatives Korrektiv für eine Institutionentheorie (SIEP) oder eine Gesellschaftstheorie (HONNETH) betrachtet. Trotz etlicher Appelle bei BRANDOM<sup>1</sup>, HONNETH, MCDOWELL oder SIEP an die Lösungsstrategie „wechselseitiger Anerkennung“, handelt es sich eigentlich eher um eine offene Frage als um ein Ergebnis oder eine ‚gute‘ Lösungsstrategie. – HONNETH verstehe, laut MÜLLER, (1.) Anerkennung und Missachtung disjunktiv, dass aus dieser jene hervorgebracht wird (konträr und die Genese der Anerkennung betreffend) und (2.) nicht-disjunktiv als normatives Korrektiv, denn Missachtung ist Privation von Anerkennung (als Varianten eines Verhaltens).<sup>2</sup> D.h. aber auch, dass die Bewegung der Anerkennung, hier verstanden als Genese der Anerkennung, über vermittelnde Zustände abgesichert werden soll, z.B. über Konflikte als *Movens* anthropologischer Grundmuster (HONNETH). Es soll damit ein Ausgangszustand über einen ‚garantiellieferenden‘ vermittelnden Zustand zu einem ‚höheren‘ Zustand führen – als würde durch den „Kampf um Anerkennung“ (HONNETH) ein Individuum in einen neuen Zustand gebracht werden und wäre dann ein freies oder auch vernünftiges Individuum.

Allgemein  
anerkannt:  
Ausgangsthese  
einer topischen  
Analyse

<sup>1</sup>Vgl. z.B. BRANDOMS Rede von einer „idealen Gemeinschaft“, in der Anerkennung „reziprok“ als auch „*reflexiv*“ sei, und die gerade durch die „formale Tatsache“ explizit gemacht werde (s.o.). Des Weiteren erachtet er die Anerkennungsformen in der *PhG* ab dem Herrschafts- und Knechtschaftskapitel als „defiziente[] Formen der Anerkennung, die die defizienten Formen des Selbstbewusstseins strukturieren“. (Vgl. Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 60.) Die wechselseitige Anerkennung tritt dabei auch als normatives Korrektiv auf.

<sup>2</sup>Vgl. Müller, „Bilden und Anerkennen“, 7-9.

## 8.1 Genese der Anerkennung?

HONNETHS Versuch, im Anschluss an George Herbert MEAD, den ‚psychischen Mechanismus‘ zu ergründen, der der Identitätsbildung *zugrunde liegt*, ist auf zweierlei Weisen problematisch: (1.) Wird das regelgeleitete Verhalten, wie auch die ontogenetische und die phylogenetische Ebene, die mit dem regelgeleiteten Verhalten zusammenfällt, als über einen psychischen Mechanismus vermittelt vorgestellt, dann handelt es sich um eine Notwendigkeit, die in Analogie zu einem physischen Mechanismus modelliert wird. Dieser Materialismus wird zudem als empirisch untermauert präsentiert, der an der Entwicklung von Kindern überprüfbar sei.<sup>3</sup> (2.) Dieser Vorgang wird resultativ ausgedeutet oder auch teleologisch überfrachtet, da der Mechanismus in einem bezweckten Zustand endet. Fraglich ist aber, wie ein Endzustand der Identitätsbildung empirisch nachweisbar wäre, der begrifflich schon vorgeprägt ist. Bei HONNETH handelt es sich zudem um ein begründungstheoretisches Programm, während die Ausdifferenzierung der Praxen als Formanalyse (HEGELS „Sittlichkeit“ in seiner Rechtsphilosophie) eine andere Problemstellung beinhaltet.

Das begründungstheoretische Programm ist eigentlich hochgradig spekulativ – in einem schlechten Sinne –, denn es bezieht sich auf die Genese des Geistes, der Anerkennung usw., wobei es diese oft noch mit empirischen Befunden verquickt, um sich eine naturalistisch oder naturwissenschaftlich fundierte Aura zu verschaffen. Wie geht man bei diesem Programm vor? – Es werden Bedingungen isoliert, die oft auch explizit, als notwendig angesprochen werden, eigentlich aber auch als hinreichend betrachtet werden. Damit wird ein notwendiger Prozess, ein Mechanismus, als ein Modell erachtet, das die hinreichenden Bedingungen miteinschließt, die Motivationen und Veranlasser des Prozesses. Es ist ein Trugbild, denn ein Modell oder eine „reale Möglichkeit“ beinhaltet nur ihrem Begriff nach die vollständigen Bedingungen<sup>4</sup>, die zur Verwirklichung führen sollen, d.h. um wirklich zu werden. Hätte man alle Bedingungen beisammen, dann würde sich die reale Möglichkeit mit Notwendigkeit realisieren, da man aber nie ‚alle‘ Bedingungen haben kann, handelt es sich lediglich um eine „relative Notwendigkeit“ (HEGEL), die eben „nur“ relativ zur *Auswahl* der Bedingungen vorgestellt werden kann. Stellt man sich dies aber im Sinne einer absoluten Notwendigkeit vor, dann handelt es sich um einen *idealen* Verlauf und man verbleibt im Modell. Da es sich *hingegen* um einen *Materialismus* handeln soll, müssen und werden Veranlasser herausgehoben, die die Theorie stützen sollen. Die Veranlasser oder Störgrößen sind nur abduktiv oder induktiv über empiri-

<sup>3</sup>Vgl. Honneth, *Kampf um Anerkennung*, 114-147. Hier müsste HONNETH eigentlich nachweisen, ob MEADS Untersuchungen empirisch untermauert sind und ob sie auch aktuellen Studien zur Identitätsbildung überhaupt standhalten, was er aber nicht offenlegt.

<sup>4</sup>Hier zeigt sich, weshalb eine begriffliche Analyse geleistet werden muss, bevor man empirische Befunde einbringt.

sche und statistische Methoden auffindbar.<sup>5</sup>

HONNETH gibt seinem Modell durch die Einführung von Konflikten als Störgrößen den Anschein eines empirisch-materialistischen Modells. Solange er nicht angeben kann, wie seine Befunde über die Bedingungen als Störgrößen zustande kommen, bleibt seine Auswahl spekulativ. Wenn er es kann, dann nur über empirische Methoden. Die empirische Seite ist hier irrelevant, denn ich wende mich nicht direkt gegen HONNETHS Vorstellungen, sondern gegen die Vorstellungsweise dahinter, die von Zuständen und Mechanismen ausgeht (s. dazu nächster Absatz). – Zudem wird aber auch auf der Seite des Individuums nur ein dispositionales Verhalten angenommen, das differentiell in Ausgangssituationen/Umständen auf Reize, hier Störgrößen oder Konflikte, zu reagieren hat. So wird aber die Idee der Anerkennung freier Individuen ad absurdum geführt, da sie eigentlich immer nur über einen Mechanismus in höhere Zustände überführt werden.

Der Status der Anerkennung, das Anerkannt-sein, ist schon ‚da‘. (Das freie Anerkennen ist ‚lediglich‘ eine Modifikation dieses Verhältnisses.) Es gibt keinen geheimen oder offen wirkenden Mechanismus, der Zustand um Zustand produziert. Es gibt keine Produktion von vernünftigen Individuen oder wechselseitigen, d.h. ‚guten‘, Anerkennungsverhältnissen im Sinne eines Endzustandes, der sich aus anthropologischen Prämissen oder Voraussetzungen heraus entwickeln wird. Dies ist pseudo-säkularisierte geschichtsphilosophische Metaphysik nach Art einer christlichen Eschatologie, die dem Hang nach „absoluter“ Regelmäßigkeit nicht widerstehen kann; als Fetisch einer falsch verstandenen Wissenschaftlichkeit. Man macht keinen *Satz* zu einem höheren Zustand durch Eingebung („make a leap of divination“).<sup>6</sup> Diesen Sprung in einem (Aussage-) *Satz* zu kodifizieren, ist nicht möglich, weil es diesen Satz/Sprung nicht ‚gibt‘, und somit kann es auch nicht den „Grund“, d.h. eher die Ursache (als materialistischen Grund), des Sprunges geben – als würde die Regel (der kodifizierte Satz) zum Sprung veranlassen oder motivieren. (1.) Es gibt keinen Bestand an Regeln, den man indoktrinieren kann oder müsste, die dann als Gründe angegeben werden könnten. (2.) Es können keine Veranlasser isoliert werden, um jemanden ‚vernünftig‘ oder ‚frei‘ werden zu lassen, oder auch, dass zwei oder mehrere Individuen nun als wechselseitig anerkannt gelten.<sup>7</sup> Man müsste dafür eine Art universelle Bildungsgeschichte erzählen können. Im Sinne dieser Formanalyse sind wir immer schon als frei und Sprecher einer natürlichen Sprache anerkannt, worauf MCDOWELL hinweist (s.o.), denn es handelt sich dabei nicht um einen Vollzug der Anerkennung,

<sup>5</sup>Zur wissenschaftstheoretischen Verankerung in der Debatte über „Möglichkeit“: vgl. Hubig, „Möglichkeit“.

<sup>6</sup>Vgl. McDowell, „Virtue and Reason“, 64.

<sup>7</sup>HONNETHS Interesse für affektiv-getränkte Vorstellungen der wechselseitigen Anerkennung beim frühen HEGEL (Familie – Liebe, Staat – Solidarität) zeugen von dieser motivational-materialistischen Sichtweise, die im Kern nicht von David HUME loskommt. (Vgl. Honneth, *Kampf um Anerkennung*, 46)

sondern um eine adverbiale Bestimmung des Vollzugs<sup>8</sup>, d.h. einen *Modus* der Bestimmung und *nicht* um eine *determinierende* Bestimmung (vgl. hierzu auch die Einführung der Unterscheidung in der Einleitung).

### 8.2 Wechselseitige Anerkennung als normatives Korrektiv?

Karl MARX weist in den sog. *Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten* (1844) darauf hin, dass einem *Zustand* wechselseitiger Anerkennung ein entfremdeter *Zustand* vorausgehe, bei dem ein Individuum zu einem Mittel für die Zwecke eines anderen Individuums gemacht werde.<sup>9</sup> Dies baut natürlich auf der oben kritisierten Vorstellungsweise auf, macht aber auf einen anderen Aspekt aufmerksam, dass gerade die instrumentalisierende Auffassung von Verhältnissen abgelehnt wird und ein Gegenentwurf gesucht wird, der als wechselseitige Anerkennung diese Entfremdung oder Instrumentalisierung hinter sich lässt. Ein *Zustand*, der nicht nur *hergestellt* oder *produziert* werden kann, sondern auch *soll*, da er als *normatives Korrektiv* die entfremdeten Zustände als entfremdete ansprechen lässt.

HONNETH und SIEP werfen sich beide vor, dass sie nicht in der Lage seien, die vollständigen Bedingungen der wechselseitigen Anerkennung anzugeben, die dann als normatives Korrektiv entweder einer „Gesellschaftstheorie“ (HONNETH) oder „vernünftiger Institutionen“ (SIEP) dienen könnte, auch wenn SIEP selbst diesen ‚hohen‘ Anspruch für seine Untersuchung zurückweist.<sup>10</sup> Die Problematik beider Ansätze ist, dass sie von zu erreichenden

<sup>8</sup>Vgl. hierzu Müller, „Bilden und Anerkennen“.

<sup>9</sup>Vgl. Marx, Karl, *Ökonomisch-Philosophische Manuskripte*, Frankfurt am Main 2009, 92. MARX hatte noch zwei weitere Werkphasen, in denen er nicht so argumentiert. (Ich danke Jan MÜLLER für diesen Hinweis.) Ich nehme MARX Gedanken hier lediglich als Ausgangspunkt meiner Argumentation.

<sup>10</sup>So HONNETH zu SIEPS Projekt: „Mit diesem Vorhaben teile ich die Vorstellung, daß sich Hegels Anerkennungslehre, allerdings erst nach vollzogener Transformation in einem nachmetaphysischen Rahmen, im Sinne einer notwendigen Bedingung der menschlichen Vergesellschaftung begreifen läßt; daraus allerdings direkt einen normativen Maßstab der Beurteilung von Institutionen ableiten zu wollen, halte ich deswegen für falsch, weil wir *prinzipiell kein vollständiges* Wissen darüber besitzen können, welche institutionelle Form die Erfüllung von bestimmten, notwendigen Anerkennungsleistungen annehmen kann.“ (Honneth, *Kampf um Anerkennung*, 109 Anm. 2. (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)) HONNETH bezieht sich auf: Siep, Ludwig, *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie, Untersuchungen zu Hegels Jenaer Philosophie des Geistes*, Freiburg/München 1979, 259ff. SIEP stimmt dem zu, merkt aber an: „Allerdings war meine Absicht, das ‚Prinzip Anerkennung‘ auf die historisch entstandenen Institutionen in einer Weise anzuwenden, die Rawls ‚Reflexionsgleichgewicht‘ nahe kommt. Das bedeutet, dass sich mit diesem Kriterium begründen lassen muss, weshalb wir Institutionen wie ‚familienähnliche Solidargemeinschaften‘, Grundrechte sichernde Rechtsordnungen, bestimmte Formen des Sozialstaates etc. zur Erfüllung der Bedingung von Anerkennung brauchen – und darüber hinaus eine Extrapolation dessen, was in den gegenwärtigen Institutionen für diese Aufgabe noch fehlt.“ (Siep, „Anerkennung in der *Phänomenologie des Geistes* und der heutigen praktischen

Zuständen ausgehen, die, wäre man in der Lage alle Bedingungen anzugeben, auch hervorgebracht werden würden. Wie oben schon angemerkt wurde, im Rückgriff auf den Begriff der „realen Möglichkeit“, steht dieses Projekt schon begrifflich nicht nur auf wackligen, sondern auf den falschen Füßen. Die Vorstellung der wechselseitigen Anerkennung als normatives Korrektiv ist somit begrifflich problematisch.

Gerade aber der Mechanismus, ob vorgestellt als „Kampf um Anerkennung“ oder als ein Bestand an Regeln oder an normativem Verhalten, soll hin zu einem Endzustand wechselseitiger Anerkennung vermitteln, der so entweder ein leeres Sollen ist (BRANDT, s.o.) oder konkretisierte Kriterien liefern müsste, um als normatives Korrektiv zu dienen. Reduktive Modellierungen wurden schon in den Theoriemodellen im sechsten Kapitel vorgestellt, die auf dem Fortbestand der Gemeinschaft aufbauen. HEGELS Überlegungen zur „Familie“ als erste Form der Sittlichkeit lassen eine radikale Deutung zu, die sich auf den Fortbestand der Familie fokussiert, und damit das Verhältnis der Individuen als ein Mittel zum Zweck des Fortbestandes durch Fortpflanzung betrachtet. So könnte das Hervorbringen oder Produzieren von Kindern in einer Ehe, die als Zweck des Bündnisses gelten sollen, zum Normalfall<sup>11</sup> oder hier zum normativen Korrektiv erhoben werden. (Es werden so natürlich schon Formen des familiären Zusammenlebens ausgeschlossen, in denen die Ehepartner biologisch nicht in der Lage sind Kinder zu bekommen.) Es handelt sich hier um eine resultative Denkweise, wie sie selbst auch in der Vorstellung eines normativen Korrektivs der wechselseitigen Anerkennung – als zu erstrebendem Zustand – verwendet wird. Es lässt sich aber im Ausgang von HEGEL eine andere Denkweise erarbeiten. Er schreibt:

„Die mit der natürlichen Erzeugung der Kinder verbundene, zunächst als ursprünglich [...] im Schließen der Ehe gesetzte Sittlichkeit realisiert sich in der zweiten Geburt der Kinder, der geistigen, – der Erziehung derselben zu selbständigen Personen.“<sup>12</sup>

Damit ist eben nicht nur der physische und natürliche Fortbestand der Familie der oberste

---

Philosophie“, 120.) Er kritisiert dann HONNETH folgendermaßen: „Honneth hat in einer größeren Distanz zu Hegel eine solche Theorie ebenfalls zu entwickeln versucht, nur dass er nicht von der normativen Beurteilung von Institutionen, sondern von ‚notwendigen Bedingungen der menschlichen Vergesellschaftung‘ spricht [...]. Das liest sich transzendentalphilosophisch wert- und normneutral, aber Honneth *wertet* Vergesellschaftungsprozesse und unterscheidet gelungene von ‚pathologischen‘. Er setzt also ebenfalls eine Norm der Beurteilung von Gesellschaft voraus. Um sie zu begründen, müsste man die **Vollständigkeit der Bedingungen** einer ‚nicht-pathologischen‘ menschlichen Vergesellschaftung nachweisen können.“ (Ebd., 120. (Fettdruck vom Verfasser, F.R.))

<sup>11</sup> Allein schon dieser Begriff ist prekär und heikel, weil der Normalfall uns ‚normalerweise‘ zu gewöhnlichen und alltäglichen und im schlimmsten Fall zu verfestigten Vorurteilen motiviert, verleitet, und so auch blockiert.

<sup>12</sup> Hegel, *Enz.*, § 521.

‚Zweck‘, sondern die Entwicklung und Realisierung des ‚Geistes‘. Ob es sich dabei um ein normatives Korrektiv handelt, muss noch untersucht werden. Diese Problematik gilt auch für den Bestand der umfassenderen Gemeinschaft, die durch ‚Bildung‘ dafür Sorge tragen soll, dass sich der ‚Geist‘ realisiert oder entwickelt.

Neben dem Bestand an Regeln – eigentlich Regularitäten – denen *gemäß* eine Gemeinschaft entstehen kann und soll, tritt ein Bestand an expliziten Regeln ins Blickfeld, denen *gemäß* der Fortbestand *gesichert* werden kann und soll. – Dieser Bestand soll quasi als ‚sozialer Kleber‘ dienen (vgl. zu diesen beiden Weisen das sechste Kapitel). Durch einen Ursprungsmythos, der eben auch begrifflich verpackt sein kann, wie in vertragstheoretischen Ansätzen, werden Gesetzestexte aufgestellt und gerechtfertigt, die bei Zuwiderhandlung Sanktionen nach sich ziehen. – Die Vollzüge der Teilnehmerinnen einer Gemeinschaft oder Praxis werden also auf den Fortbestand ihrer Gemeinschaft verpflichtet. Dieser ist der Zweck, dem sie dienen, und ihr einziges ‚moralisches‘ Sollen. Die Produkte ihrer Vollzüge sollen den Fortbestand sichern. Die Gemeinschaft selbst kann aber die Anerkennung durch ihre Mitglieder nicht an deren gesetzestreuem Verhalten ablesen und versucht durch Kriege, sich der Anerkennung zu versichern, indem die Mitglieder bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. (Paradoxerweise setzt die Gemeinschaft ggf. selbst durch diese Kriege ihren Fortbestand aufs Spiel.) D.h. die Mitglieder kämpfen für den Fortbestand der Gemeinschaft, wenn nicht, werden sie als Deserteure getötet oder – etwas milder – schlicht bestraft oder sozial geächtet. Es handelt sich also um ein einseitiges und erzwungenes Anerkennungsverhältnis.<sup>13</sup>

Die Gemeinschaft, als institutionalisiertes Gebilde (Staat), kann aber keine (determinierenden) Bestimmungen geben, denn diese würden immer auch als Zwang erachtet werden und führen zur Entfremdung (s.u.). Der Staat kann nur die negativen Freiheitsrechte *garantieren*, die sich auf den Besitzstand (s.o. „Recht“) oder die Einschränkung des mechanistischen Zwanges durch die bürgerliche Gesellschaft beziehen (s. auch o.). Der freiheitlich-demokratische Staat versucht deshalb seine ‚Eingriffe‘ in das ‚Private‘, auf ein ‚Minimum‘ zu beschränken und sie zumindest immer über eine institutionalisierte und damit auch öffentliche Kontrolle abwägbare zu halten. Wobei die Diskussion über solche ‚Eingriffe‘ und selbst auch die öffentliche Kontrolle auf vielfältige Themen verstreut ist, wie z.B. das Recht auf das Tragen einer Waffe, eine gesetzliche Krankenversicherung oder eine gesetzlich geregelte Schulpflicht. Die letzten beiden Punkte sind aber Punkte, die die Einzelne als „moralisch berechnete[n] Zweck“ (HEGEL) im Auge haben, während der erste Punkt eine Verteidigung von Leib und Besitz betrifft und daher in einen gewalttätigen und willkürlichen „Naturzustand“ fallen würde (s. auch o.), also innerhalb sittlicher Praxisformen keinen Sinn macht.

<sup>13</sup>Vgl. für diesen Gedankengang Hegel, *PhG*, 334/335 und vgl. oben das sechste Kapitel.

## 8.3 Entfremdung *revisited*

Es ist nun eben so, dass die Sicherung des Fortbestandes einer Gemeinschaft auch als ein Sollen an die Mitglieder einer kriminellen Vereinigung wie auch an die „Bürger“ eines diktatorischen Staates gerichtet werden kann. Die Einzelnen sind *anerkannt als Mittel* den Fortbestand zu sichern. Gerade aber die Wahl der Mittel entscheidet über die Güte der Vollzüge<sup>14</sup>, der Praxisformen und der Gemeinschaft. Sie darf nicht bloß gemäß den Regeln der Bestandssicherung sein. D.h. dieses Sollen darf nicht als normatives Korrektiv oder Normalfall gelten. *Entscheidend* wäre hier, wenn es möglich wäre, zu zeigen, dass die ‚Erfahrung‘ des Bewusstseins Entfremdungsmomente einschließt, d.h., ob und wie Entfremdung unter diesen Umständen *möglich* ist und dann auch, ob diese Erfahrungen einem theoretischen Rahmen entsprechen.

In meinen bisherigen Ausführungen habe ich die Fragen „Wie ist Normativität möglich?“ und „Wie ist Anerkennung möglich?“ abgelehnt, da es sich um falsche Problemstellungen handelt. Hier aber zu fragen „Wie ist Entfremdung möglich?“, muss aber immer dann ‚adäquat‘ sein, wenn die theoretischen Festlegungen, die aus den falschen Problemstellungen gezogen werden, auch einem Zustand der Entfremdung entspringen, d.h. als ein Herausfallen, das allererst diese falschen Problemstellungen als eine Problemstellung versteht. Es handelt sich also bei den obigen theoretischen Verstellungen schon um Festlegungen aus entfremdeten Zuständen.

Die erste Weise der Entfremdung findet man in HEGELS Kapitel „Selbstbewußtsein“. Das Bewusstsein kann entweder versuchen sich vom Umgang mit der Welt zurückzuziehen, sich der Welt zu enthalten und zu entziehen (Stoizismus), oder verliert sich im Umgang mit der Welt (Skeptizismus). Beide Haltungen sind Entfremdungen vom in der Welt arbeitenden Bewusstsein und Pathologien der Freiheit, denn sie sind sich ihres selbstständigen Vollzuges nicht (‚mehr‘) bewusst, der ein erstes Aufscheinen der Freiheit ist. – Das arbeitende Bewusstsein ist nur eine Stufe in der ‚Erfahrungsgeschichte‘ des Bewusstseins und oszilliert damit auch immer zwischen Freiheit und Entfremdung. Als arbeitendes Bewusstsein liegt die Entfremdung in den Pathologien der Freiheit noch ‚vor‘ ihm. – Diese Entfremdung ist auch ein Vorbote weiterer Weisen, denn ihr Umgang mit der Welt kennt noch gar nicht die Rede von Zwecken und Zwecksetzungen, und damit auch nicht die Entfremdung als ‚Verlust der Zwecksetzungskompetenz‘<sup>15</sup>, in der die Zwecke gegeben oder vorgegeben sind. Dennoch erfährt sich das Bewusstsein als zerissen zwischen den metaphysisch überhöhten Haltungen der ‚Weltflucht‘ und ‚Verlorenheit an die Welt‘ als unglücklich, wie HEGEL ausführt.

In der Arbeit erfährt sich das Bewusstsein als (selbstständig) vollziehendes – oder paradoxer:

<sup>14</sup>Vgl. Aristoteles, *EN*, VI 11, 1142b.

<sup>15</sup>Vgl. Hubig, *Handlung – Identität – Verstehen*, 133-143.

als Mittel, ohne zu wissen, dass es ein Mittel ist –, während es im Kapitel „Die gesetzgebende Vernunft“ als zwecksetzend dargestellt wird. Das hierbei erlangte Instanzsein kann aber nicht wieder verloren werden, sondern erfährt seine Entfremdung auf eine andere Weise. Da das Individuum aber zur Erreichung seiner Zwecke seine eigenen Mittel nicht generieren kann, muss die Zwecksetzung schon in einer sprachlichen *Ausdrückbarkeit* (Sprachpraxis und -tradition) verwurzelt sein und in einer bewährten Tradition (vgl. den Schluss des vierten Kapitels). Die ‚Vernunft‘ kann Sprache nicht selbst hervorbringen. Sie ist damit an die tradierten, ob realen, sozialen oder intellektuellen, Techniken verwiesen, die dem Bewusstsein einen Bestand an Mitteln überliefern, seien dies nun Zeichensysteme oder Normen, Gewohnheiten oder Techniken. Die instrumentelle Vernunft kann nicht ohne überlieferte Mittel Zwecke umsetzen und damit ist das Bewusstsein in der Gestalt der Vernunft im Übergang zum Geist entfremdet, denn das Bewusstsein ist durch den vorgegebenen Bestand an Mitteln, durch seine Tradition, bestimmt oder *determiniert* (eine Weise der Entfremdung). Es kann sich dabei nur aus dieser Entfremdung lösen, wenn es sich dann von seiner Tradition entfremdet (eine andere Weise der Entfremdung). Es muss sich dann diese im Modus des freien Anerkennens ‚erst‘ wieder aneignen.

Nicht das bloße Handeln oder Denken *gemäß* Normen ist entscheidend, denn dieses kann zumindest via Sanktionen erzwungen werden, sondern das Handeln oder Denken aus Normen/aus dem Normativen heraus. Dieses kann nicht erzwungen werden oder auch durch irgendeinen (Lehr-)Satz oder eine Theorie ausgelöst werden. Im Kapitel „Bildung und ihr Reich der Wirklichkeit“ begreift sich das Ich als Instanz, d.h. als Bedingendes. Für das „Ich, das sich ausspricht“ – performativer Sprechakt – ist das „Wissen von sich“ ‚vorhanden‘ oder wie HEGEL es ausdrückt: ‚hat‘ „*Dasein*“. <sup>16</sup> Es handelt sich damit auch um den Startpunkt der ‚selbstständigen‘ und modifizierenden Aneignung der Tradition. Als Wissen von sich, ist es die Instanz der *Bildung*, da die „Form“ im Vollzug der Wissensaneignung „selbst zum Inhalte“ wird. <sup>17</sup> Wie HEGEL schreibt, handelt es sich bei dieser Weise der Entfremdung um die entscheidende Weise, da sie die Eigentümlichkeit der Entfremdung herausstellt:

„Diese Entfremdung geschieht allein in der *Sprache*, welche hier in ihrer eigentümlichen Bedeutung auftritt.“ <sup>18</sup>

Es ist hierbei aber noch nicht die Rede vom ‚Wissen des Wissens‘, das als Ansichsein dem Vollzug für den ‚Moment‘ enthoben ist und das Wissen selbst zur Form erhoben hat, und damit

---

<sup>16</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 376.

<sup>17</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 376.

<sup>18</sup>Hegel, *PhG*, 376.



von ‚individuellen‘ Bildungsgeschichten abgelöst ist.

Bei der Entfremdung handelt es sich um einen Zustand, der bedingt ist durch ein „Normatives“, das *notwendigerweise* als von außen Hinzukommendes vorgestellt wird. Die bedingenden Instanzen können idealistischer, materialistischer oder realistischer Natur sein. Es handelt sich hierbei nicht lediglich um ein Erkennen der Instanz, sondern um ein Anerkennen der Instanz als entfremdend, d.h. um eine adverbiale Bestimmung und damit nicht bloß um eine determinierende Instanz, sondern auch um eine modifizierende Instanz. Es kann sich dabei z.B. um eine absurde Situation handeln oder die absurden Folgen einer alltäglichen Situation, die aber nicht dahingehend pathologisch determinieren, dass es zu Enthaltung vom Handeln oder Denken kommt, sondern es dahingehend modifizieren, dass es sich diesem überlässt. Eine solche entfremdende Instanz und die daraus entstehende Genese (z.B. einer Theorie) können nicht als normatives Korrektiv oder Sollen dienen, da Modifizierung als nur situativ zu begreifen ist und nicht überzeitlich (determinierend) anweist.



# Teil IV

## Fazit und Epilog



## 9 Fazit

### 9.1 Die Topographie des Normativen

In den obigen Kapiteln wurden die Instanzen des Status des Normativen als Problemstellungen aufgegriffen, die sich in Gegensätzen darstellen. Es hat sich gezeigt, dass von ontischen Hypostasierungen abgesehen werden kann, wenn man die modifizierenden Bestimmungen des ‚Tätig-seins‘ des Subjekts aufweist. Es handelt sich dabei aber nicht jeweils um *die* Instanz des Status des Normativen, sondern ‚lediglich‘ um Sprachspiele oder Topoi der Rede und des Denkens, die begrifflich rekonstruiert werden können, um eine ontische und logische Hypostasierung zu meiden: eine „Topographie des Normativen“. Die modifizierende Bestimmung wird von einem Appell begleitet, der das Sprachspiel übersteigt und der Gefahr ausgesetzt ist, selbst ontisch missdeutet zu werden. Der Appell wird aber meist so missdeutet (zumindest implizit in manchen Debatten, die das vorhergehende Sprachspiel nicht kennen) und dann entsteht eine andere Problemstellung. Es beginnt ein weiteres Sprachspiel, das begrifflich rekonstruiert werden kann, wenn es adäquat verortet wird. – Gezeigt werden sollte dabei auch, dass es kein Metasprachspiel gibt, das begrifflich jedes Sprachspiel explizieren könnte. Es gibt auch nicht *die* Instanz des Status des Normativen schlechthin, die immer angerufen werden könnte oder an die immer appelliert werden könnte als eine Art *deus ex machina*. Nur wenn man Sprachspiele adäquat verortet, kann kontextuell und situativ entschieden werden, wie begrifflich vorgegangen werden muss.

Im zweiten Kapitel z.B. unternehme ich auf keinen Fall den Versuch, eine epistemologische Theorie aufzustellen. Auch unter der Prämisse, dass eine Theoriebildung einer Problemstellung entspringt, die es überhaupt nicht gibt, da sie die falschen Fragen beinhaltet. Der als *gegeben* betrachtete gemeinsame Grund erweist sich als nichtig und damit ist auch die Theorie *grund-los*. Die begrifflichen Rekonstruktionen sind aber selbst keine Theorieelemente oder Bausteine für eine Theorie. In gewisser Weise können die hier behandelten Theorien auch dahingehend betrachtet werden, dass sie ‚Sinnkriterien‘ oder Bedingungen der Möglichkeit in Form theoretischer Festlegungen aufstellen, die darauf angewiesen sind, dass es ein Hinzu-kommendes im Sinne eines ontischen Regressstoppers oder eines Wahrmakers ‚gibt‘ – ein theorieexternes Seiendes. Dies verhindert aber, dass die Theorien zu den Sachen selbst ge-

hen und sie dialektisch entwickeln. HEGEL beginnt deshalb auch die *Phänomenologie des Geistes* mit der sinnlichen Gewissheit und nicht, wie KANT in der *Kritik der reinen Vernunft*, mit der Einführung eines metabegrifflichen oder theoretischen Rahmens, dem dann eine transzendente Dialektik folgt, die Antinomien außerhalb des theoretischen Rahmens aufzeigt, d.h. Widersprüche durch ontische Hypostasierungen im theorie-transzendenten Bereich. Dabei spricht ja KANT auch schon von einer „nätürliche[n] und unvermeidliche[n] Dialektik der reinen Vernunft“<sup>1</sup>, diese muss aber nicht notwendig einer Theorie entspringen.

Hier soll nun die „Topographie des Normativen“ in einer thesenhaften Zusammenfassung der Kapitel dargelegt werden, was als Ertrag der vorliegenden Untersuchung zu begreifen ist:

- Im **zweiten Kapitel** wurde die Problemstellung „Wie ist es möglich, dass (normative) Aussagesätze wahr sein können?“ untersucht. (1.) Die semantischen und epistemologischen Überlegungen verbleiben innerhalb der Vorstellungsweise, dass Aussagesätzen Fakten entsprechen müssen, um wahr zu sein. Auf diese Weise bleibt aber der semantische Gehalt abstrakt, selbst wenn epistemologische Einstellungen das Subjekt miteinbeziehen. Es handelt sich immer um determinierende Aussagesätze, die aber die höherstufige ‚Strategie‘ des Identifizierens (oder Herausgreifens) von Gegenständen via deiktische Ausdrücke und elementare Prädikationen zur Orientierung in der Welt nicht aufweisen können. Die situative Verortung in der Welt ist eine normativ-modifizierende Bestimmung der determinierenden Redeweise; also nicht eine determinierende Bestimmung einer determinierenden Bestimmung, was zu einem infiniten Regress führte. Dies spricht sich im „Urteil des Begriffs“ (HEGEL) aus. In solchen Urteilen wird der begriffliche Gehalt nur vermittelt über die Urteilskraft vorgestellt, um ihn *als* adäquat oder gut zu beurteilen. (2.) Die Orientierung innerhalb der ‚sinnlichen Welt‘ ist aber auch kein Votum für einen Naturalismus, der die modifizierende Bestimmung auch nicht begreifen kann, da er auch innerhalb einer abstrakten korrespondenztheoretischen Vorstellungsweise gefangen ist. (Diese kann, aufgrund ihrer Abstraktheit, eben auch von einem normativ-metaphysischen Realismus benutzt werden, um sie auf eine angeblich „normative“ Welt anzuwenden.) (3.) Es wurde ein ‚dialektischer Beweis‘ im Ausgang von HEGEL geführt, der gezeigt hat, dass die subjektiv-pragmatistische Dimension oder der Vollzug des Subjekts (hier sein Urteilen) nicht ‚weggekürzt‘ werden darf, wenn auf die Welt Bezug genommen wird, d.h. eben nicht in der Form abstrakt-korrespondenztheoretischer Modelle. (4.) Die normativ-modifizierende Bestimmung wurde um einen Appell an den „Raum der Gründe“ ergänzt, der den extensionalen Realismus zu einem intensionalen Realismus modifiziert. – *Die obige Problemstellung kann damit, im Lichte des herausgearbeiteten begrifflichen Ertrags, aufgegeben werden. Es ist nicht mehr nötig nach ontischen Regressstoppern (Wahrmachern) zu suchen. Diese Strategie hat sich durch den gesamten Verlauf der Arbeit als verfehlt herausgestellt.*
- Im **dritten Kapitel** wurde dann untersucht, wie der Appell an den „Raum der Gründe“

---

<sup>1</sup>Kant, *KrV*, B 354.

missdeutet werden kann, wenn die „Gründe“ im Sinne eines extensionalen Realismus verstanden werden. Die „Gründe“ dienen dann als ontische Regressstopper und sollen das Verhalten erklären. Die Problemstellung lautet: „Wie ist es möglich, dass wir zu einem bestimmten<sup>2</sup> Verhalten motiviert werden?“ Es ist diesen behandelten Positionen mysteriös, wie man zu einem bestimmten Verhalten veranlasst wird. Sie stellen Theorien auf, die zeigen sollen, dass entweder interne oder externe „Gründe“ oder dann auch Techniken oder rationale Prinzipien, die unserem Verhalten implizit einwohnen sollen, dafür „verantwortlich“ sind. Das Verhalten wäre damit nur durch Veranlasser möglich, die aber dann keinen ‚Platz‘ mehr lassen für ein selbstständiges Verhalten, das so als „absoluter“ Veranlasser in eine paradoxe Opposition treten muss. (Hier zeigt sich implizit und auf eine bestimmte Weise auch schon die Gegenüberstellung aus KANTS dritter Antinomie.) Die Prädizierung unseres Verhaltens *als selbstständig* ist aber eine *modifizierende* Bestimmung und *keine determinierende*, die einen Veranlasser voraussetzt. Die modifizierende Bestimmung ist damit aber auch nicht einer determinierenden Bestimmung durch motivationale Ursachen in einer Antinomie gegenübergestellt. – *Auch hier verschwindet die Problemstellung, wenn man den Vollzug des Subjekts – das modifizierende Tun in der Arbeit – ‚adäquat‘ aufweist.*

- Im **vierten Kapitel** wurde die Problemstellung, die den roten Faden der Untersuchung bildet, „Wie ist Normativität möglich?“ dahingehend variiert, dass ihre Antwort lautet: über dispositionale Eigenschaften der Verhaltenssubjekte. Dispositionen sollen ermöglichen, dass normative Phänomene „wahrgenommen“ werden können. Via ihre Vermittlung soll es möglich sein, von einer Rezeptivität für normative Phänomene auszugehen. Diese sind dann Veranlasser des normgeleiteten Verhaltens. Es hat sich aber gezeigt, dass das Subjekt so nur als Objekt zu fassen ist, da den dispositionalen Eigenschaften eine alethische Modalität zugrunde liegt. Führt man dann die zur Rezeptivität gegensätzliche Vorstellung der Spontaneität ein, dann erscheint diese auch nur als ein „absoluter“ Veranlasser. Man ist wieder in die transzendental-dialektische Starre versetzt. Es handelt sich dabei aber um eine modifizierende oder adverbiale Bestimmung des Vollzugs des Subjekts. Die Prädikation „als spontan“ ist als modifizierend zu begreifen und setzt so keinen „unbedingten“ Seinsgrund „Spontaneität“ voraus, aber dennoch ist sie als adverbiale Bestimmung oder in ihrem Modus-sein unbedingt, da sie eben keine Bedingung oder Voraussetzung als einen ontischen Seinsgrund ‚hat‘.
- Das **fünfte Kapitel** ist ein Übergangskapitel. Es wurde auf die theoretischen Mittel reflektiert, die in den vorangegangenen Kapiteln (implizit) vorhanden waren. Es handelt sich hierbei zunächst um eine Kritik präsuppositionaler Argumentationsweisen, die Seins voraussetzen. Es wurde dabei gerade problematisiert, dass die Rede von ontischen Regressstoppern oder Wahrmachern immer nur in der Seinsweise der Vorhandenheit verbleibt, und damit auch die Vorstellung Mitdaseiender auf diese Seinsweise reduziert.

<sup>2</sup>Der Grund als Bestimmung des bestimmten Verhaltens könnte und müsste dann auch bestimmt werden und so entsteht ein infinites Regress. Außer man begreift die Bestimmung eben als modifizierend und nicht als determinierend.

- Das **sechste Kapitel** behandelt dann nochmals ein Missverständnis der determinierenden Redeweise in Bezug auf Begründungsversuche gemeinsamen Verhaltens. Diese theoretischen Versuche sind dialektisch rekonstruierbar und verbleiben in einer gegensätzlichen Starre. In ihren normativen Ansprüchen an das handelnde Individuum treten sie aber in einen Widerspruch (Kollision der Normen). Das Individuum entfremdet sich dabei von den Gemeinschaften und ihren normativen Ansprüchen. Wird die Entfremdung aber als determinierende Bestimmung verstanden, dann handelt es sich um einen Ausbruch aus den ‚Normsystemen‘ der Gemeinschaft. Als modifizierende Bestimmung handelt es sich um die selbstständige Aneignung der tradierten normativen Ansprüche in der ‚Bildung‘.
- Im **siebten und achten Kapitel** wurde gezeigt, dass (1.) der reale Anerkennungsvollzug zwischen Subjekten nicht ausreicht, um normative Signifikanz zu verleihen, das heißt das Normative in die Welt zu bugsieren. Der reale Anerkennungsvollzug ist auch nicht *die* Instanz des Status des Normativen. Es handelt sich um einen wirklichen Vollzug (Tätig-sein) und damit um einen wirklichen Status im Ausgang des Wissens des Wissens. Es wurde auch gezeigt, dass es (2.) keine Bedingungen oder Veranlasser gibt, die zu einem sittlichen Zustand der wechselseitigen Anerkennung führen, der dann als normatives Korrektiv dient. Der Vollzug als sittlich und frei kann zwar nur vermittelt über Praxen und ‚Bildung‘ *realisiert* werden, aber es handelt sich bei dieser Vermittlung *nicht* um einen Mechanismus, der Zustand um Zustand *herstellt*. (3.) Im Sittlich-sein handelt der sittliche Mensch auch ohne *bedingenden* Grund, aber dennoch nicht grund-los. Aus der Perspektive einer Nutzenmaximiererin, einer naiven Realistin, usw. ist ein tugendhaftes Handeln aus der Sittlichkeit heraus auch nicht verstehbar; selbst wenn es irgendwie begründet wäre. Sie können dazu auch nicht einfach angestoßen oder veranlasst werden durch ein bloßes Regelfolgen oder ein normgemäßes Verhalten, denn es handelt sich nicht um eine determinierende, sondern eine modifizierende Bestimmung.

*Die Bestimmungen, wie z.B. „selbstständig“ vs. „unselbstständig“ und „spontan“ vs. „rezeptiv“, sind nicht als determinierende Bestimmungen zu verstehen, denn dann verwickelt man sich in eine „unvermeidliche Dialektik“ (KANT). Es wird dabei vorausgesetzt, dass es ein vorhandenes Objekt „gibt“, das entweder spontan agiert oder rezeptiv ist oder gar beides. Auf diesem Fundament baut dann die transzendente Dialektik auf. Es handelt sich aber um modifizierende Bestimmungen des Vollzugs des Subjekts, das nicht als vorhandenes Objekt vorausgesetzt werden muss, sondern diese modifizierenden Bestimmungen im Vollzug aufweist. – An der Frage nach dem Status des Normativen exemplifiziert sich ein Philosophieren, das Problemstellungen im Fragen modifiziert, und zu einer Haltung führt, die nicht versucht, an ontischen Regressstoppfern zur Ruhe zu kommen.*



## 9.2 Die Reflexivität *im* Absoluten

Am Ende der *Enzyklopädie* führt HEGEL drei Gestalten des Wissens ein: „Kunst“, „Religion“ und „Philosophie“ und schließt mit einem Zitat aus der *Metaphysik* des ARISTOTELES, worin dieser das „Denken des Denkens“ behandelt. Dies ist nun keine monologisch-reflexive Konzeption (des Geistes), wie sie HONNETH bei HEGEL vermutet, die er im Laufe seiner Jenaer Zeit entwickelt haben soll, und so von einem intersubjektiven Anerkennungsbegriff abgekommen sein soll.<sup>3</sup> Es handelt sich auch nicht direkt um „Selbstdeutungsmedien“<sup>4</sup>, wie QUANTE vorschlägt, sondern das Wissen des Wissens ist als Ansichsein zu begreifen<sup>5</sup>, das sich im freien Vollzug weiter realisiert. Dieser ist nicht nur monologisch-reflexiv, sondern auch dialogisch-hermeneutisch.

Für SIEP ist eine Institution, im Anschluss an John SEARLE, ein Bestand an konstitutiven Regeln<sup>6</sup>, aber in dieser Vorstellung konstituieren die Regeln auch das Subjekt und es ist, wenn es sich ihnen *gemäß* verhält, ‚unfrei‘. HONNETH will dagegen den materialistisch-motivationalen Mechanismus des Kampfes um Anerkennung auf Regeln bringen. Die Veranlasser eines solchen Mechanismus sind aber *Hinzukommende* und die Regeln, denen gemäß das Subjekt sich verhalten *soll*, sind Ausdruck eines Machtverhältnisses. Es wird so in einen Zustand überführt: anerkannt als so und so (theoretisch) bestimmt oder determiniert. Die Bestimmung und das Hinzukommende machen so die Bedingung aus und das angeblich freie Subjekt, das als Unbedingtes gelten sollte, ist nun ein Bedingtes. Die Gemeinschaft und die Institutionen werden durch selbstbewusste Wesen vermittelt, d.h. sie sind nur in deren Tätigsein und zugleich ist diese Vermittlung auch der ‚Zweck‘: die sich wissende Subjektivität in der Bildung zu ‚realisieren‘ und nicht als einen Zustand zu verwirklichen oder hervorzubringen.

Eine Formanalyse, wie sie hier als kritisches Moment gegen Theorien in verschiedener Gestalt gewendet wurde, nimmt den Ausgang vom Wissen des Wissens, das keine Bedingung und kein Zustand ist, denn die Formanalyse verweist auf den Modus und das Sein des Bestimmens und des Vollzuges, der dann nicht ein bloß determinierender und determinierter ist. Dies hat zwei Vorteile: (1.) Staat, Gemeinschaft, Normen, Regeln, also alles was unter den Titel „Allgemeinheit“ fallen kann, hat eigentlich nicht die Macht, diese Modifikation zu erzwingen, denn es gibt keinen Mechanismus, der einen „freien“ Zustand wechselseitiger Anerkennungsverhältnisse herbeiführen könnte, da es sich eben nicht um einen Zustand handelt. Sie sind nicht die Bedingungen oder auch Bedingungen der Möglichkeit, um *anerkennungsverleihend*

<sup>3</sup>Vgl. Honneth, *Kampf um Anerkennung*.

<sup>4</sup>Vgl. Quante, „Kommentar“, 265.

<sup>5</sup>Vgl. hierzu Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 231 und 238.

<sup>6</sup>Vgl. Siep, *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie*, 300 Anm. 6.

aufzutreten, d.h. sie können nicht die Instanzen sein, die dem Subjekt nur einen Bestand an Regeln ‚einimpfen‘ müssten. (2.) Es handelt sich hierbei nicht um einen Sprung in eine ‚Wir-Perspektive‘ oder zu einem allgemeinen Willen, in der und in dem sich das Subjekt und seine Perspektivität aufhebt, sondern es ist wesentlich von der Perspektive des Subjektes abhängig. Es ist ja das ‚Tätig-sein‘ des Subjekts, das modifiziert wird und modifizierend ist.

Das Wissen des Wissens ist als Ansichsein der Ausgang des Im-Modus-seins. Dies bedeutet nicht, dass etwas als Anundfürsichsein hervorgebracht – handlungstheoretisch oder sprachlich-theoretisch determiniert – wird. Es gibt keinen Endzustand – auch nicht abstrahiert als ein jenseitiges Sollen –, der durch einen Zustand, eine Regel, einen Satz oder eine Theorie hervorgerufen oder beschwört werden kann. Es handelt sich hierbei auch nicht um ein Hinzukommendes oder eine Bedingung, die determinierend auftreten. – Somit sind auch die Fragen „Wie ist Anerkennung möglich?“ oder „Wie ist Normativität möglich?“ die falschen Fragen, denn ‚es gibt‘ nichts was diesen Fragen als Antwort entsprechen könnte. Die Fragen entspringen einer ontischen Vorstellungsweise, die versucht durch eine ontische und logische Hypostasierung von Vorstellungen und Regeln, eine Theorie aufzustellen, die als Antwort dienen soll. – Das Wissen des Wissens als Ausgang des Im-Modus-seins ist aber kein Selbstunterschied als Möglichkeit im Sein im Sinne eines Idealismus als Selbstunterschied des Seins im Subjekt, das durch die Setzungen des Ichs (Vollzüge) diesen Unterschied allererst hervorbringt noch handelt es sich um einen Selbstunterschied im Sinne eines Materialismus, der durch geschichtliche oder gesellschaftliche Vollzüge hervorgebracht wird. Dabei handelt es sich, in beiden Fällen, wieder um Ontisierungen in Theorien.

Die Metapher des Produzierens, im Sinne des Hervorbringens eines propositionalen Gehaltes als Produkt und damit eines Zustandes, und die Metapher eines Gefäßes oder Bestandes an propositionalem Wissen sind keine absoluten Metaphern, um das Denken zu explizieren.<sup>7</sup> Ob als Anfangszustand des Denkens oder als Endzustand, es kann entweder ein anderer Ursprung angeführt werden oder man kann die Zustände zu einer infiniten Reihe potenzieren. Die Metaphern als „absolut“ zu charakterisieren, scheint mir aber auch problematisch. In diesem Kontext meint „absolut“ eher eine nicht zu hintergehende Vorstellung oder Denkweise und so erhellend diese für unser Denken sein mag, so fehlt ihr doch ihr Gegenstück. So wäre der „Begriff“ selbst einseitig, wenn ihm nicht das „Sein“ gegenüber stehen würde. In Anlehnung an CUSANUS könnte man sagen, dass sie im Absoluten zusammenfallen. So kann auch nicht das Normative als das Unbedingte genommen werden, da dies einseitig wäre, denn nur das Absolute ist unbedingt, und von der anderen Seite betrachtet, kann das Normative auch nicht als ein Hinzukommendes zum Deskriptiven gedacht werden. Es handelt sich dabei ja

<sup>7</sup>Siehe zur Unterscheidung der ‚Arten‘ der Metaphern den Epilog dieser Untersuchung.

nicht um das Zusammenfallen von Zuständen oder determinierenden Bestimmungen.<sup>8</sup>

„Status“ bedeutet ja nicht nur „Zustand“ oder „Bestand“, sondern auch „Stellung“, „Stand“ oder „Rang“, d.h. einen ausgezeichneten Ort innerhalb einer Institution. Einen ‚bestimmten‘ Ort im Sein der Sprache und der Logik. So nehmen wir den Status eines Sprechers einer natürlichen Sprache ein.<sup>9</sup> Auch hier handelt es sich nicht um einen Zustand. Wir verorten uns als sprechende und denkende – im weitesten Sinne logische – Wesen und „verhalten“ uns damit nicht nur „regelgeleitet“ oder „normativ“, sondern aus dem Normativen heraus. Zumindest ist dies ein Versuch, unser Sprechen und Denken nicht als ein bloßes Verhalten zu charakterisieren, das sich nicht bloß entweder nach ‚kausalen‘ Gesetzen oder – nach einer anderen Auffassung – nach formalen oder syntaktischen Gesetzen richtet, sodass das Sprechen und Denken semantischen, propositionalen, „begrifflichen“ oder intentionalen Gehalt ‚besitzen‘ solle, der dann Signifikanz ‚haben‘ soll, d.h. entweder ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ sein kann. Es gibt dabei verschiedene Validierungsversuche im Ausgang von WITTGENSTEINS Regelfolgeproblematik, die FINKELSTEIN folgendermaßen darlegt: einen semantischen Skeptizismus, einen Dispositionalismus, einen Interpretationismus und einen Platonismus. Diese Versuche, einem bloßen Sprechverhalten, wobei es sich lediglich um „Laute“<sup>10</sup> handeln soll, Bedeutung zu verleihen, scheitern. Ich denke, dass FINKELSTEIN ein therapeutischer Ansatz vorschwebt, auch wenn er diesen Ausdruck nicht explizit verwendet<sup>11</sup>:

„Wittgenstein understands this seeming flatness [der Wörter ohne Bedeutung] as a kind of self-induced illusion. If he is right, freeing oneself from this illusion would allow one to reject the sort of reductionism that Kripke’s skeptic takes for granted *without* lapsing into Platonism.“<sup>12</sup>

Es gibt aber noch zwei weitere Versuche. WITTGENSTEIN fragt: „Im Gebrauch *lebt* es. Hat es den lebenden Atem in sich? – Oder ist der *Gebrauch* sein Atem?“<sup>13</sup> und BRANDOM antwortet darauf mit dem Gebrauch normativer und deontischer Begriffe. Dieser Versuch ist schon in der Einleitung behandelt worden. Ein weiterer Versuch wäre ein reflexionstheoretischer.

<sup>8</sup>Dies würde auch die Sein-Sollen-Differenz auflösen.

<sup>9</sup>Dazu bemerkt MCDOWELL: „I think it is an excellent model. (And not just a model [...]).“ Vgl. McDowell, „Towards a Reading of Hegel on Action“, 167.

<sup>10</sup>Vgl. Wittgenstein, *PU*, § 431. Und vgl. auch Wittgenstein, *PU*, § 432: „Jedes Zeichen schein[t] *allein* tot. Was gibt ihm Leben?“

<sup>11</sup>Vgl. Finkelstein, „Rule-Following“, 723/724.

<sup>12</sup>Finkelstein, „Rule-Following“, 724.

<sup>13</sup>Wittgenstein, *PU*, § 432.

### 9.2.1 Reflexion

Wenn man sich oder anderen einen intentionalen Status zuschreibt, dann geht man auch davon aus, dass dieser propositional, semantisch oder „begrifflich“ gehaltvoll ist und dass dieser Gehalt ausgedrückt werden kann. Die Selbstzuschreibung kann zu einer *reflexiven Einstellung* erweitert werden, wenn sie nicht nur aussagt, dass ich diesen intentionalen Status mit einem Gehalt, der so und so ist, habe, sondern dass ich weiß, dass ich ihn habe: als ein Wissen um mein Wissen. HEGEL spricht dabei von einer „äußerliche[n] oder reale[n] Reflexion“ und dort gilt „das Endliche [...] als das Erste, als das *Reale*, von ihm wird als dem *zugrunde Liegenden* und zugrunde Liegenbleibenden angefangen“.<sup>14</sup> Das „Reale“ ist hier ein propositionaler Gehalt in seinem Repräsentationsmodus. Nun ist es aber eben nicht so, dass mein Wissen um ein Wissen dieses wahrmacht oder eine hinreichende Validierung liefert. Wobei sich jenes Metawissen selbst validiert. Das Einnehmen der reflexiven Einstellung kann aber kein Metastandpunkt sein, der entweder außerhalb liegt, denn wie sollte man aus der Reflexion herausfallen, noch kann es sich um einen propositionalen Gehalt eines propositionalen Gehaltes handeln, denn dies führt zu einem infiniten Regress.<sup>15</sup> Worauf ich mit diesen Überlegungen hinaus will, ist, dass die Problematik des Regelfolgens ihren Fokus auf die Ausführung der Regeln legt – eben das Befolgen der Regeln –, selbst aber übersieht, dass sie dabei eine reflexive Einstellung einnimmt, die nach der Validierung der Instanz des Folgens fragt. Diese reflexive Einstellung ist aber gerade das Wesentliche, denn sie zeigt das ‚Herausfallen aus‘ und ‚Distanzieren von‘ einem Regelfolgen und nicht das bloße Folgen, das so immer nur ein Verhalten bleibt, egal welche Instanzen man herbeiruft, die dem Folgen letztendlich Gehalt verleihen sollen.

### 9.2.2 Wissen des Wissens

Der Reflexivität unserer Welt- und Selbstbezüge ist zum einen geschuldet, dass so etwas wie eine individuelle Bildungsgeschichte möglich ist, aber zum anderen auch, dass eine Entwicklung des Begriffs für sich und an und für sich möglich ist – als genuin philosophische Forschung; auch wenn es eben *an sich* immer ‚nur‘ ein Wissen des Wissens ist, der unbedingte und damit absolute ‚Ausgangspunkt‘. Hier sind drei Punkte hervorzuheben, die STEKELER-

<sup>14</sup>Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 18. (Hervorhebungen vom Verfasser, F.R.)

<sup>15</sup>Vgl. hierzu auch STEKELER-WEITHOFERS Hinweis: „Die Entwicklung der Philosophie ist die Entwicklung des Selbstbewusstseins, nicht auf der Ebene der subjektiven Reflexion einzelner Personen, sondern eben des generischen Geistes. Sie ist damit Entwicklung des delphischen Programms einer Selbsterkenntnis, wie sie Aristoteles unter dem allgemeinen Titel des Denkens über das Denken, einer *noēsos noēseos* skizziert.“ (Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 229.)

WEITHOFER anführt: (1.) Es handele sich bei dieser immanenten Reflexivität<sup>16</sup> nicht um eine individuelle Bildungsgeschichte als eine Art individuelle Einsicht des Sich-selbst-bewusst-werdens.<sup>17</sup> (2.) Des Weiteren ist ein

„Beitrag zur eigenen oder fremden Bildung [...] noch kein Beitrag zur Philosophie. Entsprechend ist ja auch in in den Wissenschaften zu unterscheiden zwischen der Ebene der empirischen oder denkenden Forschung mit neuen Einsichten als Ergebnis und der subjektiven Bildungsebene.“<sup>18</sup>

(3.) Der unbedingte Anfang des Forschens ist das Wissen des Wissens, das *an sich* ‚schon‘ ist – nicht als Zustand, sondern als anerkannter Status im Forschen:

„Im Prinzip ist damit durchaus klar, was es heißt, dass wir in der philosophischen Reflexion uns selbst zum Thema machen und erst damit ein wahres Selbst-Bewusstsein entwickeln. Unsere Grundfrage, was es heißt, dass der Geist zu sich selbst komme, was also eine *noēsos noēseos* ist, ist damit *an sich* beantwortet. Warum aber bedeutet das noch nicht am Ende der Geschichte der Philosophie [angelangt zu sein]? Das war unsere Ausgangsfrage. Nun, die Grundfrage ist eben nur *an sich* beantwortet. Konkretisiert sind die Antworten damit noch nicht.“<sup>19</sup>

Man könnte SELLARS Behauptung, dass die Fragen „in some sense the same“ seien<sup>20</sup>, näher bestimmen, dass sie *an sich* dieselben sind. Wäre dies nicht der Fall, dann könnten wir nicht nur frühere Fragen nicht *verstehen*, aber auch aktuelle nicht. Vom Anfang her zu denken, d.h. nicht mit Bezug auf einen Anfangs- und Endzustand, und sich gerade der Vorstellung eines Zustandes zu enthalten, ist Aufgabe einer Philosophiegeschichte.

### 9.2.3 Philosophiegeschichte

Gerade aber dem „Deutschen Idealismus“ wird vorgeworfen, sich das „Absolute [...] nach Art eines Universalbehälters“ vorzustellen, worauf Gerhard GAMM hinweist. Diese Vorstellungsweise bedarf selbst der Kritik.<sup>21</sup> Eine weitere Festlegung, die mit dem (möglichen) Ende der

<sup>16</sup>Zur Rolle der „Reflexivität“ im „Deutschen Idealismus“ vgl.: Gamm, Gerhard, *Der Deutsche Idealismus, Eine Einführung in die Philosophie von Fichte, Hegel und Schelling*, Stuttgart 2012, 19-34.

<sup>17</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 229.

<sup>18</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 3.

<sup>19</sup>Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 238.

<sup>20</sup>Vgl. Sellars, Wilfrid, „Realism and the New Way of Words“. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 8,4 (1948), 601.

<sup>21</sup>Vgl. Gamm, *Der Deutsche Idealismus*, 29-31.

Philosophie einhergehen kann, ist, dass man Substitutionsprogramme oder -projekte entwirft, ob nun schon im 19. Jahrhundert unter den Titeln (und Namen) „Praxis (Marx), Existenz (Kierkegaard), Kunst und Leben (Nietzsche), Therapeutik (Freud)“, wie GAMM anführt<sup>22</sup>, oder in neuerer Zeit im Gefolge der Einzelwissenschaften, wie z.B. der Physik, der (Evolutions-)Biologie oder den Neuro- und Kognitionswissenschaften. STEKELER-WEITHOFER scheint hier ein weiteres Substitutionsprojekt gefunden zu haben, wenn er schreibt, dass die „Vertiefung von Inhalten und Verbesserung des Sinnverstehens“ zugleich auch immer „eine Entwicklungsgeschichte der Idee und Institution der Philosophie selbst, aber auch der übrigen Wissenschaften“ sei.<sup>23</sup> Er rekurriert dabei auf PLATON und schreibt ihm die Einsicht zu, „eine *strukturelle Praxisformanalyse* mit dem Ziel der *Planbarkeit* von Institutionen“ zu projektieren.<sup>24</sup> Dabei will STEKELER-WEITHOFER, meiner Ansicht nach, hervorheben, dass Institutionalisierungen die Bedingung für eine Entwicklung des Wissens sind, denn ansonsten müsste man immer wieder neu beginnen. (So zeigt z.B. der Verlust und dann die Wiederentdeckung aristotelischer Schriften im Mittelalter, die zu einem ‚raschen Aufschwung‘ geführt hat, eigentlich auch, wie fragil Wissenstradierung sein kann.) Dabei muss aber, trotz aller Versuche, eine „*Planbarkeit*“ zu schaffen, immer eine Offenheit bestehen, um eine antidogmatische Entwicklung des Wissens des Wissens zu ermöglichen. – Die (hier) vorgebrachten Überlegungen sind mehr negative Abgrenzungen und damit eigentlich nur formelartige Metakommentare, die hier über diese Form nicht hinauskommen und sich im Verlauf von Untersuchungen, wie der hier vorgelegten, exemplifizieren müssen.

### 9.2.4 Therapeutischer Quietismus – Fazit

Eine quietistische Herangehensweise zu wählen, bedeutet, dass auf ‚theoretische‘ und metaphysische Festlegungen verzichtet wird, da diese von einem (fal-schen) Bild bedingt werden. Man bedarf keines Seienden als Wahrmacher oder Regressstopper in Theorien (des Normativen), wobei die Theorien gerade in einer solchen Vorstellungsweise verharren und von diesem ‚Bild‘ gefangen gehalten werden. Es handelt sich dabei aber um eine Illusion, die therapiert werden muss. Dabei begreift man die Festlegungen der Theorien als einseitige *Auslegungen* des Seins. Einseitig sind sie, weil sie nur eine Weise oder eher Bestimmung des Seins herausheben und diese als unbedingt betrachten. Hier wurde nun gegen Problemstellungen argumentiert, um, durch ihre theoretischen Vereinseitigungen hindurch, das dialektisch-

<sup>22</sup>Vgl. Gamm, *Der Deutsche Idealismus*, 12.

<sup>23</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 17.

<sup>24</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 235.

hermeneutische Fragen aufzudecken. Nun aber vom Fragen auszugehen und nun eine Art Philosophie des Normativen zu entwerfen, würde die ‚Antwort‘ als Frage mißbrauchen. Gerade gegen eine solche resultative Denkweise ist meine Untersuchung gerichtet. Eine solche Vorstellungsweise geht von einem Endzustand des Fragens aus, um diesen als Veranlasser für einen Entwurf zu verstehen. Dies hätte zwei Implikationen: (1.) der Endzustand würde als absoluter Zustand aufgefasst werden und (2.) würde das Fragen auch im Rahmen der hier behandelten Problemstellungen überhaupt nicht aufbrechen. Das Fragen darf nicht als ein Möglich-sein eines determinierend-bestimmenden Prozesses vorgestellt werden, sondern als Modifizierung von Problemstellungen. Die Theorien (des Normativen) sind damit aber nicht zu verwerfen, sondern nur an der ‚richtigen‘ oder ‚adäquaten‘ Stelle im Sprachspiel zu verorten (s. „Topographie des Normativen“). Es hat sich dabei ergeben, dass das Normative als eine modifizierende Bestimmung begriffen werden muss, wie z.B. in der Arbeit des Selbstbewusstseins oder der dialogisch-wechselseitigen Anerkennung von Selbstbewusstseinen. Das ‚Selbstbewusstsein‘ ist deshalb der Ausgangspunkt, da es eben den unbedingten ‚Anfang‘ des Wissens des Wissens ‚repräsentiert‘. Im hier durchgeführten Modus des Fragens werden so die Einseitigkeiten der Theorien aufgehoben, um dann nicht mehr von bestimmten Problemstellungen belästigt zu werden. *Dies ist aber kein Zustand des Zur-Ruhe-kommens, sondern ‚erst‘ der Anfang des Fragens.*





# Epilog – Hermeneutischer Metadiskurs

Ich will an dieser Stelle auf zentrale Gedanken zurückkommen, die bisher eher implizit mitgeschwungen, aber nicht explizit angesprochen wurden. Dies ist kein Versuch, neu anzusetzen oder von einem höheren, eher späteren, Standpunkt einen ‚besseren‘ Überblick zu haben. Dies ist mehr als eine Einordnung in einen umfassenderen Kontext zu verstehen und deshalb auch nur als ein kurzer Epilog gehalten. Ich greife zwei Linien auf, die ich nicht erschöpfend behandeln kann, da es sich um zentrale Problemstellungen innerhalb der philosophischen Forschung handelt, wie z.B. die Gegenüberstellung von Naturalismus und (metaethischem oder normativem) Realismus und wie überhaupt mit HEGEL zu verfahren sei, die einer umfangreicheren Behandlung bedürfen. In diesen dunklen und schier undurchdringlichen Wald will ich nicht versuchen Schneisen zu schlagen, sondern kleine Pfade anlegen.

## Von Ismen und Quasi-Ismen

### Ontische Regressstopper

Die Einteilung der Philosophie in verschiedene Ismen gleicht einer doxographischen Darstellung der Geschichte der Philosophie: „Platonismus“ vs. „Aristotelismus“ oder in neuerer Zeit dann (metaethischer oder normativer) „Realismus“ vs. „Naturalismus“. Der Vorwurf, den die jeweiligen Ismen von ihrer Gegenseite zu hören bekommen, ist, dass sie den falschen Regressstopper wählen, wie z.B. Ideen (Platonismus), Fakten (Realismus), Sinnesdaten (Logischer Empirismus) oder gar die Vorstellung eines Absoluten (Hegelianismus). Nach STEKELER-WEITHOFER handele es sich bei einer solchen Redeweise „um eine ontische statt logische Deutung der Philosophie“, d.h. aber

„der Inhalt der Philosophie [ist] weder einfach die Wahrheit, noch die Welt, weder Gott, noch das Absolute [...], sondern der Begriff. Es geht ihr also zuerst um den

Sinn unserer Reden über Götter und Welten, über Wissen und Wahrheit, über Absolutes oder Relatives.“<sup>25</sup>

Auch wenn diese Redeweise *über* eine Sache kritisch zu betrachten ist, so zeigt sich und hat sich im Verlauf dieser Untersuchung gezeigt, dass aus einer unreflektierten Rede, die nach Regressstoppnern sucht und diese ontisch missdeutet<sup>26</sup>, ein dogmatisches Philosophieren entsteht, das dann seinen Ausdruck in einer vermehrten Ismenbildung findet. Solche Missdeutungen laden gerade dazu ein, sich einem Ismus zuzuordnen und andere in etwaige zu verbannen. Selbst Fälle, die als Appell an eine ‚vermittelte Unmittelbarkeit‘<sup>27</sup> zu verstehen sein sollen und damit als „anti-anti-realism“<sup>28</sup> gelten sollen, sind schon kritisch zu betrachten.<sup>29</sup> Ein solcher Ansatz löst das Problem der ontischen Missdeutung von Regressstoppnern nicht, sondern zögert es nur heraus. – Im Quasi-Ismus erfährt dann die Einteilungswut ihren absurden Höhepunkt. Es wird aus einer gewissen Furcht vor Festlegungen eine Tugend gemacht: Wenn schon skeptisch, dann lieber Quasi-Skeptizismus.

Die Ismen sind aber nicht nur allgegenwärtig in aktuellen Debatten der Philosophie, sie bilden auch die Leitdifferenzen des Bezugs zur Geschichte der Philosophie, die so als eine Ansammlung von sich ablösenden Ismen erscheinen muss; zumindest wenn man einschlägige Überblicksdarstellungen heranzieht. Dies mag zunächst kein Problem sein, wenn man begreift, dass es sich dabei eben um eine spezielle literarische Form innerhalb der Wissenschaft handelt: eben Überblicksdarstellungen, die entweder in die historische Tiefe gehen oder aber einen ‚aktuellen‘ Überblick über einen Zweig eines Faches geben, wie z.B. eine Einführung in die Erkenntnistheorie, Ethik oder (in anderen Fächern) eine Einführung in die theoretische Physik. Solchen Lehrbüchern entsprechen dann die Einführungsvorlesungen. Neben dem Begreifen der adäquaten Rolle einer literarischen Form sollte auch eine präliminarische Funktion der Nennung von Ismen bedacht werden, d.h. durch Abgrenzung von bestimmten Ismen oder einer ‚groben‘ Zuordnung zu Ismen kann die Leserin sich innerhalb einer Untersuchung zu recht finden, dabei muss aber auch begriffen werden, dass dies immer nur akzidentell ist. Es gibt nicht *die* Einführung in ein Thema oder eine Problemstellung für ‚alle‘ Leserinnen. – Ich will im Folgenden die generelle Problematik von Ismen skizzieren, um dann meine Heran-

<sup>25</sup>Vgl. Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 2.

<sup>26</sup>Vgl. dazu auch Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 232 und 91-99.

<sup>27</sup>Vgl. McDowell, „How Not to Read *Philosophical Investigations*“. Ich denke, dass in diesem Aufsatz die Überlegungen zu einer vermittelten Unmittelbarkeit recht deutlich zu sehen sind, wie auch in seinem Aufsatz „The Apperceptive I and the Empirical Self: Towards a Heterodox Reading of ‚Lordship and Bondage‘ in Hegel’s *Phenomenology*“; auch wenn es sich bei beiden Aufsätzen eher um exegetisch-interpretative Untersuchungen handelt.

<sup>28</sup>Vgl. McDowell, „Preface“, VIII.

<sup>29</sup>Ich danke Jan MÜLLER, dass er mich darauf hingewiesen hat, diese Problematik bei MCDOWELL ebenfalls zu sehen.

gehensweise in dieser Untersuchung zu erläutern und zu verteidigen, da ich mich auch einer Ismenbildung bediene.

## Die Philosophemkönige

Scheint aktuell vor allem die Leitdifferenz (metaethischer oder normativer) Realismus vs. Naturalismus *vorherrschend*, so war es noch zu HEGELS Zeiten die Unterscheidung<sup>30</sup> von Idealismus und Realismus. Dies lässt schon vordergründig einige Schwierigkeiten aufkommen: Weshalb ändert sich diese Differenz, sodass eine neue Gegnerschaft entsteht? Wie ähnlich sind sich diese Realismen? Das klingt schon so, als würde man den Bereich dieses dogmatischen „Diskurses“ nicht verlassen können und wäre dem Zufall anvertraut, der einen in die Schule einer Lehre zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort geworfen hat. Und es scheint so, als wäre man von diesem Ismus *beherrscht*. Aber auch die Namensgebung drückt eine Form der Herrschaft aus, wie HEGEL ausführt:

„Ein Zeitalter, das eine solche Menge philosophischer Systeme als eine Vergangenheit hinter sich liegen hat, scheint zu derjenigen Indifferenz kommen zu müssen, welche das Leben erlangt, nachdem es sich in allen Formen versucht hat; der Trieb zur Totalität äußert sich noch als Trieb zur Vollständigkeit der Kenntnisse [...]. Für diese Art der Indifferenz, wenn sie bis zur Neugierde aus sich herausgeht, gibt es nichts Angelegentlicheres, als einer neuen ausgebildeten Philosophie einen Namen zu geben und, wie Adam seine *Herrschaft* über die Tiere dadurch ausgesprochen hat, daß er ihnen Namen gab, die *Herrschaft* über eine Philosophie durch Findung eines Namens auszusprechen. Auf diese Weise ist sie in den Rang der Kenntnisse versetzt.“<sup>31</sup>

Als könnte man durch die Namensgebung eine Traditions- und/oder Argumentationslinie beherrschen, indem man sie als einen *Bestand* an philosophischen Kenntnissen anführte, und dann als „philosophisches“ Wissen verkaufte. Das „Denken“ und die Argumentationslinien, die in diesem Bestand aufgelistet und angesammelt werden, können damit auch zu einem leeren und abstrakten Werkzeug der Problemlösung oder dann gar zu einem veralteten und überflüssigen Bestand an Mitteln werden, denen schon der Zweck abhanden gekommen ist. Dabei drückt sich die Problematik und Vorstellung aus, dass – hier eben „philosophisches“

<sup>30</sup>Vgl. Hubig, „Identität und Nichtidentität“, 13.

<sup>31</sup>Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“ (1801). In: Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Jenaer Schriften (1801-1807)*, Werke, Bd. 2, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 2006, 15. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.) Gerhard GAMM weist auch auf diesen Herrschaftsaspekt hin. (Vgl. Gamm, *Der Deutsche Idealismus*, 8.)

– Wissen aus einem Bestand oder Behältnis an „Wissen, dass...“ (was der Fall ist) oder/und an formal-abstrakten Mitteln, die eben auf jedes Gebiet anwendbar sein sollen, *bestünde*. – Dies ist natürlich nicht immer das Programm etlicher philosophischer Projekte, aber implizit schleicht sich diese Vorstellung immer wieder an bestimmten Stellen ein.

## Hermeneutisch-begriffliche Rekonstruktion

Mein Vorgehen scheint sich der Beherrschung durch Ismenbildung zu bedienen. Ich denke aber, dass die hermeneutisch-begriffliche Rekonstruktion der Ismen, wie ich sie vorgelegt habe, keine Herrschaft über sie ausübt, sondern ihre begriffliche Entwicklung herausstellt. Die logischen Kategorien dabei sind: Gegensatz, Widerspruch und Grund. Im Gegensatz wird ein gemeinsamer Grund als *gegeben* angenommen. Es handelt sich dabei aber um einen propositionalen Gehalt, der identisch bleibt unter der Hinsicht der (gesetzten) Nichtidentität. So werden z.B. Fakten in der metaphysisch-ontologischen Debatte als gegeben angenommen, während der Gegensatz von normativ oder nicht-normativ *gesetzt* wird.<sup>32</sup> Man legt sich fest – als Anerkennung von nur nicht-normativen oder normativen (und nicht-normativen) Fakten in jenem Sprachspiel. Wird die Selbstständigkeit der Ismen aber nur noch als *gegeben* verstanden – anerkannt als eine notwendige Voraussetzung, um ins Sprachspiel einzutreten –, dann hat sich der Gegensatz zum Widerspruch bestimmt, der so ein „Ausschließen der Identität“<sup>33</sup> ist – eine verzweifelnde Anerkennung der Unauflöslichkeit der Gegenüberstellung der „fürsichseienden Selbständigen“<sup>34</sup>. Der Widerspruch kann aufgehoben werden, wenn der gemeinsame Grund als gesetzt begriffen wird und nicht mehr als gegeben: „Somit ist das Wesen als Grund ein Gesetztsein, ein Gewordenes.“<sup>35</sup>

<sup>32</sup>HEGEL untersucht unter der Kategorie „Gegensatz“ die Nichtidentität als das „Positive“ oder „Negative“ eines propositionalen Gehaltes, der identisch bleibt. Es kann sich dabei aber auch um eine Theorie handeln, die wahr oder falsch sein kann. Unter der Kategorie „Möglichkeit“ zeigt HEGEL dann, dass es möglich ist, zu jedem ‚wahren‘ Gehalt und jeder ‚wahren‘ Theorie seinen und ihren ‚falschen‘ Gegenpart auf und gegenüber zu stellen, denn auch dieser ist möglich, d.h. in sich widerspruchsfrei, wenn es der ‚ursprüngliche Gegenstand‘ ist.

<sup>33</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 52.

<sup>34</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 53.

<sup>35</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 54. HEGELS Kategorie „Grund“ in der *Wesenslogik* wird aber wieder als gegeben und damit objektstufig verstanden. Der „Grund“ als Gesetztsein – und damit als Mittelbegriff – wird erst in der *Begriffslogik* entwickelt. Beim „Grund“ der *Wesenslogik* handelt es sich um hypostasierte Kräfte, wie z.B. die Schwerkraft oder auch um geistige „Vermögen“. (Vgl. Hegel, *Wesenslogik*, 67/68 und vgl. Hegel, *Enz.*, §§ 122 Anm., 123, 124 und 130 Anm.) Nach STEKELER-WEITHOFER kritisiere HEGEL nur „die metaphysische Hypostasierung derartiger Reden, nicht ihr[en] synkategorematische[n] Gebrauch.“ (Vgl. Stekeler-Weithofer, *Hegels Analytische Philosophie*, 264 und vgl. auch 252 und 261-264.)

„Etwas ist also lebendig, nur insofern es den Widerspruch in sich enthält, und zwar diese Kraft ist, den Widerspruch in sich zu fassen und auszuhalten. Wenn aber ein Existierendes nicht in seiner positiven Bestimmung zugleich über seine negative überzugreifen und eine in der anderen festzuhalten, den Widerspruch nicht in ihm selbst zu haben vermag, so ist es nicht die lebendige Einheit selbst, nicht Grund, sondern geht in dem Widerspruche zugrunde. – Das spekulative Denken besteht nun darin, daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich selbst festhält, nicht aber, daß es sich, wie es dem Vorstellen geht, von ihm *beherrschen* und durch ihn sich seine Bestimmungen nur in andere oder in nichts auflösen läßt.“<sup>36</sup>

Diese etwas kryptischen Formulierungen mögen ausreichen, da sie durch den Fortgang meiner Untersuchung in einem hinreichenden Ausmaß dargelegt wurden.

## Hegels *Geschichte* – Im Dialog mit Hegel

HEGEL und auch SELLARS äußern sich in ihren ersten Veröffentlichungen programmatisch auf den ersten Seiten zu ihrem Bezug zur Geschichte der Philosophie. HEGEL in seiner Schrift „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“ aus dem Jahre 1801 und SELLARS in seinem Aufsatz „Realism and the New Way of Words“ (1948). Dass diese Auseinandersetzung nun in einem Epilog stattfindet, nimmt dem Ganzen den programmatischen Charakter. Ich werde im Folgenden HEGELS und SELLARS Überlegungen nutzen, um meinen Gedankengang zu entwickeln, der grob aus HEGELS Logik entspringt.

### Philosophiegeschichte *revisited*

STEKELER-WEITHOFER stellt die Frage:

„Lässt sich das philosophische Denken nicht tatsächlich wie die wissenschaftliche Forschung direkt betreiben, ohne dass man sich um irgendeine Geschichte zu kümmern bräuchte?“<sup>37</sup>

Wenn man diese Frage mit einem Ja beantwortete, dann wäre die hier vorliegende Untersuchung, die im Ausgang von HEGEL entwickelt wurde, auch ohne HEGEL möglich gewesen

<sup>36</sup>Hegel, *Wesenlogik*, 61. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.)

<sup>37</sup>Stekeler-Weithofer, *Philosophiegeschichte*, 1.

oder im schlimmsten Fall völlig verkehrt, weil sie einen systematischen und aktuellen Anspruch haben sollte, aber eigentlich nur eine historische Arbeit wäre, die in aktueller Terminologie daherkommt. Wenn man die Frage mit einem Nein beantwortete, dann müsste man sich auf zwei Behauptungen festlegen: (1.) Philosophie und ihre Unterdisziplin Philosophiegeschichte sind mehr als „nur“ historische Forschung, welche grob begriffen werden kann als das Erschließen von Quellen, d.h. als ein Öffentlichmachen im Sinne kritischer Texteditionen und der Auslegung der Texte in Übersetzungen und Untersuchungen, um die Texte zu ‚verstehen‘. (2.) Ohne Bezug zur Geschichte der Philosophie kann nicht philosophiert werden. Problemstellungen, wie auch Lösungsstrategien, müssten dann immer wieder ‚neu‘ entwickelt werden. Etwas abgeschwächt wäre es aber auch einfach möglich, zu sagen, dass wir auf bestimmten ‚Argumentationsformen‘ oder ‚Artikulationsversuchen‘ aufbauen, wie wir auch nicht immer neu eine Sprache lernen müssen, wenn wir Worte äußern, da wir schon in eine bestehende Sprachpraxis eingeführt worden sind; nur eben hier in eine schon bestehende ‚philosophische Praxis‘.

Aber gerade hier erhebt sich ja der Widerstand, denn eine ahistorische und atemporale Philosophie scheint gerade der Möglichkeit einer ‚logischen‘ Entwicklung enthoben und kann im schlimmsten Fall schon beendet sein, wenn ein großer Denker aus der Geschichte heraustritt und die „ewigen“ Probleme löst: Das Ende des philosophischen Fragens *anhand* von HEGELS Antworten (s. nächster Abschnitt). Dies impliziert schon, dass das Antworten die Form einer – technischen – Problemlösungsstrategie annähme, wie auch, dass es einen Bestand an Fragen und Antworten gäbe (s. unten die Diskussion zu SELLARS).

## Hegellesarten

### Historisierende Lesart<sup>38</sup>

Herbert SCHNÄDELBACH tritt für eine ‚historisierende Lesart‘ HEGELS ein. D.h. HEGEL gehöre der Vergangenheit an.<sup>39</sup> Aus „prinzipiellen Gründen, die sich aus unserer Endlichkeit ergeben [...], enthält die Philosophie Hegels für uns keine systematischen Anknüpfungspunkte.“<sup>40</sup> Wobei SCHNÄDELBACH sein Verdikt dadurch etwas relativiert, dass „auch Hegels Werk

<sup>38</sup>Ich werde im Folgenden nicht die Hegellesart der sog. „Leipziger Schule“ (HUBIG, LUCKNER, STEKELER-WEITHOFER) besprechen, da diese eine prominente Stellung in dieser Untersuchung einnimmt (vgl. hierzu auch 3.2.2.). Es handelt sich hier auch nicht um eine vollständige Liste der Hegellesarten.

<sup>39</sup>Vgl. Schnädelbach, Herbert, „Nicht Hegel vergessen, aber sein System historisieren“. In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 75.

<sup>40</sup>Schnädelbach, Herbert, „Warum Hegel?“. In: *Information Philosophie* 27,4 (1999), 76-78. Vgl. dazu auch STEKELER-WEITHOFERS Antworten: Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Vergesst Hegel!“. In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 70-75 und Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Die Bestimmung des Kontextes entscheidet!“.

ein kaum ausschöpfbares Anregungspotential aktuellen Philosophierens bereitstellt“.<sup>41</sup> Damit steht er aber auch Rolf-Peter HORSTMANN gegenüber, der jeglichem Anregungspotential philosophischen ‚Nutzen‘ abspricht, da man dann auch HEGELS Systemgedanken akzeptieren müsse.<sup>42</sup>

## Brandoms Lesart

BRANDOM verweist zwar darauf, dass HEGELS System einen „semantically *monolithic* character“ habe, aber er betont auch, dass HEGEL sich dabei geirrt haben könnte, denn dann könnte auch eine systematische Auseinandersetzung mit HEGEL stattfinden. Dies müsste aber erst durch ein entsprechendes Unternehmen aufgezeigt werden. Dabei spielt BRANDOM auf sein Buch *Making it Explicit* an und sein noch unpubliziertes Werk zu HEGELS *PhG*.<sup>43</sup> Das Hauptproblem BRANDOMS, wie schon bei SCHNÄDELBACH und HORSTMANN, ist die Auffassung, dass Hegels System ‚totalitär‘ sei. D.h. während KANTS regulative Ideen der Forschung einen offenen Horizont in Aussicht stellen, solle dies bei HEGEL nicht der Fall sein. Dies setzt zumindest Philosophie mit empirischer Forschung gleich, aber die Philosophie ist als ein höherstufiger Prozess zu begreifen und nicht als ein objektstufiges Unternehmen, das nur in einer negativ-unendlichen Zukunft einen Abschluss finden könnte. (HEGEL dann nur blind nachzusprechen (‚sein System zu übernehmen‘), wäre aber auch gegen HEGELS Intention.)

BRANDOMS Zurückweisung des Erreichens eines ‚End-Zustandes‘<sup>44</sup>, im Sinne einer voll-

---

In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 76-78.

<sup>41</sup>Vgl. Schnädelbach, „Nicht Hegel vergessen, aber sein System historisieren“, 75.

<sup>42</sup>Horstmann, Rolf-Peter, „What is Hegel’s legacy and what should we do with it?“. In: *European Journal of Philosophy* 7 (1999), 275-287: „I am not going to suggest that such a selective treatment of Hegel’s philosophy is not possible in the sense that it might not lead to interesting results, all I am prepared to say is that such a treatment has its problems if it is supposed to be compatible with genuinely Hegelian philosophical aims. It is, after all, one thing to use Hegel’s philosophy as a quarry (and that means to obliterate it) and quite another to be occupied with it in order to profit philosophically from its peculiar character.“ Und: „Now, ‚System-Philosophie‘ in Hegel’s sense has been out of fashion from his days on, and I take it that nobody nowadays really wants to give the ‚System‘-version of a holistic approach in philosophy a second chance. If, however, there are good reasons to suppose that for Hegel the idea of a system was constitutive of a philosophical theory then one wonders how it is possible to think of Hegel as a philosopher whose legacy is of some value for us.“

<sup>43</sup>Brandom, „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel“: „Entitling oneself to a response of this general shape (that is, relinquishing the commitment to Hegel’s thought having to take the shape of a *semantically monolithic* system) requires performing a dissection that distinguishes within Hegel’s system an autonomous, viable conceptual core from a discardable husk of optional collateral commitments, and further locates the strong holist aspect of the systematicity of the semantics of its *logical* and *philosophical* concepts and claims in that shell. Doing that would require specifying *what* other master-commitments or insights of Hegel’s can be made sense of apart from the systematicity claim, so as to see that they do *not* in fact require or entail it.“

<sup>44</sup>Vgl. Brandom, „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel“. BRANDOM stellt zwei Behauptungen

ständigen *Menge* an logischen Begriffen, wird aber von seiner Darstellung der Anerkennung und des Selbstbewusstseins durchkreuzt, denn eigentlich handelt es sich dabei um die formalisierte Darlegung eines vollendeten Zustandes wechselseitiger Anerkennung und Reflexivität. Ob die „formale Tatsache“ irgendwann mal eine ‚materiale Tatsache‘ wird, mag dann zwar offen bleiben, aber so kann man diesen Zustand auch nur als ein jenseitiges Sollen betrachten.<sup>45</sup> (HEGEL richtet diese Problematik aber gerade als Vorwurf an KANTS philosophisches Projekt.) Unabhängig von der Problematik eines lediglich formalen jenseitigen Zustandes, müsste aber auch die Frage gestellt werden: Gibt es nur selbstbewusste Wesen, wenn sich ‚alle‘<sup>46</sup> wechselseitig anerkennen? Die ‚Form‘ des Selbstbewusstseins ist, nach HEGEL, unabhängig von wechselseitigen Anerkennungsverhältnissen (s. 3.2.2. und 7.1.).

### **Common Sense-Realismus als Hegellesart**

HEGELS Philosophie sei „implizit“ im *Common Sense* angelegt und hierauf würde dann eine philosophische Reflexion als Explikation folgen (Christoph HALBIG).<sup>47</sup> Michael QUANTE geht dagegen davon aus, dass HEGEL bei diesem Unternehmen seinen Ansprüchen nicht gerecht werde. Mir scheint es, dass QUANTE dennoch an den *Common Sense* appelliert, als eine Art Korrekturinstanz philosophischer Theoriebildung.<sup>48</sup> Mit diesen Auffassungen verwandt ist MCDOWELLS Ansatz<sup>49</sup>, dass es sich nicht um einen naiven Realismus handle, sondern, ausgehend vom *Common Sense*, um eine ‚vermittelte Unmittelbarkeit‘ via „*Bildung*“.<sup>50</sup> Ich

---

auf: „1. Hegel thinks logical concepts are *different* from empirical concepts in that because of the difference between their characteristic expressive tasks, while there can for reasons of deep principle be no final, stable, expressively complete set of *empirical* concepts, there is a final, stable, expressively complete set of *logical* concepts.“ Er weist diese Behauptung z.B. damit zurück, dass HEGELS Logik keine iterierten Quantoren fassen könne. Es sich also nicht um eine vollständige *Menge* an logischen Begriffen handeln könne. Vielleicht handelt es sich aber auch bei der Vorstellung einer „Menge“ um die falsche Metapher, wie beim „Zustand“. – Und: „2. Hegel thinks that logical concepts are *like* empirical concepts in that in spite of the difference between their characteristic expressive tasks, the only way in principle to understand, specify, or convey the contents of both sorts of concepts is by a rational reconstruction of a history of their *development*.“ Zur Zurückweisung der zweiten Behauptung: „As to the second claim, even if the only way to grasp, specify, or convey empirical concepts is by *Wiederholung*, by an exercise in semantic genealogy, it at least does not follow that that is so also for logical concepts. And it seems to me that it is not so. The semantic expressive role distinctive of logical vocabulary gives us another way of understanding and conveying them. For we can start with a *pragmatic* metalanguage...“

<sup>45</sup>Vgl. Brandom, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution“, 60/61 und s.o.

<sup>46</sup>Auch so eine Problematik, die nur durch einen Quantor in einer formalen Metasprache wegerklärt werden kann.

<sup>47</sup>Vgl. Halbig, *Objektives Denken*, 139/140, 171-179, 316-324 und 372-374.

<sup>48</sup>Vgl. Quante, *Die Wirklichkeit des Geistes*, 37-88.

<sup>49</sup>Seine Hegellesart soll ja dem Boden seines Ansatzes entwachsen. (Vgl. hierfür, McDowell, *Mind and World*, ix.)

<sup>50</sup>Vgl. McDowell, *Mind and World*, 84.



will hier keine umfassende Kritik liefern, sondern nur anmerken, dass auch der Appell an den *Common Sense*, wie auch an eine vermittelte Unmittelbarkeit, einen Halt implizieren, an den sich die Philosophie nicht ohne weiteres hängen sollte, wenn sie so von bestimmten Fragen abgehalten werden würde.

## Kritik

Die aktuellen Debatten zur Hegelforschung gehen fehl in der Annahme, dass es HEGEL darum ginge einen Zustand zu erreichen, der die Philosophie vollendet. SCHNÄDELBACHS Irrweg HEGEL nur noch als Klassiker zu lesen, dem man sich philologisch oder historisch nähern sollte, aber nicht mehr philosophisch, unterstellt eigentlich schon das Erreichen eines Zustandes, der auf Festlegungen beruht, die eine Vollendung der Philosophie in einer bestimmten Hinsicht andeuten oder etwas abgeschwächt: einen kleinen Entwicklungsschritt darstellen. Diese Festlegungen sind damit eigentlich genau solche metaphysische Festlegungen, wie diejenigen, die auch HEGEL unterstellt werden. Dies zeigt sich auch in BRANDOMS oder QUANTES Hegelinterpretationen, die zwar von fruchtbaren Anregungen durch Hegel ausgehen, aber bestimmte Festlegungen als überkommen und metaphysisch ablehnen. Es ist gerade diese Illusion des Erreichens eines Zustandes, den sie bekämpfen und doch voraussetzen. Können wir unter dieser Voraussetzung ‚wirklich‘ berechtigt sein, „metaphysische“ Festlegungen zurückzuweisen? Und können wir diese wiederum durch andere metaphysische Festlegungen ersetzen?

## Von Fragen und Antworten

SELLARS Überlegungen zur Philosophiegeschichte richten sich am Fragen und Antworten aus:

„It has been said that a system of philosophy is not refuted, but becomes ignored. This is true. It is equally true (and for the same reason) that a clash of systems in the philosophical drama ends not in victory and defeat, but in a changing of the scene. Put from a somewhat different point of view, the historical development of philosophy is more truly conceived as the periodic formulation of new questions, than as a series of attempted answers to an enduring body of problems.“<sup>51</sup>

SELLARS Einsicht, dass eher neue Fragen gestellt werden, steht die Vorstellung eines gesicherten „Bestandes an Problemen“ gegenüber, zu denen in immer neuen Anläufen Antworten

<sup>51</sup>Sellars, „Realism and the New Way of Words“, 601.

gefunden werden müssten, die einen Bestand an Antworten ergäben: als einmal gefundenen und ihrer ‚Art‘ nach unverrückbaren und notwendigen (metaphysischen) Festlegungen, die diesen Bestand anreichern.

„To be sure, the new questions which appear in this process can be regarded, for the most part, as revisions of earlier issues; however, the fact of revision and reformulation is of the essence of the matter, making new questions out of old. Put in these terms, a system dies when the questions it seeks to answer are no longer asked; and only where the questions are the same can there be a genuine clash of answers.“<sup>52</sup>

Wenn die Fragen identisch bleiben, dann kann die Nichtidentität der Antworten z.B. als eine „Verschiedenheit“ (HEGEL) begriffen werden, die über verschiedene Schulrichtungen, Orte oder Zeiten hinweg dennoch als *gleichwertige* Repräsentanten anerkannt werden können, was dann z.B. als historische Abfolge von „Systemen“ verstanden werden kann.<sup>53</sup> Nur lässt das „formelle Denken“ dabei auch, wie HEGEL schreibt,

„den widersprechenden Inhalt, den es vor sich hat, in die Sphäre der Vorstellung, in Raum und Zeit herabfallen, worin das Widersprechende im Neben- und Nacheinander außereinander gehalten wird und so ohne die gegenseitige Berührung vor das Bewußtsein tritt.“<sup>54</sup>

Bildet sich die Nichtidentität aber zu einem „Gegensatz“ (HEGEL), dann *setzt* sich das „neue“ Denken dem alten entgegen. In Bezug zu HEGEL oft als Entgegensetzung zu „seinem“ System, doch eigentlich handelt es sich dabei oft nur um die Entgegensetzung zu *einer* metaphysischen Festlegung, die HEGEL selbst so nicht eingegangen ist. So entstehen dann die gesetzten Entwürfe der Existenzphilosophie (Søren KIERKEGAARD, HEIDEGGER) oder genuine Hegelinterpretationen, die die endliche Subjektivität entgegensetzen (Klaus DÜSING<sup>55</sup>, Rainer SCHÄFER<sup>56</sup>), die dialogische Perspektivität (BRANDOM) oder ihn historisieren (SCHNÄDELBACH).

<sup>52</sup>Sellars, „Realism and the New Way of Words“, 601.

<sup>53</sup>SELLARS hat hier einen ähnlichen Gedankengang: „An essentially similar point of view which, however, cuts a bit deeper, argues that in philosophy, as opposed to the factual sciences, the answer to a properly formulated question must, in the nature of the case, be obvious. It suggests that the evolution of philosophical thought is accurately conceived *neither as a series of different answers to the same questions*, nor as a series of different sets of questions,...“ (Sellars, „Realism and the New Way of Words“, 601. (Hervorhebungen vom Autor, F.R.))

<sup>54</sup>Vgl. Hegel, *Begriffslogik*, 296.

<sup>55</sup>Vgl. Düsing, Klaus, *Das Problem der Subjektivität in Hegels Logik, Systematische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen zum Prinzip des Idealismus und zur Dialektik*, Bonn 1976 (Hegel-Studien: Beiheft 15).

<sup>56</sup>Vgl. Schäfer, Rainer, *Die Dialektik und ihre besonderen Formen in Hegels Logik, Entwicklungsgeschichtliche und systematische Untersuchungen*, Hamburg 2001 (Hegel-Studien: Beiheft 45).

Versteht man dann aber die Nichtidentität als „Widerspruch“ (HEGEL), dann versteht man HEGEL und die eigene Position (HORSTMANN) als „fürsichseiende[] Selbstständige[]“<sup>57</sup>, die sich im gelebten Widerspruch nichts mehr zu sagen haben und im verständigen Denken keinen gemeinsamen Grund finden können.

SELLARS schreibt zudem, dass „the evolution of thought“ nicht „as a series of different sets of questions“ gesehen werden könne,

„but rather as the series of approximations by which philosophers move toward the discovery of the very questions they have been trying to answer all the time. This conception of philosophy as a quest of which the goal is the obvious is, I believe, a sound one. It is the problems and not the answers that are difficult; and a genuine advance is constituted by the replacement of a confused by a less confused question, where the two are in some sense the same.“<sup>58</sup>

SELLARS Hinweise, dass die Philosophie die Aufgabe hat, die „Ersetzung einer verworrenen durch eine weniger verworrene Frage“ voranzutreiben, und dass diese Fragen „in some sense the same“ seien, bleiben natürlich, in einem solchen programmatischen Aufriss, etwas dunkel. Eher problematisch ist aber, dass die Philosophie als eine „Annäherung“ verstanden wird, denn man könnte denken, dass das Ziel zu einem jenseitigen Sollen verkommt, das in eine unbestimmte Zukunft verschoben wird. SELLARS Stoßrichtung tappt aber, so glaube ich, nicht in diese Falle, da das jenseitige Sollen einen nicht erreichbaren Bestand an Antworten implizierte, und es sich so um eine schlechte Unendlichkeit im Lichte einer falschen Bescheidenheit der ‚endlichen Subjektivität‘ handelte. Des Weiteren glaube ich, dass ihm auch kein fester Bestand an Fragen vorschwebt, der irgendwann ‚vollständig‘ vorhanden sein könnte oder zumindest als ein jenseitiges Sollen vorgestellt werden soll: wieder eine schlechte Unendlichkeit. Die Vorstellung von einem Bestand oder einer Menge an Fragen und Antworten, die in einer Art Gefäß verbildlicht werden kann, zeigt, dass hier eigentlich eine metaphorische Redeweise unser Vorstellen beeinflusst.

## Von Metaphern

Das Denken kann sich nur schwer von seinen sinnlichen Voraussetzungen lösen. Dies hat seinen Grund in der metaphorischen Redeweise, die nicht nur unser Denken durchzieht, sondern sogar das Denken selbst wird oft unter Rückgriff auf Metaphern, wie z.B. hervorbringen,

---

<sup>57</sup>Hegel, *Wesenslogik*, 53.

<sup>58</sup>Vgl. Sellars, „Realism and the New Way of Words“, 601.

entwickeln, etc.,<sup>59</sup> expliziert. Nun unterscheidet KÖNIG „bloße Metaphern“ von „echten Metaphern“. „Eine bloße Metapher liegt dann vor, wenn wir, was sie sagt, *auch anders* und dann eben unmetaphorisch zu sagen vermögen.“ Und es sei so, „daß ihnen wesentlich ein *nur einseitiges* Vergleichen vorliegt. Die bloße Metapher *gibt* nicht ursprünglich die im Ausdruck gemeinte Sache“. <sup>60</sup> Echte Metaphern weisen

„auf einen Anfang zurück[], der ihnen vorausliegt: auf die Ausdrücke nämlich für sinnfälliges Tun. Insofern sie nun aber als auch eigentliche Ausdrücke ihre Sachen ursprünglich geben und treffen, ermöglichen sie zugleich ein wechselseitiges Vergleichen zweier selbständiger Sachen und z.B. also des seelischen Ergreifens mit dem Ergreifen durch die Hand und umgekehrt.“<sup>61</sup>

HUBIG unterscheidet, im Anschluss an Bruno SNELL<sup>62</sup>, bei diesen echten oder „eigentliche[n] Metaphern“ noch mal zwischen „[u]rsprüngliche[n] Metaphern“ und „absoluten Metapher[n]“. Erstere sind „a limine in bloße Metaphern überführbar, und von dort in Begriffe.“<sup>63</sup> Die Vorstellung einer Sache wird auf eine andere Vorstellung übertragen und gibt den Ursprung oder Anfang des Bildens einer Vorstellung, in Analogie zur ersten Vorstellung, an. Dieser „Ursprung“ kann jedoch „auch anders sein“, während

„die Rede von der absoluten Metapher auf eine ebenso ursprüngliche, aber unersetzbare Größe [zielt]. Es ist hiermit ein unbedingter Anfang gemeint als Anfang eines Denkens, dessen ‚Trieb‘ (Hegel [...]) darauf geht, die Wurzeln seines Vorstellens zu erhellen.“<sup>64</sup>

Anhand absoluter Metaphern oder „modifizierender Prädikate“ – im Unterschied zu determinierenden Prädikaten – „formiert sich der Geist in seiner Existenz überhaupt, bringt sich in einen Modus, ohne den er als Geist nicht wäre.“<sup>65</sup>

Ursprüngliche Metaphern sind bedingend, aber da ihr Ursprung auch anders sein kann, sind sie kontingent und damit auch bedingt. Ihr Ursprung müsste somit ein Seiendes sein, während die absoluten Metaphern ihren Anfang im Sein als „so-Wirken“ (KÖNIG) haben, also handelt

<sup>59</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 147.

<sup>60</sup>Vgl. König, Josef, „Bemerkungen zur Metapher“. In: König, Josef, *Kleine Schriften*, hrsg. von Günter Dahms, Freiburg/München 1994, 172.

<sup>61</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 172/173.

<sup>62</sup>Vgl. Snell, Bruno, *Die Entdeckung des Geistes, Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Göttingen <sup>4</sup>1975 [<sup>1</sup>1946], 7ff. und 183f.

<sup>63</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 146.

<sup>64</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 146/147.

<sup>65</sup>Vgl. Hubig, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, 147.

es sich nicht um ein Hinzukommendes und Zugrundeliegendes. Gerade aber Metaphern, die sich am „sinnfällige[n] Tun“ orientieren, sind, auch wenn sie ein Sein als so-Wirken repräsentieren, gefährliche Analogien, um das Denken zu explizieren. Dies scheint aber schwierig, da solche metaphorischen Redeweisen ubiquitär sind. Wie kann man das Denken ohne die Verwendung von Metaphern explizieren, die ihren Ursprung aus dem Sinnlichen mitführen und sich in das Unsinnliche ‚einschreiben‘? Als Analogie ist das sinnfällige Tun eine notwendige ‚Hilfsannahme‘ (Festlegung, Vorstellung), um das Denken zu explizieren – auch wenn das Denken als Begriff kein Tun mehr ist; das Tun ist ‚getilgt‘<sup>66</sup>, wie auch die Zeit. Bei diesem Auf-den-Begriff-bringen wird aber auch die von KÖNIG behauptete „Rückbezogenheit der modifizierenden Qualitäten auf das Subjekt“<sup>67</sup> getilgt, weil es sich nicht mehr um eine adverbiale oder modifizierende Bestimmung im Sinne eines Begreifens handelt, sondern die Substantivierung eröffnet das Auseinanderlegen von Kategorien in spekulativen Sätzen.

KÖNIG vermutet, dass die Herkunft eines Substantivs, wie z.B. „Begriff“<sup>68</sup>, aus einem Verb an die Wurzel seiner Frage nach „prinzipiell verschiedene[n] Metaphern“ rührte, die wohl auch „auf irgendwie analoge prinzipielle Verschiedenheiten in dem Gebrauch solcher Verben“ zurückgehe.<sup>69</sup> Dabei gebe es einen „rein eigentlichen Gebrauch von Verben“ – wohl generell ein „sinnfälliges Tun“ – und einen in „vielfacher Weise mögliche[n] metaphorischen Gebrauch eben dieser Verben“. Er denkt „an wort- oder mindestens wurzelmäßig identische Verben“.<sup>70</sup> Diese Überlegungen KÖNIGS stellen zwar die Wurzel von Substantiven heraus, aber sie greifen nicht das bisher Gesagte an, wie an KÖNIGS eigenem Beispiel gezeigt werden soll; wobei zugestanden werden muss, dass KÖNIG sich einer Validierung seines Beispiels – wohl bewusst – enthält.<sup>71</sup> Er erläutert, dass das „Denken [...] als ein Produzieren oder Hervorbringen“ aufgefasst werden könne. Dabei sei „handwerkliches Hervorbringen“ das sinnfällige Tun, das als Ausgangspunkt für den Vergleich genommen wird.<sup>72</sup> Ich will hier nicht auf die Feinheiten des einseitigen und wechselseitigen Verhältnisses von sinnfälligem und übertragenem Tun

<sup>66</sup>Vgl. Hegel, *PhG*, 584. HEGEL bezieht sich dabei auf die Zeit. Zu einer Interpretation dieses Aspektes: Vgl. Luckner, *Genealogie der Zeit*, 227-235.

<sup>67</sup>Vgl. König, *Sein und Denken*, 32-41.

<sup>68</sup>Laut dem Wörterbuch von Jacob und Wilhelm GRIMM kommt der „Begrif“ „nach begreifen“, was soviel bedeutet wie: „was räumlich begriffen, umfassen ist“. Wobei „begreifen“ eben auch die Bedeutung „umfassen, einschlieszen“ haben soll. (Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Leipzig 1854, 1307-1313.) Die Etymologie des Wortes sagt aber nicht aus, dass wir diese Vorstellung vertreten müssen.

<sup>69</sup>Er behandelt hier, wie er es nennt, „formale[] Wesenheiten“ oder „formale[] Begriffe“ im Unterschied zu „materiale[n] Begriffe[n]“, wie z.B. „Baum“, die in Gattungen und Arten eingeteilt werden können. (Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 161-165.)

<sup>70</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 157, 161-167 und 171.

<sup>71</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 167/168.

<sup>72</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metpaher“, 167-170.

eingehen, wie sie KÖNIG detailliert ausführt<sup>73</sup>, sondern darauf hinweisen, dass es sich um eine ‚schlechte‘ Metapher handelt, weil sie davon ausgeht, dass das „Produkt“ des Denkens, der „Gedanke[] oder das Gedachte“<sup>74</sup>, einen Zustand vorstellt, der als ein (mögliches) Seiendes betrachtet werden kann. Um weiter in dieser Vorstellungsweise zu bleiben, könnte man auch sagen, dass dieser Zustand entweder falsch oder wahr ist oder einen Zustand der Welt – ein Fakt, der Bestand hat, also besteht – repräsentiert und durch diesen wahr gemacht wird. Oder auch, dass Philosophie oder Wissen in einer Ansammlung wahrer Gedanken bestünde, die wie von einem Gefäß umfasst oder „begriffen“ werden, und irgendwann würde ein (Meta-)Zustand erreicht werden und das Gefäß wäre voll. Hier kommt nun wieder HEGEL ins Spiel, der angeblich diesen Endzustand für ‚sein‘ System proklamiert haben soll. Er soll das Gefäß vollständig gefüllt haben. Zumindest für seine Kritiker, die in dieser Metapher gefangen gehalten werden, und doch letztendlich selbst „gegen die Wände“<sup>75</sup> des Gefäßes anrennen.

Das Seiende führt ja als Bedingendes und Zugrundeliegendes zu dogmatisch-metaphysischen Festlegungen, die anhand einer modifizierenden und damit auf das Sein gehenden Formanalyse hinterfragt werden können. Das Begreifen des Wissens des Wissens als den unbedingten Ursprung ist dabei einer flüchtigen Verfestigung im Begriff oder spekulativen Sätzen unterworfen. Wobei das Gerinnen nicht zu metaphysischen Festlegungen führen darf, die ein Seiendes als Zugrundeliegendes annehmen. Sich dieser Art von Festlegungen zu enthalten, zeichnet einen *Quietismus* aus. Es handelt sich dabei nicht um einen individuellen Bildungsweg, der in einer schlichten Aneignung der Logik HEGELS mündet, sondern um einen Beitrag zum Projekt das Wissen des Wissens als Unbedingtes oder Absolutes zu ‚begreifen‘, das eben nicht ein Wissen des ‚Wissens, dass...‘ ist, das schon bedingt ist. Das sinnfällige Tun kann nicht wirklich getilgt werden, aber wir müssen die Illusion therapieren, dass wir aufgrund der sinnfälligen Herkunft der Rede vom Denken an ontischen Regressstoppfern Halt finden müssten, um unser Denken zu beruhigen. Dazu bedarf es eines Modus des Fragens, der hier am Status des Normativen aufgezeigt wurde.

---

<sup>73</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 167-176.

<sup>74</sup>Vgl. König, „Bemerkungen zur Metapher“, 167.

<sup>75</sup>Vgl. Wittgenstein, Ludwig, „Vortrag über Ethik“. In: Wittgenstein, Ludwig, *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hrsg. und übersetzt von Joachim Schulte, Frankfurt am Main 1989, 19 und vgl. Wittgenstein, *PU*, § 309.

# Literaturverzeichnis

- Anwander, Norbert, „Normative Facts: Metaphysical not Conceptual“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 87- 104.
- Apel, Karl-Otto, „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik (Versuch einer Metakritik des ‚kritischen Rationalismus‘)“. In: Kanitscheider, Bernulf (Hg.), *Sprache und Erkenntnis*, Innsbruck 1976 (Festschrift für Gerhard Frey), 55-82.
- **Met.** = Aristoteles, *Metaphysik*, nach der Übersetzung von Hermann Bonitz, bearbeitet von Horst Seidl, Philosophische Schriften Bd. 5, Hamburg 1995.
- **EN** = Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, nach der Übersetzung von Eugen Rolfes, bearbeitet von Günther Bien, Philosophische Schriften Bd. 3, Hamburg 1995.
- Aristoteles, *Nikomachische Ethik VI*, hrsg. und übersetzt von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt am Main 1998.
- Aristoteles, *Die Lehre vom Satz, Peri hermeneias*, übersetzt von Eugen Rolfes, Philosophische Schriften Bd. 1, Hamburg 1995.
- Aristoteles, *Politik*, übersetzt von Eugen Rolfes, Philosophische Schriften Bd. 4, Hamburg 1995.
- Aristotelis, *Politica*, hrsg. von W.D. Ross, Oxford 1957 (Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis).
- Balaguer, Mark, „Platonism in Metaphysics“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2014 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/spr-2014/entries/platonism>; abgerufen am 03.03.2014].
- Beaver, David I./Geurts, Bart, „Presupposition“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Fall 2013 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/fall2013/entries/presupposition>; abgerufen am 28.05.2014].
- Bermes, Christian, *Philosophie der Bedeutung – Bedeutung als Bestimmung und Bestimmbarkeit, Eine Studie zu Frege, Husserl, Cassirer und Hönigswald*, Würzburg 1997.
- Bernstein, J.M., „Anerkennung und Verleiblichung, Überlegungen zu Fichtes Materialismus“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 53-90.

- Birnbacher, Dieter, *Analytische Einführung in die Ethik*, Berlin <sup>2</sup>2007 [<sup>1</sup>2003].
- Blackburn, Simon, „Practical Tortoise Raising“. In: *Mind* 104 (1995), 695-711.
- Brandom, Robert, *Articulating Reasons, An Introduction to Inferentialism*, Cambridge (Mass.) 2000.
- Brandom, Robert, *A Spirit of Trust, A Semantic Reading of Hegel's Phenomenology*, 2014 (unveröffentlichtes Manuskript) [[http://www.pitt.edu/~brandom/spirit\\_of\\_trust\\_2014.html](http://www.pitt.edu/~brandom/spirit_of_trust_2014.html); abgerufen am 04.08.2014].
- Brandom, Robert, *Between Saying and Doing, Towards an Analytic Pragmatism*, Oxford 2008.
- Brandom, Robert, *Expressive Vernunft, Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*, übersetzt von Eva Gilmer und Hermann Vetter, Frankfurt am Main 2000.
- Brandom Robert, „Holism and Idealism in Hegel's Phenomenology“. In: *Hegel-Studien* 36 (2001), 61-95.
- Brandom, Robert, *Making It Explicit, Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge (Mass.) 1994.
- Brandom, Robert, *Reason in Philosophy, Animating Ideas*, Cambridge (Mass.) 2009.
- Brandom, Robert, „Selbstbewusstsein und Selbst-Konstitution, Die Struktur von Wünschen und Anerkennung“. In: Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig (Hg.), *Hegels Erbe*, Frankfurt am Main 2004, 46-77.
- Brandom, Robert, „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel, Comparing Empirical and Logical Concepts“. In: *Internationales Jahrbuch des Deutschen Idealismus* 3 (2005), 131-161.
- Brandom, Robert, „Some Pragmatist Themes in Hegel's Idealism“. In: Brandom, Robert, *Tales of the Mighty Dead, Historical Essays in the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge (Mass.) 2002, 210-234.
- Brennan, Andrew, „Necessary and Sufficient Conditions“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012) [<http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/necessary-sufficient>; abgerufen am 18.03.2014].
- Broome, John, „Normative Requirements“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 78-99.
- Camus, Albert, *Der Mythos des Sisyphos*, übersetzt von Vincent von Wroblewsky, Hamburg <sup>17</sup>2013.



- Chomsky, Noam, „A Review of B.F. Skinner’s *Verbal Behavior*“. In: Fodor, Jerry A./Katz, Jerrold J. (Hg.), *The Structure of Language, Readings in the Philosophy of Language*, New Jersey 1964, , 547-578.
- Cullity, Garrett/Gaut, Berys, „Introduction“. In: Cullity, Garrett/Gaut, Berys (Hg.), *Ethics and Practical Reason*, Oxford 1997, 1-27.
- Cuneo, Terence, *The Normative Web, An Argument for Moral Realism*, New York 2010.
- De Caro, Mario/Macarthur, David, „Introduction: Science, Naturalism, and the Problem of Normativity“. In: De Caro, Mario/Macarthur, David (Hg.): *Naturalism and Normativity*, New York 2010, 1-19.
- de Waal, Frans B.M., „Morally Evolved, Primate Social Instincts, Human Morality, and the Rise and Fall of ‚Veneer Theory‘“. In: de Waal, Frans B.M., *Primates and Philosophers, How Morality Evolved*, hrsg. und eingeleitet von Stephen Macedo und Josiah Ober, Princeton/Oxford <sup>5</sup>2009 [<sup>1</sup>2006], 1-58.
- Dummett, Michael, „Wittgenstein’s Philosophy of Mathematics“. In: Dummett, Michael, *Truth and other enigmas*, London 1978, 166-185.
- Düsing, Klaus, *Das Problem der Subjektivität in Hegels Logik, Systematische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen zum Prinzip des Idealismus und zur Dialektik*, Bonn 1976 (Hegel-Studien: Beiheft 15).
- Finkelstein, David H., „Rule-Following“. In: *The Cambridge Encyclopedia of the Language Sciences*, hrsg. von Patrick Colm Hogan, Cambridge 2011, 723/724.
- Foot, Philippa, „Morality as a System of Hypothetical Imperatives“. In: Foot, Philippa, *Virtues and Vices and Other Essays in Moral Philosophy*, Oxford 2002 [<sup>1</sup>1978], 157-173.
- Foot, Philippa, „Die Moral als ein System hypothetischer Imperative“. In: Foot, Philippa, *Die Wirklichkeit des Guten, Moralphilosophische Aufsätze*, hrsg. von Ursula Wolf und Anton Leist, Frankfurt am Main 1997, 89-107.
- Frege, Gottlob, „Der Gedanke – eine logische Untersuchung“ [1918/1919]. In: Frege, Gottlob, *Logische Untersuchungen*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen <sup>5</sup>2003 [<sup>1</sup>1966], 35-62.
- Frege, Gottlob, *Die Grundlagen der Arithmetik, Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Auf der Grundlage der Centenarausgabe, hrsg. von Christian Thiel, Hamburg 1988 [<sup>1</sup>1884].
- Frege, Gottlob, „Einleitung in die Logik“ [August 1906]. In: Frege, Gottlob, *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie*, Aus dem Nachlaß, hrsg. von Gottfried Gabriel, Hamburg <sup>4</sup>2001 [<sup>1</sup>1971], 74-91.

- Frege, Gottlob, *Grundgesetze der Arithmetik, Begriffsschriftlich abgeleitet*, Bd. 1, Jena 1893 [ND Darmstadt 1962].
- Frege, Gottlob, „Über Sinn und Bedeutung“ [1892]. In: Frege, Gottlob, *Funktion, Begriff, Bedeutung, Fünf logische Studien*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen 2008, 23-46.
- Freitag, Wolfgang, „Truthmakers (are indexed combinations)“. In: *Studia Philosophica Estonica* 1.2 (2008), 228-248.
- Freundlich, Rudolf, „Zur Begründung einer formalen Normenlogik“. In: Krawietz, Werner/Schelsky, Helmut/Winkler, Günther/Schramm, Alfred (Hg.), *Theorie der Normen*, Berlin 1984 (Festgabe für Ota Weinberger zum 65. Geburtstag), 373-392.
- Gamm, Gerhard, *Der Deutsche Idealismus, Eine Einführung in die Philosophie von Fichte, Hegel und Schelling*, Stuttgart 2012.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Leipzig 1854.
- Habermas, Jürgen, „Wahrheitstheorien“. In: Habermas, Jürgen, *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main 1984, 127-183.
- Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig, „Hegels Erbe – eine Einleitung“. In: Halbig, Christoph/Quante, Michael/Siep, Ludwig (Hg.), *Hegels Erbe*, 7-20.
- Halbig, Christoph, „Motivierende Gründe, Neue Beiträge zur Theorie praktischer Vernunft (I)“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 50,6 (2002), 961-972.
- Halbig, Christoph, „Normative Gründe, Neue Beiträge zur Theorie praktischer Vernunft (II)“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 51,1 (2003), 133-149.
- Halbig, Christoph, *Objektives Denken, Erkenntnistheorie und Philosophy of Mind in Hegels System*, Stuttgart 2002.
- Richard Mervyn Hare, *Freiheit und Vernunft*, übersetzt von Georg Meggle, Düsseldorf 1973.
- **Differenzschrift** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“ (1801). In: Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Jenaer Schriften (1801-1807)*, Werke, Bd. 2, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 2006, 7-138.
- **PhG** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes*, Werke, Bd. 3, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 2008.
- **Seinslogik** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Erster Teil, Die objektive Logik, Erster Band, Die Lehre vom Sein (1832), hrsg. von Hans-Jürgen Gadow, Hamburg <sup>2</sup>2008.

- **Wesenslogik** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Erster Band, Die objektive Logik, Zweites Buch, Die Lehre vom Wesen (1813), hrsg. von Hans-Jürgen Gawoll, Hamburg <sup>2</sup>1999.
- **Begriffslogik** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Wissenschaft der Logik*, Zweiter Band, Die subjektive Logik, Die Lehre vom Begriff (1816), hrsg. von Hans-Jürgen Gawoll, Hamburg <sup>2</sup>2003.
- **Enz.** = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830)*, hrsg. von Friedhelm Nicolini und Otto Pöggeler, Hamburg 1991.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie II*, Werke, Bd. 19, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1971.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III*, Werke, Bd. 20, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1971.
- Heidegger, Martin, *Die Grundprobleme der Phänomenologie*, Frankfurt am Main 2005.
- **SuZ** = Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, Tübingen <sup>18</sup>2001 [<sup>1</sup>1927].
- Heraklit, *Fragmente*, Griechisch und Deutsch, hrsg. von Bruno Snell, Zürich/München <sup>13</sup>2004 [<sup>1</sup>1983] (Sammlung Tusculum).
- Hobbes, Thomas, *Leviathan*, übersetzt von Jutta Schlösser, hrsg. von Hermann Klenner, Hamburg 1996.
- Holler, Manfred J./Illing, Gerhard, *Einführung in die Spieltheorie*, Berlin/Heidelberg/New York <sup>5</sup>2003 [<sup>1</sup>1991].
- Honneth, Axel, *Kampf um Anerkennung, Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main <sup>7</sup>2012 [<sup>1</sup>1994].
- Hookway, Christopher, „Epistemic Norms and Theoretic Deliberation“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 60-77.
- Horstmann, Rolf-Peter, „What is Hegel’s legacy and what should we do with it?“. In: *European Journal of Philosophy* 7 (1999), 275-287.
- Hubig, Christoph, *Die Kunst des Möglichen*, Bd. 1, *Grundlinien einer dialektischen Philosophie der Technik, Technikphilosophie als Reflexion der Medialität*, Bielefeld 2006.
- Hubig, Christoph, *Handlung – Identität – Verstehen, Von der Handlungstheorie zur Geisteswissenschaft*, Weinheim/Basel 1985.

- Hubig, Christoph, „Identifizierte Subjektivität, Über die Rolle der Sprache für die Genese des Selbstbewußtseins“. In: Hogebe, Wolfgang (Hg.), *Subjektivität*, München 1998, 73-85.
- Hubig, Christoph, „Identität und Nichtidentität, Kleiner Kommentar zu Hans Heinz Holz' ‚Koordinaten dialektischer Konstruktion‘“. In: Hubig, Christoph/Zimmer, Jörg (Hg.), *Unterschied und Widerspruch, Perspektiven auf das Werk von Hans Heinz Holz*, Köln 2007, 11-23.
- Hubig, Christoph, „Möglichkeit“. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 2, I - P, Hamburg 2010, 1642-1649.
- Hubig, Christoph, „‚Natur‘ und ‚Kultur‘, Von Inbegriffen zu Reflexionsbegriffen“. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 5,1 (2011), 97-119.
- Jackson, Frank, „Non-Cognitivism, Normativity, Belief“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 100-115.
- Kambartel, Friedrich/Stekeler-Weithofer Pirmin, *Sprachphilosophie, Probleme und Methoden*, Stuttgart 2005.
- **GMS** = Kant, Immanuel, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Hamburg 1999.
- Kant, Immanuel, *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, Metaphysik der Sitten*, Zweiter Teil, Hamburg <sup>2</sup>2008.
- **KpV** = Kant, Immanuel, *Kritik der praktischen Vernunft*, Hamburg 2003.
- **KrV** = Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft*, Nach der ersten und zweiten Originalausgabe, herausgegeben von Jens Timmermann, Hamburg 1998 [<sup>1</sup>1781 und <sup>2</sup>1787].
- König, Josef, „Bemerkungen zur Metapher“. In: König, Josef, *Kleine Schriften*, hrsg. von Günter Dahms, Freiburg/München 1994, 156-176.
- König, Josef, *Sein und Denken, Studien im Grenzgebiet von Logik, Ontologie und Sprachphilosophie*, Halle (Saale) 1937.
- Korsgaard, Christine M., „The Normativity of Instrumental Reason“. In: Cullity, Garrett/Gaut, Berys (Hg.), *Ethics and Practical Reason*, Oxford 1997, 215-254.
- Kratzer, Angelika, „Conditional Necessity and Possibility“. In: Bäuerle, Rainer/Egli, Urs/Stechow, Arnim von (Hg.), *Semantics from Different Points of Views*, Berlin 1979, 117-147.
- Kripke, Saul A., *Wittgenstein on Rules and Private Language, An Elementary Exposition*, Oxford 1982.
- Kutschera, Franz von, *Einführung in die Logik der Normen, Werte und Entscheidungen*, Freiburg/München 1973.

- Kutschera, Franz von, *Einführung in die moderne Logik*, überarbeitet von Alfred Breitenkopf, Freiburg/München <sup>5</sup>1985 [<sup>1</sup>1971].
- Lenk, Hans, „Zur logischen Symbolisierung bedingter Normsätze“. Lenk, Hans (Hg.), *Normenlogik, Grundprobleme der deontischen Logik*, Pullach bei München 1974, 112-136.
- Lewis, David, *Convention, A Philosophical Study*, Cambridge (Mass.) <sup>1</sup>1969 [ND Oxford 2002].
- Link, Godehard, *Collegium Logicum, Logische Grundlagen der Philosophie und Wissenschaften*, Band 1, Paderborn 2009.
- Löffler, Winfried, „Entscheidungstheorie“. In: Precht, Peter/Burkard, Franz-Peter (Hg.), *Metzler Philosophie Lexikon, Begriffe und Definitionen*, Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>1999 [<sup>1</sup>1996], 137.
- Luckner, Andreas, *Genealogie der Zeit, Zu Herkunft und Umfang eines Rätsels*, Dargestellt an Hegels *Phänomenologie des Geistes*, Berlin 1994.
- Luckner, Andreas, „Gestellte Möglichkeiten, Heidegger über die technische Seinsweise“. In: Fischer, Peter/Luckner, Andreas/Ramming, Ulrike (Hg.), *Die Reflexion des Möglichen, Zur Dialektik von Handeln, Erkennen und Werten*, Berlin 2012, 51-64.
- Luckner, Andreas, *Heidegger und das Denken der Technik*, Bielefeld 2008.
- Luckner, Andreas, *Klugheit*, Berlin 2005.
- Luckner, Andreas, *Martin Heidegger: „Sein und Zeit“, Ein einführender Kommentar*, Paderborn/München/Wien/Zürich <sup>2</sup>2001 [<sup>1</sup>1997].
- Lumer, Christoph, „Kognitivismus/Nonkognitivismus“. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 2, I - P, Hamburg 2010, 1246-1251.
- Macarthur, David, „Taking the Human Sciences Seriously“. In: De Caro, Mario/Macarthur David (Hg.), *Naturalism and Normativity*, New York (2010), 123-141.
- Marx, Karl, *Ökonomisch-Philosophische Manuskripte*, Frankfurt am Main 2009.
- McDowell, John, „Are Moral Requirements Hypothetical Imperatives?“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 77-94.
- McDowell, John, „How Not to Read *Philosophical Investigations*: Brandom's Wittgenstein“. In: McDowell, John, *The Engaged Intellect, Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.) 2009, 96-111.
- McDowell, John, „Might There Be External Reason?“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 95-111.

- McDowell, John, *Mind and World*, Cambridge (Mass.) <sup>2</sup>1996 [<sup>1</sup>1994].
- McDowell, John, „Motivating Inferentialism: Comments on Chapter 2 of *Making it Explicit*“. In: McDowell, John, *The Engaged Intellect, Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.) 2009, 288-307.
- McDowell, John, „Non-Cognitivism and Rule-Following“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 198-218.
- McDowell, John, „On Pippin’s Postscript“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 185-203.
- McDowell, John, „Preface“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, vii-ix.
- McDowell, John, „The Apperceptive I and the Empirical Self: Towards a Heterodox Reading of ‚Lordship and Bondage‘ in Hegel’s *Phenomenology*“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 147-165.
- McDowell, John, „Towards a Reading of Hegel on Action in the ‚Reason‘ Chapter of the *Phenomenology*“. In: McDowell, John, *Having the World in View, Essays on Kant, Hegel and Sellars*, Cambridge (Mass.) 2009, 166-184.
- McDowell, John, „Two Sorts of Naturalism“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 167-197.
- McDowell, John, „Virtue and Reason“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 50-73.
- McDowell, John, „Wittgenstein on Following a Rule“. In: McDowell, John, *Mind, Value, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, 221-262.
- Müller, Jan, „‚Anerkennen‘ und ‚Anrufen‘, Figuren der Subjektivierung“. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 61-78.
- Müller, Jan, „Bilden und Anerkennen“, 2011 (unveröffentlichtes Manuskript).
- Müller, Jan, „Das Handeln und die Eule der Minerva. Oder: Wie provisorische Moral und Ironie zusammenhängen“. In: Fischer, Peter/Luckner, Andreas/Ramming, Ulrike (Hg.), *Die Reflexion des Möglichen, Zur Dialektik von Handeln, Erkennen und Werten*, Berlin 2012, 87-102.
- Neuhouser, Frederick, „Rousseau und das menschliche Verlangen nach Anerkennung“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 27-52.

- Niesen, Peter, „Gemeinschaft, Normativität, Praxis, Zur Debatte über Wittgensteins Regelbegriff“. In: Kellerwessel, Wulf/Peuker, Thomas (Hg.), *Wittgensteins Spätphilosophie, Analysen und Probleme*, Würzburg 1998, 99-116.
- Nimtz, Christian, „Kommentar I, ‚Über was es gibt‘ (*On What There Is*), Wie Quine die Ontologie neu erfand“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Three Selected Essays*, English/Deutsch, hrsg. von Roland Bluhm und Christian Nimtz, übersetzt von Roland Bluhm, kommentiert von Christian Nimtz, Stuttgart 2011, 199-221.
- Nordström, Karin, *Autonomie und Erziehung, Eine ethische Studie*, Freiburg/München 2009.
- Pinkard, Terry, „Anerkennung, das Rechte und das Gute“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 125-143.
- Pinkard, Terry, *German Philosophy, 1760-1860, The Legacy of Idealism*, Cambridge 2002.
- Prechtl, Peter, „Kognitivismus/Non-Kognitivismus“. In: Prechtl, Peter/Burkard, Franz-Peter, *Metzler Philosophie Lexikon, Begriffe und Definitionen*, Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>1999 [<sup>1</sup>1996], 286/287.
- Price, Huw, „Naturalism without representationalism“. In: De Caro, Mario/Macarthur David (Hg.), *Naturalism in Question*, Cambridge (Mass.), 71-88.
- Quante, Michael, *Die Wirklichkeit des Geistes, Studien zu Hegel*, Berlin 2011.
- Quante, Michael, „Kommentar“. In: Marx, Karl, *Ökonomisch-Philosophische Manuskripte*, Frankfurt am Main 2009, 209-410.
- Quine, Willard Van Orman, *Grundzüge der Logik*, übers. von Dirk Siefkes, Frankfurt am Main 1974.
- Quine, Willard Van Orman, *Methods of Logic*, New York <sup>4</sup>1982 [<sup>1</sup>1950].
- Quine, Willard Van Orman, „On What There Is“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Nine Logico-Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.)/London <sup>3</sup>1980 [<sup>1</sup>1953], 1-19.
- Quine, Willard Van Orman, „Reference and Modality“. In: Quine, Willard Van Orman, *From a Logical Point of View, Nine Logico-Philosophical Essays*, Cambridge (Mass.)/London <sup>3</sup>1980 [<sup>1</sup>1953], 139-159.
- Quine, Willard Van Orman, *Wort und Gegenstand*, übersetzt von Joachim Schulte, Stuttgart 2002.

- Railton, Peter, „Normative Force and Normative Freedom: Hume and Kant“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 1-33.
- Rawls, John, *A Theory of Justice*, Cambridge (Mass.) 1972.
- Raz, Joseph, „Explaining Normativity: On Rationality and the Justification of Reason“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 34-59.
- Rödl, Sebastian, *Self-Consciousness*, Cambridge (Mass.) 2007.
- Rohr, Tabea, „Allgemein, nicht formal, Über einen grundlegenden Unterschied zwischen Freges Begriffsschrift und der modelltheoretischen Logik“. In: Kienzler, Wolfgang/Schlotter, Sven (Hg.), *Logik und Geschichte, Beiträge aus Jena* (TABVLA RASA, Jenenser Zeitschrift für kritisches Denken, Nr. 44), Jena 2012, 63-70.
- Roojen, Mark van, „Moral Cognitivism vs. Non-Cognitivism“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/moral-cognitivism>; abgerufen am 18.04.2013].
- Rorty, Richard, „Introduction“. In: Sellars, Wilfrid, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.)/London (<sup>4</sup>2003) [<sup>1</sup>1997], 1-12.
- Sayre-McCord, Geoff, „Metaethics“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2012 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/spr2012/entries/metaethics>; abgerufen am 18.04.2013].
- Schaber, Peter, „Good and Right as Non-Natural Properties“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 105-120.
- Schäfer, Rainer, *Die Dialektik und ihre besonderen Formen in Hegels Logik, Entwicklungsgeschichtliche und systematische Untersuchungen*, Hamburg 2001 (Hegel-Studien: Beiheft 45).
- Schlösser, Ulrich, „Handlung, Sprache, Geist“. In: Vieweg Klaus/Welsch, Wolfgang (Hg.), *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne*, Frankfurt am Main 2008, 439-454.
- Schnädelbach, Herbert, „Nicht Hegel vergessen, aber sein System historisieren“. In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 75/76.
- Schnädelbach, Herbert, „Warum Hegel?“. In: *Information Philosophie* 27,4 (1999), 76-78.
- Schmidt, Thomas, „Moral Values and the Fabric of the World, A Reconsideration of Mackie's Arguments against Moral Realism“. In: Schaber, Peter (Hg.), *Normativity and Naturalism*, Frankfurt/Lancaster 2004 (Practical Philosophy 5), 121-134.



- Sellars, Wilfrid, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.)/London (42003) [1997].
- Sellars, Wilfrid, „Realism and the New Way of Words“. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 8,4 (1948), 601-634.
- Setiya, Kieran, „Intention“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2011 Ed.) [<http://plato.stanford.edu/archives/spr2011/entries/intention>; abgerufen am 18.04.2013].
- Sieg, Gernot, *Spieltheorie*, München/Wien 2000.
- Siep, Ludwig, *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie, Untersuchungen zu Hegels Jenaer Philosophie des Geistes*, Freiburg/München 1979.
- Siep, Ludwig, „Anerkennung in der *Phänomenologie des Geistes* und in der heutigen praktischen Philosophie“. In: Schmidt am Busch, Hans-Christoph/Zurn, Christopher F. (Hg.), *Anerkennung*, Berlin 2009 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 21), 107-124.
- Siep, Ludwig, *Der Weg der „Phänomenologie des Geistes“, Ein Einführender Kommentar zu Hegels „Differenzschrift“ und „Phänomenologie des Geistes“*, Frankfurt am Main 2000.
- Siep, Ludwig, *Konkrete Ethik, Grundlagen der Natur- und Kulturethik*, Frankfurt am Main 2004.
- Siep, Ludwig, „Normenbegründung in der praktischen Philosophie“. In: Jansen, Nils/Oestmann, Peter, *Gewohnheit. Gebot. Gesetz, Normativität in Geschichte und Gegenwart: eine Einführung*, Tübingen 2011, 249-274.
- Siep, Ludwig, „Normerzeugende Praxis“. In: Brosow, Frank/Rosenhagen, T. Raja (Hg.), *Moderne Theorien praktischer Normativität, Zur Wirklichkeit und Wirkungsweise des praktischen Sollens*, Münster 2013, 329-345.
- Skinner, Burrhus Frederic, *Was ist Behaviorismus?*, übersetzt von Klaus Laermann, Hamburg 1978.
- Skorupski, John, „Irrealist Cognitivism“. In: Dancy, Jonathan (Hg.), *Normativity*, Oxford 2000, 116-139.
- Snell, Bruno, *Die Entdeckung des Geistes, Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Göttingen 41975 [1946].
- Sophokles, *Antigone*, Griechisch/Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Norbert Zink, Stuttgart 2005.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Die Bestimmung des Kontextes entscheidet!“. In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 76-78.

- Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Formal Truth and Objective Reference in an Inferentialist Setting“. In: *Pragmatics & cognition* 13,1 (2005), 7-37.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Hegels Analytische Philosophie, Die Wissenschaft der Logik als kritische Theorie der Bedeutung*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1992.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein dialogischer Kommentar*, Bd. 1, Gewissheit und Vernunft, Hamburg 2014.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Philosophie des Selbstbewußtseins, Hegels System als Formanalyse von Wissen und Autonomie*, Frankfurt am Main 2005.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Philosophiegeschichte*, Berlin 2006.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Wer ist der Herr, wer ist der Knecht? Der Kampf zwischen Denken und Handeln als Grundform jedes Selbstbewußtseins“. In: Vieweg Klaus/Welsch, Wolfgang (Hg.), *Hegels Phänomenologie des Geistes, Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne*, Frankfurt am Main 2008, 205-237.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, „Vergesst Hegel!“. In: *Information Philosophie* 28,5 (2000), 70-75.
- Stemmer, Peter, „Die Konstitution der normativen Wirklichkeit“. In: Brosow, Frank/Rosenhagen, T. Raja (Hg.), *Moderne Theorien praktischer Normativität, Zur Wirklichkeit und Wirkungsweise des praktischen Sollens*, Münster 2013, 25-35.
- Stemmer, Peter, *Normativität, Eine ontologische Untersuchung*, Berlin/New York 2008.
- Strawson, Peter Frederick, *Einzelding und logisches Subjekt, Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik*, übersetzt von Freimut Scholz, Stuttgart 1995.
- Tetens, Holm, *Philosophisches Argumentieren, Eine Einführung*, München <sup>3</sup>2010 [12004].
- Tomasello, Michael, *Why We Cooperate*, Cambridge (Mass.) 2009.
- Tugendhat, Ernst/Wolf, Ursula, *Logisch-semantische Propädeutik*, Stuttgart 2007.
- Wallace, R. Jay, „Practical Reason“. In: Zalta, Edward N. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Summer 2009 Edition) [<http://plato.stanford.edu/archives/sum2009/entries/practical-reason>; abgerufen am 18.04.2013].
- Wedgwood, Ralph, *The Nature of Normativity*, New York 2008.
- Wellmer, Albrecht, *Sprachphilosophie, Eine Vorlesung*, hrsg. von Thomas Hoffmann, Juliane Rebentisch und Ruth Sonderegger, Frankfurt am Main 2004.
- Williams, Bernard, „Internal and external reasons“. In: Williams, Bernard, *Moral Luck, Philosophical Papers 1973-1980*, Cambridge 1981, 101-113.

- Wimmer, Reiner, „Kognitivismus“. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>2010, 249/250.
- Wittgenstein, Ludwig, *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, Bd. 1, hrsg. von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 7*, Frankfurt am Main 1989.
- **PU** = Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 1, Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 2006.
- **Tractatus** = Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus*. In: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Bd. 1, Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 2006.
- Wittgenstein, Ludwig, „Vortrag über Ethik“. In: Wittgenstein, Ludwig, *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hrsg. und übersetzt von Joachim Schulte, Frankfurt am Main 1989, 9-19.
- Zahle, Julie, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part I“. In: *Philosophy of the Social Sciences* 43,4 (2013), 493-518.
- Zahle, Julie, „Practices and Direct Perception of Normative States: Part II“. In: *Philosophy of the Social Sciences* 44,1 (2014), 74-85.
- Zoglauer, Thomas, *Einführung in die formale Logik für Philosophen*, Göttingen <sup>2</sup>2002 [<sup>1</sup>1997].



# Anhang

## Abstracts

### Abstract in deutscher Sprache

Normativität ist ein Begriff, mit dem in der Philosophie häufig gearbeitet wird. Dies geschieht in verschiedenen Theoriekontexten: sei es in der Sprachphilosophie, der Metaethik oder auch der Tugendethik. Es wird aber nicht an diesem Begriff gearbeitet. Normativität ist dann meist ein *deus ex machina* (ein von außen Hinzukommendes) und tritt an Stellen in Theorien auf, die einen unerklärten Erklärer benötigen. Im ersten Teil der Untersuchung werden deshalb diese Theoriebezüge geklärt, um die Festlegungen der Theorien auf ihre Berechtigung hin zu überprüfen. Hierbei handelt es sich um eine hermeneutische Herangehensweise, mit der im zweiten Teil dann auch die Voraussetzungen der Theorien weiter problematisiert werden. Es muss dabei eben untersucht werden, wie Begriffe gebraucht werden. Hierzu muss man sich von gängigen sprachphilosophischen Überlegungen lösen, dass nicht nur Gegenstände bestimmt werden, sondern auch Begriffe, d.h., es ist zu fragen, wie Bestimmungen bestimmt werden. In dieser Untersuchung wird vorgeschlagen, dass das Normative in diesem hermeneutisch-reflexiven Bestimmungsprozess schon wirklich ist. Das begrifflich-hermeneutische Handwerkszeug, das hier entwickelt wird, erlaubt dann eine topische Bestimmung der Theoriekontexte, d.h. sie können in Sprachspielen verortet werden, die dann Ansatzpunkte für eine hermeneutische Neubeschreibung der Ethik sein können. Eine solche Metaethik würde dann auch ihrem Meta-Anspruch gerecht werden, wenn sie sich der – in dieser Untersuchung entwickelten – hermeneutisch-reflexiven Herangehensweise bediente.

### Abstract in englischer Sprache

Normativity is a concept, which is used frequently in philosophy and also in different theoretical contexts: in philosophy of language, metaethics or virtue ethics. In these contexts normativity is a concept, that is not worked on. It is mostly a *deus ex machina* (something that is added from the outside) and has its position in theories, where a unexplained explainer is needed. Therefore I analyze the theoretical contexts in the first part of the inquiry, so that the entitlements to the commitments of the theories can be tested. This is a hermeneutical approach, with which in the second part of the inquiry the suppositions of the theories are expounded further. It has to be examined how concepts are used. This includes also, that one has to dislodge the common notion in philosophy of language, that not only objects are determined, but also concepts, that is to ask how determinations are determined. In this project I suggest, that the normative is already actual in the hermeneutical and reflexive process of determining.

The here developed conceptual-hermeneutical tools allow to categorize the theoretical contexts (topics), i.e., to be able to situate or locate them in certain language games, which can be used as a new and hermeneutical outline or account of ethics. Such a metaethics would then be entitled to the claim of being „meta“, only if the hermeneutical and reflexive tools – developed in this inquiry – are used.

# **Curriculum Vitae**

## **Florian Richter**

Geboren am 18. Dezember 1982 in Mühlacker

## **Bildungsgang**

### **Promotionsstudium** der Philosophie

TU Darmstadt, Disputation: 20. Mai 2015, Einreichung der Dissertation am 4. November 2014

Thema: Der Status des Normativen – Ein Beitrag zur aktuellen Debatte im Ausgang von Hegel

Betreuer: Prof. Dr. Christoph Hubig

### **Visiting Scholar**

Department of Philosophy der University of Pittsburgh, 2012 – 2013

Betreuer: Robert Brandom, Distinguished Professor of Philosophy

### **Magister Artium** in Philosophie und Geschichte

Universität Stuttgart, 2003 – 2010

Thema der Magisterarbeit: Spekulative Sätze – Eine expressive Lesart

### **Abitur**

Theodor-Heuss-Gymnasium in Mühlacker, 2002

## **Universitäre Lehrerfahrung**

Selbstständig gelehrte Tutorien:

Klassiker der praktischen Philosophie, WS 2010/2011

Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, WS 2008/2009

Platon, Theaitetos, SS 2008

Kant, Kritik der reinen Vernunft, WS 2007/2008

## **Sonstiges**

**Zivildienst** beim Arbeiter Samariter Bund, 2002 – 2003

## Danksagung

Ich möchte mich an dieser Stelle bei einigen Menschen bedanken, die dieses Projekt begleitet haben. Mein Dank gilt Prof. Dr. Christoph Hubig, dass er dieses Projekt ermöglicht und unterstützt hat. Ich danke auch Professor Bob Brandom für seine Betreuung und Unterstützung während meiner Zeit an der Universität Pittsburgh. Professor John McDowell hat mir wertvolle Hinweise gegeben. Sie alle haben durch anregende Gespräche zum Gelingen beigetragen.

Daniel Hackbarth, Florian Heusinger von Waldegge, Jan Müller und Kaja Tulatz danke ich für viele interessante und anregende Diskussionen, wertvolle Hinweise und mühseliges Korrekturlesen. Mein Dank gilt auch Boris Brandhoff, Matthias Kiesselbach, Florian Rieger, Tabea Rohr und Preston Stovall für ihre Anmerkungen und für interessante Diskussionen während meiner Zeit in Pittsburgh.

Ich danke meinen Freunden Jochen Köhler und Marcel Schulz sowie meinem Bruder Benjamin und meiner Schwester Miriam, dass sie mich auch aus der Welt der Bücher herausgeholt haben und mich unterstützt haben. Mein Dank gilt meinen Großeltern und meinen Eltern für ihre finanzielle und liebevolle Unterstützung. Itzel Méndez danke ich für ihre Geduld und Liebe während der Publikationsfassung. Meine Eltern haben meinen Geschwistern und mir ermöglicht, unsere eigenen – und sehr unterschiedlichen – Wege zu gehen. Dafür bin ich ihnen zutiefst dankbar. Deshalb ist diese Untersuchung ihnen gewidmet.